B 955,440

Das Schwabenland

Ein Heimatbuch

herausgegeben von

Tony Kellen

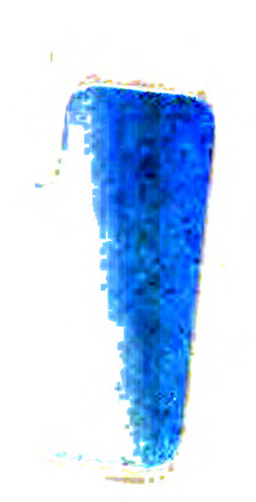


Verlag Friedr. Brandstetter in Leipzig

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google





Generated on 2018-09-29 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Das Schwabenland

Ein Heimatbuch für Württemberg und Hohenzollern

Herausgegeben von
Tony Kellen

Mit 27 Zeichnungen und Buchschmuck von Karl Sigrist, 2 alten Stichen und 8 Schattenrissen



Leipzig
Friedrich Brandstetter
1921

Generated on 2018-09-29 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

DD
801
.W92
S3511
1921

Alle Rechte vorbehalten.

Altenburg, S.-A.
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Generated on 2018-09-29 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN




Generated on 2018-09-29 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Starke
gift
Estate of
Marie Rominger
2-29-60

Vorwort

So umfangreich auch die Literatur über das Schwabenland ist, so fehlte es doch bisher an einem Werke nach Art des vorliegenden, und deshalb bedarf das Erscheinen dieses Buches wohl keiner Rechtfertigung, zumal es einer Sammlung von Heimatbüchern angehört, die ganz Deutschland umfassen wird.

Es soll vor allen Dingen den Heimatsinn wecken und pflegen, sei es, daß es die üblichen, den Stoff in sehr zusammengedrängter und deshalb nüchterner Form bietenden geographischen Leitfäden und Realienbücher ersetzt, sei es, daß es darüber hinausgehend den weitesten Kreisen als ein belehrendes und unterhaltendes und zum Eindringen in die Quellen anregendes Heimatbuch dient.

Bei der Auswahl des Stoffes kam es mir natürlich sehr zustatten, daß die vielen aus Schwaben hervorgegangenen Dichter auch über ihre Heimat viel Schönes geschrieben haben. Anderseits war es bei der Größe und Eigenart des Landes, der erheblichen Zahl der Städte und bemerkenswerten Orte sowie der Verschiedenheit der einzelnen Gebiete ausgeschlossen, alles so zu berücksichtigen, wie es wünschenswert gewesen wäre. Der zulässige Umfang zwang deshalb zu einer oft schmerzlichen Einschränkung.

In den beschreibenden Teilen ließen sich einzelne Auszüge aus älteren Schriftstellern nur unter der Bedingung verwenden, daß falsche und veraltete Angaben fortgelassen oder berichtigt wurden. Ich glaubte mich dazu ebenso berechtigt wie zur Einfügung einzelner neuer Angaben, da es sich ja nicht um eine philologische Wiedergabe alter Texte handelt. Auch sonst habe ich kleine und größere Kürzungen vorgenommen, Fremdwörter oder ungewöhnliche sprachliche Eigenarten ausgemerzt und überhaupt ein möglichst gut lesbares Buch zustande zu bringen gesucht, an dem der Leser gar nicht erkennen soll, wie viel Mühe es gekostet hat.

Ob es mir in einer fünfjährigen Arbeit im Schwabenlande gelungen ist, die richtige Auswahl zu treffen, muß ich dem freundlichen Urteil des Lesers überlassen. Es ist mir eine angenehme Pflicht, den Schriftstellern und ihren Erben, den Bibliotheken, Stadtverwaltungen, Verkehrsvereinen usw., die mich bei der Beschaffung des Stoffes unterstützt haben, verbindlichsten Dank auszusprechen.

Hohenheim bei Stuttgart, Herbst 1921.

Der Herausgeber.

Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Inhaltsverzeichnis.

Die mit † bezeichneten Stücke sind Originalbeiträge, die mit * bezeichneten Gedichte.


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

III. Wanderungen durch Württemberg.

A. Das altwürttembergische Unterland.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

E. Der Schwarzwald.

F. Oberschwaben.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

IV. Das Hohenzollernland.

V. Die Schwaben.

VI. Aus dem württembergischen Wirtschaftsleben.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

I. Land und Leute.

Sei mir gegrüßt mit Herz und Hand,
Mein liebes altes Schwabenland!
Wie lächelst du den Wandersmann
Aus treuen Augen sinnig an!

Wilhelm Hertz.

Schwabenland.

Von Wilhelm Zimmermann.

Fragst du, wo dir ein ew'ger Garten
Die deutsche Au entgegenlacht?
Der Hügel weinbekränzte Warten,
Der Täler wechselvolle Pracht?
Wo stolze, satte Ströme gießen
Die reichen Adern weltmeerwärts
Und hundert Bäche lieblich fließen?
Sieh, das ist Schwaben, Deutschlands Herz!

Und siehst du ob den schönen Gauen,
Wie ewige Wächter rings bestellt,
Die Alpenberge dort, die grauen,
Gelagert unterm Himmelszelt?
Wie Harnische im Abendschimmer
Die breiten Felsenwände hier,
Die Burgen dort und Schlössertrümmer
Auf ihrer Stirn wie Helmeszier?

Sie sah'n Geschlechter, gleich der Welle,
An sich vorüber Völker gehn,
Hochherz'ge Taten, sonnenhelle,
Und Werke schwarzer Nacht geschehn.
Wie Licht und Schatten um sie jagen,
Jetzt Blau, jetzt Schwarz, jetzt Rosenglanz,
So webt um sie ein Chor von Sagen,
Geheimnisvoll in buntem Tanz.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Land und Leute in Schwaben.

Von J. Lützelburger.



m südwestlichen Deutschland gelegen, grenzt Württemberg im Nordosten, Osten und Südosten an Bayern, im Süden an Baden, die Hohenzollernschen Lande und den Bodensee, der Württemberg von der Schweiz trennt, im Südwesten, Westen und Nordwesten an Baden. Außerhalb dieser abgerundeten Umgrenzung besitzt es einige kleine, in Baden und Hohenzollern eingeschlossene Gebiete (Exklaven), wie es anderseits die Hohenzollernschen Lande und drei kleine hessische Gebiete (Enklaven) umschließt.

Der nördlichste Punkt des Landes, Simmringen im Oberamt Mergentheim, ist vom südlichsten, Retterschen am Bodensee, 223 Kilometer, der westlichste, die Hornisgrinde im Schwarzwald, vom östlichsten, Duttenstein im Oberamt Neresheim, 169 Kilometer entfernt.

Durch seine Lage hat Württemberg Anteil an mehreren natürlichen Gebieten: am oberrheinischen Gebirgssystem durch den Schwarzwald, am schwäbisch-fränkischen Stufenland durch das Unterland und die Alb und am nördlichen Vorland der Alpen durch die oberschwäbische Landschaft. Das Land gehört zum größeren Teil dem Stromgebiet des Rheins, zum kleineren dem der Donau an.

Vom Neckar mit seinem 370 Kilometer langen Laufe gehören 281 Württemberg an. Die obere Donau fließt 129 Kilometer weit durch Württemberg und Hohenzollern. Zwischen Donau und Neckar erhebt sich die Schwäbische Alb, ein malerisches Mittelgebirge, das sich 180 Kilometer lang und 40 Kilometer breit quer durch Württemberg hindurchzieht. Vom Schwarzwald gehört nur der nordöstliche Teil, etwa ein Viertel des ganzen, zum Schwabenland.

Schon ein allgemeiner Überblick zeigt die Mannigfaltigkeit landschaftlicher Gestaltung: im Westen das breite, dunkle Gebirge des Schwarzwaldes, mit tiefeingeschnittenen, wasserrauschenden Tälern auf Gneis- und Granitgrund, zwischen nadelholzbedeckten Buntsandsteinrücken. Im Süden die äußersten Ausläufer der Allgäuer Alpen, dann als größter deutscher Binnensee der Bodensee und, mit dessen Ausbuchtung zusammenhängend, die oberschwäbischen Gletscherschutthügel mit Seen und Weihern. Nördlich davon, von Südwest nach Nordost das ganze Land durchziehend, die Schwäbische Alb, im Süden von

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der jungen Donau in einem Felstal unterbrochen, im Norden von tiefen Quertälern durchschnitten. Nordwestlich und nordöstlich breitet sich in dem spitzen Winkel zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb das Flußgebiet des Neckars mit seinen Zuflüssen aus, ein grünes, mildes, hügeliges Land, voll Obst, Wein, Getreide, Wald, gewerbsamer und reich bevölkerter Städte und Ortschaften. Dies ist das Schwäbische Unterland mit dem Hohenlohischen bis hinüber zum anmutigen Taubergrund.

Württembergs Bodenfläche beträgt ohne den Anteil am Bodensee 19,513 qkm. Der Größe nach nimmt das Land unter den deutschen Staaten die dritte Stelle ein (nach Preußen und Bayern), nach der Einwohnerzahl die vierte (nach Preußen, Bayern und Sachsen).

Amtlich ist das Land in vier Kreise, den Neckarkreis, den Schwarzwaldkreis, den Jagstkreis und den Donaukreis, eingeteilt, doch dient diese Einteilung lediglich Verwaltungszwecken.

Nach der Volkszählung von 1919 zählt Württemberg 2509089 Einwohner, davon im Neckarkreis 927963, im Schwarzwaldkreis 583771, im Jagstkreis 418118, im Donaukreis 579237. Städte mit über 20000 Einwohnern sind Stuttgart mit 310924, Ulm mit 53621, Heilbronn mit 43802, Eßlingen mit 38007, Reutlingen mit 28982, Ludwigsburg mit 22690, Göppingen mit 21673 und Tübingen mit 20667.

Der Staat ist entstanden aus einer großen Zahl größerer, kleiner und kleinster Gebiete. Stuttgart ist verhältnismäßig spät wirkliche Hauptstadt geworden. Das Land besaß aber eine Menge kleiner Kulturmittelpunkte, so Ulm als Kunststadt in der Zeit des Münsterbaues, dann die vielen Reichsstädte, fürstlichen Residenzen, Abteien und Stifte. Die Kleinstaaterei, die in Schwaben nach dem Untergang des mächtigen Herzogtums bis zum Ende des heiligen römischen Reiches herrschte, hat auch ihr Gutes gehabt: die Verteilung der höheren Kultur über viele Mittelpunkte. All diese einzelnen Staatsgebilde hatten ihre eigene Geschichte und haben noch jetzt ihre Erinnerungen, ihre Denkmäler und Urkunden, ihre Chroniken, Legenden, Sitten und Gebräuche.

Auch die Bevölkerung ist nicht einheitlich, obschon man jetzt die Württemberger durchweg als Schwaben bezeichnet.

Die Schwaben werden benannt nach dem urdeutschen Stamm der Sueven, die nach der Römerzeit im Land saßen.

Der Stamm der Schwaben hieß ursprünglich Alemannen. Seit der Karolingerzeit wurde der Name Schwaben immer mehr üblich. Heutzutage unterscheidet man in der Sprache eine alemannische und eine

1*


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwäbische Mundart, erstere im Süden, von dem südlichen Schwarzwald, der Baar und dem Bodensee an, also in der deutschen Schweiz, letztere im schwäbischen Norden und Osten. Die Verschiedenheit der beiden Mundarten stammt aus dem späteren Mittelalter her. Die gesonderten Bezeichnungen wurden aber erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts, dem Erscheinen von Hebels Alemannischen Gedichten, üblich.

Die Alemannen bilden mit sieben Achteln den Hauptbestandteil der Bevölkerung Württembergs, während der fränkische Stamm in der kleineren Nordhälfte des Landes ein Achtel umfaßt.

Württemberg und Schwaben sind also keineswegs gleichbedeutende Bezeichnungen, denn die Franken sind zwar Württemberger, aber keine Schwaben. Dennoch hat sich für ganz Württemberg die Benennung Schwabenland längst eingebürgert. Übrigens fließen die Grenzen etwas ineinander. Man behauptet sogar, rein schwäbisch sei das Volksleben nur in Oberschwaben. Niederschwaben sei halb fränkisch und das fränkische Volkstum hier halb hessisch. Württembergisch Franken sei kulturgeschichtlich ein Stück von Mitteldeutschland. Anderseits enthält Bayern noch ein beträchtliches schwäbisches Gebiet.

Die oberschwäbischen Städte mit den Staffelgiebeln auf den Häusern sind wesentlich verschieden von den Städten im Unterland. Schon im Mittelalter bekamen sie Straßenlauben, gedeckte Gänge mit Arkaden vor dem zurückgezogenen Erdgeschoß der Reihenhäuser. Eine ähnliche Marktplatzumsäumung finden wir in zwei neueren Städten in anderen Landesteilen, in Freudenstadt und in Ludwigsburg. In Rottweil haben die Häuser nach schweizerischem Muster hübsche Erker.

In Altwürttemberg herrscht die Gotik vor, im unteren Neckargebiet und im Hohenloheschen die Renaissance, in Oberschwaben das Barock.

Schwaben war von alters her ein sehr fruchtbares Land. Goethe läßt den Reineke Fuchs im 6. Gesang zu seinem Weibe sagen:

„Laßt uns nach Schwaben entfliehn! Dort kennt uns niemand; wir halten
Uns nach Landesweise daselbst. Hilf, Himmel! Es findet
Süße Speise sich da und alles Guten die Fülle:
Hühner, Gänse, Hasen, Kaninchen und Zucker und Datteln,
Feigen, Rosinen und Vögel von allen Arten und Größen;
Und man bäckt im Lande das Brot mit Butter und Eiern.
Rein und klar ist das Wasser, die Luft ist heiter und lieblich,
Fische gibt es genug, die heißen Gallinen und andre
Heißen Pullus und Gallus und Anas, wer nennte sie alle?


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Das sind Fische nach meinem Geschmack! Da brauch ich nicht eben
Tief ins Wasser zu tauchen; ich habe sie immer gegessen,
Da ich als Klausner mich hielt. Ja, Weibchen, wollen wir endlich
Friede genießen, so müssen wir hin, ihr müßt mich begleiten."

Auch heute noch gibt es all diese Sachen im Schwabenlande, obgleich der Weltkrieg auch hier die Verhältnisse vielfach verschlechtert hat.

Der Schwabe ist an seiner Sprache leicht kenntlich, zumal er sich meist gar nicht bemüht, rein hochdeutsch zu sprechen. Er ist übrigens überzeugt, daß seine Aussprache schöner klingt als die irgendeines andern deutschen Stammes. Wer aber aus einem andern Gau ins Schwabenland kommt, hat oft Mühe, die ungefügen Laute des unteren Volkes zu verstehen. Ein echter Schwabe läßt sich allerdings dadurch nicht stören, zumal er gegen alles Fremde sich ziemlich ablehnend verhält. Deshalb sagt Wilhelm Hertz in seinem „Gruß an Schwaben":

Laß deine rauhen Laute tönen
Trotz aller Fremden Spott und Höhnen!
Ihr feines Ohr verstehet nicht,
Wie viel aus diesen Worten spricht.
All fromme Lieb' im Kinderherzen,
All deine Sehnsucht, deine Schmerzen —
Tut mir dein traulich Stammeln kund,
Du süßer, rauher Schwabenmund!

Ein anderer kerniger Schwabe, Friedrich Theodor Vischer, aber sagt in seinen „Lyrischen Gängen" (1882):

Wohl mir, daß ich im Land aufwuchs, wo die Sprache der Deutschen
Noch mit lebendigem Leib im Dialekte sich regt,
Milch von der Mutter noch trinkt, noch quellendes Wasser am Borne,
Vom Schulmeister noch nicht rektifiziertes Getränk.
Immer, wenn einer spricht, der nie gelebt in der Mundart,
Hör ich im Oberton einen didaktischen Klang.

Der Charakter der schwäbischen Landschaft.

Von Robert Gradmann.

Die Schwaben müssen immer was Besonderes haben. So etwas, 'e sie sind, gibt's auf der ganzen Welt nicht wieder; das bezeugen


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

ihnen die tausend Schwänke von den Schwabenstreichen. Aber auch ihre Heimat soll, wenn man sie hört, etwas ganz Ungewöhnliches, Einzigartiges sein; und auch daran ist etwas Wahres. Man darf es nur nicht übertreiben. Irgendeinen Wesenszug ausfindig zu machen, der nur dem Schwabenland und zugleich allen Teilen des Landes zukäme, wird schwerlich gelingen. Schwaben ist keine einsame Insel im Ozean, keine einheitliche, in sich abgeschlossene Landschaft.

Da ist das „Unterland" mit seinen kornreichen Gäuebenen, mit den vielverschlungenen, reben- und burgenreichen Muschelkalktälern, mit den weichen Linien seiner Keuperberge, den lauschigen Wiesentälchen und den unermeßlichen Obstwäldern, die sich über Tal und Hügel breiten.

Da ist der Schwarzwald mit seinen Tannen und seinem Harzduft, mit den stillen Bergseen, den kühlen Schluchten und rauschenden Forellenbächen, den wundervollen alten Bauernhäusern und den kleidsamen Trachten der Frauen.

Als vollkommener Widerpart stellt sich ihm wiederum die Schwäbische Alb gegenüber, ebenfalls ein Mittelgebirge von über 1000 m Höhe, aber aus weißem Kalkstein aufgebaut und mit schroffen Felszinnen weit ins Land hinaus leuchtend. Schwellender Laubwald umkränzt ihre Stirn mit lichtgrünem Bande. Die Höhen sind flach, von Trockentälchen durchzogen, Ackerfeld und Heide; darin tief eingesenkt in wundersamem Gegensatz smaragdgrüne Täler mit sprudelnden Gewässern und einer Herrlichkeit der Baumblüte, die mit den üppigsten Gefilden des Unterlandes wetteifert. Burgengekrönte Vorberge vollenden das Bild mit gar erlauchten Namen! Staufen und Rechberg, Teck, Neuffen und Achalm, Zollern, Hohenberg und Fürstenberg.

Wieder von ganz anderer Art ist das oberschwäbische Gebiet: altes Gletscherland mit mannigfach wechselnden Formen. Im Süden lagern sich frische Moränen um den Spiegel des Bodensees her, steile Kuppen mit Waldschöpfen darauf, dazwischen tausend kleine Seen und Moore und zerstreute Einzelhöfe; gegen Norden werden die Moränenhügel flacher, und schließlich bedecken nur noch die Kiesablagerungen der Schmelzwasser in terrassenförmigem Aufbau weithin das Land. Nur einzelne ältere Berge, wie der Heiligenberg und der Bussen und die alten Feuerberge des Hegaus erheben ihre Häupter aus den Ablagerungen der Gletscher.

Keines dieser Landschaftsbilder ist Schwabens ausschließliches Eigentum. Der Schwarzwald gehört mit seinen großartigsten Strecken Baden an; er hat überdies sein Spiegelbild im Wasgenwald, und ähnliche


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Landschaften wiederholen sich in andern Mittelgebirgen, namentlich im Thüringer Wald. Alle übrigen Landschaften Schwabens finden ihre unmittelbare Fortsetzung nach Osten tief nach Bayern hinein, das Unterland nach Mittel- und Unterfranken, die Schwäbische Alb nach der Fränkischen Alb, die allerdings an Höhenentwicklung bedeutend zurückbleibt, und Oberschwaben ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem mächtigen Vorland der Alpen, das sich vom Genfer See bis nach Oberösterreich hineinzieht. Das Unterland hat auch viele Ähnlichkeit mit Thüringen, das Alpenvorland mit dem norddeutschen Tiefland. Nur die Alb steht unter den deutschen Landschaften einzig da; aber auch sie beschränkt sich ja nicht ausschließlich auf Schwaben.

Schwabens Eigentümlichkeit besteht nur darin, daß sich alle diese so verschiedenartigen Landschaften auf engem Raum zusammendrängen. Engräumigkeit verbunden mit Mannigfaltigkeit, das ist es, was die schwäbische Landschaft kennzeichnet. Von den Hauptgipfeln des Böhmerwaldes reicht der Blick nirgends über den Wald hinaus. Hunderte von Kilometern weit kann man das norddeutsche Tiefland mit der Bahn durchrasen, ohne etwas anderes zu Gesicht zu bekommen, als immer nur den Charakter des Tieflandes. Aber im württembergischen Unterland gibt es wenig Strecken, zu denen nicht die Berge der Alb oder des Odenwaldes oder irgendeines andern Berglandes herabschauen; über ganz Oberschwaben gießen die Schneegipfel des Hochgebirgs ihren verklärenden Schimmer, und kaum eine Höhe des Schwarzwaldes oder der Alb ist so einsam und entlegen, daß man nicht von dort hinausblickt auf die gesegneten Gefilde der Rheinebene oder des Neckarlandes. Das weckt Sehnsucht, lockt in die Ferne, ermuntert zum Wandern und macht jede Wanderung auch unfehlbar lohnend. Strecken von ermüdender Eintönigkeit sind hier nicht zu fürchten. Das gilt besonders auch für Wanderungen zu wissenschaftlicher Belehrung im Dienste der Erdkunde, der Gesteins- oder Pflanzenkunde, der Kunstgeschichte und Altertumsforschung.

Natürlich hat das seine Kehrseite: es fehlt die epische Größe der unermeßlichen Ebene und des Meeres, es fehlt die dramatische Bewegung des Hochgebirgs. Der Eindruck des Milden, des Lieblichen und Zierlichen herrscht vor, am stärksten in dem Landesteil, der als Kern Altwürttembergs auch für den Kern des Schwabenlandes überhaupt gilt, im Unterland. Das ist eine ausgesprochen lyrische Landschaft; das schwäbische Volkslied ist hier zu Hause, das Märchen und die Idylle. Es ist die Heimat Uhlands und Mörikes, Gustav Schwabs und Justinus Kerners, die Heimat


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch der Grübler, Spintisierer und Stundenleute[1]). Die Engräumigkeit birgt unleugbar die Gefahr des Haftens am Kleinen in sich, einer Verengerung des Gesichtskreises, der Selbstbespiegelung und Eigenbrödelei. Gut ist's daher, daß der Formenreichtum der Landschaft als Gegengewicht dienen kann und eine Entartung in Einseitigkeit nicht so leicht zuläßt: so wenig der Eindruck des Düstern, des Einsamen und Weltverlassenen irgendwo zur Alleinherrschaft kommen kann, ebensowenig der des Süßen und Geleckten; überall ist dafür gesorgt, daß auch herbe und große Züge nicht fehlen. Das Beste tun dazu die strengen Formen der Schwäbischen Alb.

Manche untergeordneten Merkmale sind nicht so unmittelbar durch die Engräumigkeit bestimmt, wie es dem Fernstehenden vielleicht scheinen mag; immerhin fügen sie sich trefflich in das Gesamtbild. Dazu gehören gewisse wirtschaftliche Eigentümlichkeiten, die sich auch in den Siedlungen und dem ganzen Landschaftsbild ausprägen, so namentlich das Vorherrschen des Kleinbesitzes, der kleinbäuerlichen Verhältnisse, und was eng damit zusammenhängt, die starke Betonung der Viehzucht und des Obstbaues und die innige Verbindung zwischen Landwirtschaft und Industrie. In allen diesen Beziehungen steht Württemberg, wie die Statistik lehrt, an der Spitze der deutschen Staaten. Schon beim ersten Betreten des Landes fällt die ungeheure Verbreitung des Obstbaues auf. Er beschränkt sich nicht auf die Gärten in unmittelbarer Umgebung der Ortschaften; keine Landstraße, die nicht mit Obstbäumen besäumt wäre, und unabsehbare Feld- und Wiesenflächen sind oft mit ununterbrochenen Obstwäldern bedeckt. Es ist ein erfreuliches Bild der Fülle und des Segens, wonnevoll namentlich zur Blütezeit im Mai neben dem frischen Wiesen- und Buchengrün, aber auch zur Zeit der Reife im Herbste. Freilich steckt hinter diesem Segen ein Stammeslaster. Einst mußte den schwäbischen Bauern der Obstbau von der Regierung buchstäblich aufgezwungen werden; aber schließlich war der Erfolg mehr als glänzend. Heute gibt man sich allgemein dem Genuß des Apfel- und Birnenmostes mit wahrer Leidenschaft hin, hält ihn für fabelhaft gesund und vertilgt das edle Getränk in ganz unglaublichen Mengen. Dafür ist das Schnapstrinken fast unbekannt.

Ein weiterer Zug, der mit der Engräumigkeit gut zusammenklingt, ist der Reichtum an altertümlichen Kleinstädtchen. Gab es doch im schwäbischen Kreise mehr freie Reichsstädte als im ganzen übrigen

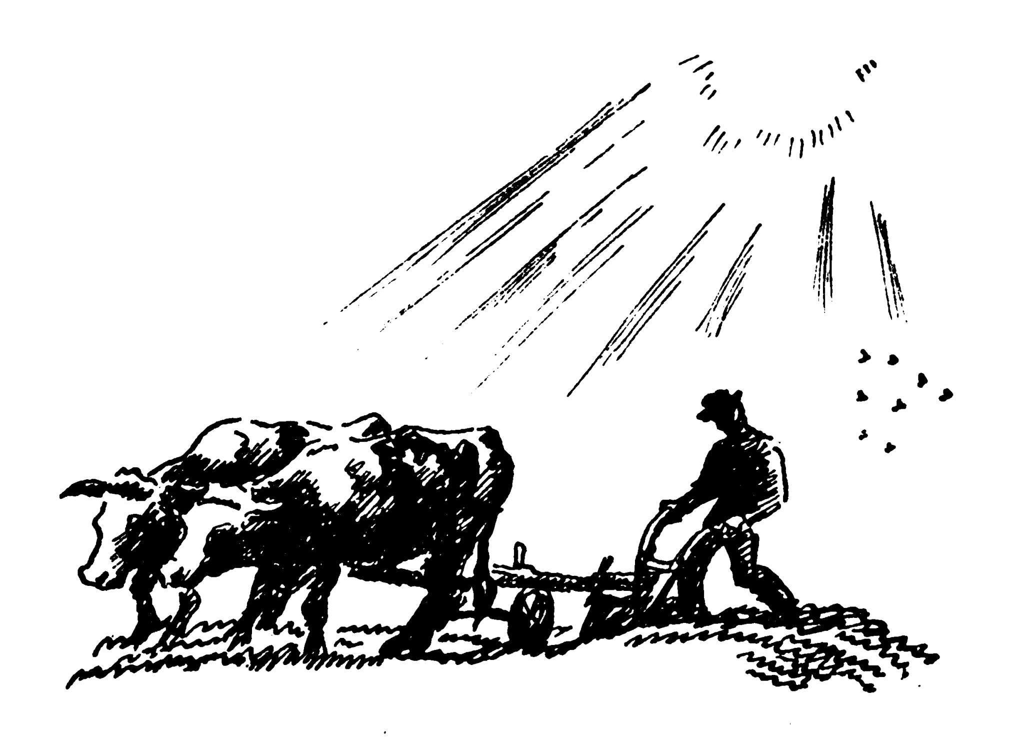
[1]) Pietisten.


Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Reich zusammen. Mit ihren oft noch wohl erhaltenen Mauern, Türmen und Toren und ihren köstlichen altfränkischen Straßenbildern sind auch sie ein unveräußerlicher Bestandteil schwäbischer Landschaft.

Wer aus dem Norden kommt, dem mögen noch manche besonderen Züge auffallen, so die Fülle alter Kirchen, Klöster und Burgen, denen wir auf Schritt und Tritt begegnen, die altertümlichen Ortsnamen, die in karolingische und merowingische Zeit und noch weiter zurückweisen. Das sind jedoch keine besonderen Eigentümlichkeiten Schwabens; sie gehören dem ganzen Süden und Westen Deutschlands an. Es sind Denkmäler einer älteren Kultur. Den altkeltischen, später zum römischen Reich geschlagenen Boden des heutigen Südwestdeutschlands haben die ungestüm vordringenden Schwaben oder, wie andere sie nannten, die Alemannen schon in den frühesten Tagen der Völkerwanderung mit dem Schwert erobert und seither, ungleich den Westfranken, den Burgundern und Langobarden, ihr Deutschtum daselbst gegen alle romanischen Einflüsse behauptet.

Aus: Universitätszeitung. Sonderheft der Universität Tübingen. 1917






Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hohentwiel.

II. Aus Württembergs Vergangenheit.

Schwaben in vorgeschichtlicher Zeit.

Von R. R. Schmidt.



chwaben hat seit dem Auftreten der ältesten menschlichen Rassen seinen Anteil an der frühesten Menschheitsgeschichte, dank seiner mannigfaltigen, für alle Kulturstufen geeigneten Bodenbeschaffenheit. Die breiten Diluvialtäler, vor allem die zerklüftete höhenreiche Alb waren für die der Jagd obliegende europäische Urbevölkerung geschaffen. Die frühesten Albbewohner waren Neandertalmenschen[1]). Durch zahlreiche Funde aus Mittel- und Westeuropa sind diese als älteste europäische Rasse und die Träger der älteren Altsteinzeit (Altpaläolithikum) erwiesen.

In mehreren bekannten Albhöhlen wie im Sirgenstein, in der Ofnet, im Hohlefels, Propstfels u. a. ist uns der Werdegang der diluvialen

[1]) Benannt nach dem Neandertal bei Düsseldorf. Auch die folgenden Namen der vorgeschichtlichen Menschen beziehen sich auf die Orte, wo zuerst Überreste derselben gefunden wurden.

Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Bevölkerung in einer selten glücklichen Weise überliefert worden. Diese Wohnstätten enthielten mehrere übereinanderlagernde diluviale Kulturschichten, deren Inhalt die Entwicklung während zehn verschiedener altsteinzeitlicher Kulturepochen wiederspiegelt und auf Tausende von Menschengenerationen zurückgeht. Neben den Werkstätten lagerten die Nahrungsreste der tierischen und menschlichen Höhlenbewohner. Sie geben in chronologischer Folge ein getreues Bild von dem wechselnden Schauplatz diluvialen Lebens und den erdgeschichtlichen Vorgängen.

Die ältesten dieser Schichten reichen tief in das Eiszeitalter zurück und sind der altpaläolithische Kulturboden des Neandertalmenschen. Die letzte Vereisung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Aus den vergletscherten Teilen Europas und Asiens waren die verdrängten Tiere in die Tundren und Steppen der unvereisten Säume Mitteleuropas zusammengeströmt. Die eisfreie Alb war ein Dorado der Jäger. Aber als erbitterte Riwalen standen hier die alteingesessenen Troglodyten, Höhlenlöwen und Bären, Tiger und Hyänen dem Menschen im Daseinskampfe gegenüber. Die Jagdmethode war die der heutigen Naturvölker. Bison- und Wildpferdherden trieb der Jäger über die steilabstürzenden Talhänge in den Tod. Die diluvialen Dickhäuter Mammut und Nashorn erlegte er mittels Fanggruben. Von den Hirschen gehörte das Ren und der breitkronige Riesenhirsch zu seiner Jagdbeute. Der abwechslungsreichen Fleischkarte des Eiszeitmenschen stand eine weniger reichhaltige vegetarische Auswahl von Wildfrüchten gegenüber. So forderte der Lebensunterhalt ausschließlich Geräte und Waffen für die Jagd, zu denen der anstehende Jurafels den Feuerstein lieferte.

Ein anderes Bild zeigen die mittleren und oberen Diluvialschichten der Höhlen. Die große Vereisung Europas tritt zögernd und wiederholt vorstoßend ihren Rückzug an. Langsam geht der Mensch als Sieger über die diluvialen Raubtiere hervor — mit Hilfe der Natur, die den diluvialen Arten mit dem Zurücktreten von Tundren und Steppen die Lebensgrenze setzt. An Stelle der primitiven altpaläolithischen Steinindustrie des Neandertalers ist eine entwicklungsfähigere, auf der Klingenspaltung beruhende jungpaläolithische Technik mit formvollendeten Steinwaffen, Jagd- und Fischereigeräten, mit Speerspitzen und Harpunen getreten. Das Leben gewährt Raum für künstlerisches Schaffen, und der diluviale Jäger zeigt sich als meisterhafter naturalistischer Tierbildner, der über eine reichentwickelte Tierornamentik zum Schmuck seiner Waffen verfügt. Ein in engen Grenzen sich haltender Tauschhandel zeigt Beziehungen der Albbevölkerung bis nach dem Mittel-


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meer. Wir können uns den damaligen Menschen vorstellen in genähter Fellkleidung, Hals und Glieder mit Jagdtrophäen geschmückt und mit bunter Hautbemalung. So legt er seine Toten an ihren alten Herdplatz nieder und gibt ihnen neben ihrem vollen Schmuck Beigaben mit auf den Weg. Am Ausgange des Jungpaläolithikums tritt zu der wechselnden Begräbnisweise die Kopfbestattung. Aus dieser Zeit hat uns die Ofnet im Ries eine einzigartige diluviale Totenstätte erhalten mit 33 Schädeln von Männern, Frauen und Kindern, die, in Ocker eingebettet, wie Eier in zwei vertieften Nestern beigesetzt waren, alle dem Westen, der untergehenden Sonne zugewandt.

Der Aufschwung der jungpaläolithischen Kultur ist auf das Auftreten jüngerer, dem Neandertaler überlegenen Jägervölker zurückzuführen, zunächst auf die Aurignacrasse, in späterer Zeit auf das Erscheinen des Cro-Magnonmenschen. Der letztere ist bereits ein Vertreter unserer heutigen Menschenform.

Die Freilandstationen des diluvialen Jägers, die an geschützten lößbedeckten Talhängen der diluvialen Neckarterrassen errichtet wurden, bestätigen den dargelegten Werdegang.

In dem aus schwäbischen Funden hervorgegangenen Entwicklungsbild, das in klarem Zusammenhang mit dem Wechsel der eiszeitlichen Tierwelt steht, ist ein Grundpfeiler auch für die diluvial-vorgeschichtliche Forschung außerhalb Deutschlands erstanden. In der Vereinigung der meisten vorerwähnten Funde deutschen Gebiets, die durch Aufstellung natürlicher Fundschichtenprofile auch dem Laien verständlich werden, beruht die Bedeutung der Tübinger Urgeschichtlichen Sammlung.

Das relative Alter des schwäbischen Diluvialmenschen ist bekannt. Unzuverlässig ist dagegen die zahlenmäßige Altersbestimmung. Sie geht von der Berechnung gegenwärtig sich vollziehender Erdabtragungen und Aufschüttungen der Flüsse und Meeresküsten, von dem Wachstum der Torf- und Höhlenschichten aus und wendet das erhaltene Zeitmaß auf die Schichten vergangener Epochen an. Bei vorsichtiger Berücksichtigung des wiederholten eiszeitlichen Klimawechsels, der eine mehrmalige Verschiebung im Tier- und Pflanzenreiche unseres Gebietes herbeiführte, haben wir bei niedrigster Schätzung die Dauer der älteren Steinzeit Schwabens von 50000 bis etwa 10000 v. Chr. anzusetzen.

Mit dem Rückgang der diluvialen Vereisung, der Verdrängung der eiszeitlichen Jagdtiere und mit der Herrschaft eines milderen Klimas bereitet die Natur den Boden für unsere heutige Zivilisation. Zunächst war ein Teil der diluvialen Jägerbevölkerung ihren abwandernden


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nahrungstieren nach dem eisfrei gewordenen Norden Europas gefolgt. Dort geht aus ihrer Mitte eine seßhafte Fischerbevölkerung mit einer frühsteinzeitlichen Übergangskultur hervor, die bis nach dem Süden Deutschlands, nach Schwaben und Franken, die verbliebene Urbevölkerung mit neuen Kulturelementen durchdringt. Eine dünne Bevölkerungsschicht, keineswegs aber eine vollständige, Jahrtausende währende Unterbrechung in der Besiedelung Schwabens, ist die Folge der Auswanderung, bis ein neuer indogermanischer Völkerstrom die weiten Lößgebiete des Neckars, die Hochufer der Donau und die schwäbischen Seen besiedelt.

Die ältesten Träger der jungsteinzeitlichen Kultur sind die alteingesessenen Pfahlbauleute am Bodensee. Ihre bis in die historische Zeit weitverbreitete Wohnweise auf gemeinsamen Pfahlrosten beruhte ursprünglich auf der leichteren Verteidigung von Leben und Besitz. Aber auch Flöße und Packwerke dienten wie bei der jüngeren Pfahlbaubevölkerung von Schussenried als Unterlage für rechteckige, aus Rundhölzern aufgebaute Häuser, die Küche, Schlafraum, Werkstätte und Vorratskammer, mitunter auch Stallungen enthielten. Ein reiches Kulturleben spielte sich in diesen Dorfanlagen über Wasser und auf dem Lande ab. Neben der Jagd auf Ur, Wisent, Büffel und Bären gewinnt die Tierzähmung wachsende Bedeutung für den Lebensunterhalt. Die Fischerei wird mit Harpunen, Angeln und Netzen in den überaus fischreichen Seen betrieben. Getreidefelder entstehen in der Umgebung der Ufer, die mit dem Hackenpflug geackert und mit Hirschhorn und Steinhacke bearbeitet werden. Auf großen Reibsteinen wird die Körnerfrucht gemahlen. Die Frauen bereiten aus Bast und Flachs Kleider und Hüte. Aus den Steinwerkstätten gehen wohlgeschliffene Steinäxte, Hämmer, Beile und Meißel hervor. Händler bringen die seltenen Gesteinsarten weit über Land. In den Schnitzwerkstätten werden Geschirre aus Holz, Hausgeräte und Körperschmuck gefertigt. Eine der wichtigsten Errungenschaften aber ist die Töpferei. Zunächst fertigt die ältere Pfahlbaukeramik ausschließlich unverzierte primitive Schöpf- und Vorratsgefäße ohne Standfläche. Die Töpferkunst mit ihren schnellwechselnden Stilrichtungen bildet nun für alle Kulturschichten ein Haupterkennungsmal.

Ein jüngerer Bevölkerungsstrom, mit nordindogermanischen Kulturelementen durchdrungen, hatte sich in den Lößgebieten des Neckars ausgebreitet. Diese Kultur findet ihren hervorragendsten Ausdruck in der Großgartacher Stichkeramik. Ihre Gefäßtypen sind durch Tiefstichreihen und mit schraffierten gehängeartigen Verzierungen


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im gebundenen geometrischen Stil ausgeschmückt. Abgelöst wird diese Bevölkerung durch südindogermanische Ackerbaukolonisten, die **Spiralkeramiker**, die über eine freiere, variationsreiche Dekoration verfügen. Deren Gefäße sind in den Hauptformen der südländischen Natur entlehnt, und Mäander- und Spiralverzierungen weisen auf südöstliche Herkunft. Kilometerweit ziehen sich die Dorfanlagen, die aus unregelmäßig ovalen und überdachten Wohngruben, aber auch wie bei Großgartach aus Einzelgehöften mit rechteckigen, in den Boden vertieften Holzbauten bestanden. Die Spiralkeramik, die bei ihrer Verbreitung den Donauweg eingeschlagen hatte, beeinflußte auch die Landansiedelungen der süddeutschen Pfahlbauer. In hochgelegenen Bergfesten, die von Schützengräben und Pallisaden umzogen waren, wehrte sich die alteingesessene Bevölkerung gegen die Einfälle feindlicher Stämme. Ihren Abschluß findet die schwäbische süddeutsche Steinzeitentwicklung durch den Einbruch der nomadisierenden **schnurkeramischen** Bevölkerung.

Leicht kenntlich sind die Gräber der jüngeren Steinzeit. Meist erhalten die Toten die schönsten Gefäße und Werkzeuge für das kommende Leben. In Gruben hockend oder in Schlafstellung, die Hand unter dem Kopfe, werden sie der Erde übergeben. Gegen Ende der jüngeren Steinzeit bevorzugen einige Stämme die Verbrennung.

Die beschränkte Entwicklungsmöglichkeit der Steinkultur forderte viele Jahrzehntausende mühsamen Werdens. Die **Metalltechnik** führte seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. die Menschheit über die Antike in das Zeitalter der Elektrizität. Schon die nomadisierenden Schnurkeramiker waren im Besitze des Kupfers. Mit dessen Einführung folgt Ende des 3. Jahrtausends nach einer kurzen **Kupferzeit** die **Bronzezeit**. Während der germanische Norden und die Donauländer weiterhin eine hohe Bronzekultur entfalten, steht der Süden Deutschlands in größerer Abhängigkeit vom donauländischen und Mittelmeerkreis. Bald aber besaß auch Süddeutschland schon in älterer Bronzezeit eigene Werkstätten. In Schwaben ist uns die Fortentwicklung der Bronzeindustrie vorwiegend aus den zahlreichen Hügelgräbern bekannt, die oft in Form ganzer Friedhöfe, vom Nordrand der Alb bis ins Donautal sich verbreiten. Die Ausrüstungsstücke der Toten, gegossene Bronzeschwerter und Dolche, Äxte und Beile, Pfeil- und Lanzenspitzen, Armspangen, Gewandnadeln und Zierschmuck durchlaufen in Form und Verzierungsweise immer reicher werdend vier deutlich scheidbare Kulturstufen von 2000 bis 1100 v. Chr. In der Bronzezeit findet die Spirale,

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die schon bei den neolithischen Spiralkeramikern der Donauländer, also lange vor der mykenischen Blütezeit auftritt, in der Metallverzierung reiche Verwendung. Parallel geht die Entwicklung der Keramik mit weitbauchigen Vasen und charakteristischem, geometrischem Schnitzwerk. Eine besondere Stilrichtung der schwäbischen Bronzezeitbevölkerung kommt darin zum Ausdruck. In jüngerer Zeit treten an Stelle der Ganzbestattung Hügelgräber mit Leichenbrand. Aus der jüngeren Stufe kennen wir Siedelungen mit Rundhütten, die in Wohn-, Küchen- und Vorratsraum abgeteilt waren und deren Besitzer vorwiegend als Viehzüchter unsere Alb bewohnten.

Bildet Schwaben während der Bronzezeit nur eine Außenzone der reichen Kulturzentren des Nordens, der Donau- und Mittelmeerländer, so hat es seit der frühen Verwendung des Eisens um 1100 v. Chr. während der Hallstattzeit (Halbeisenzeit) seinen eigenen hervorragenden Anteil an der Entwicklung. Wieder sind es die Gräber, darunter fürstlich ausgestattete, die uns den Hauptaufschluß über Kultur und Bevölkerung geben.

Die alte Bronzeindustrie wird vervollkommnet; an Stelle des Gusses tritt die Schmiede- und Treibtechnik. Die Fibel tritt fortan in wechselnder Gestalt an die Stelle der Gewandnadel als ein zuverlässiger Typus für die Zeitbestimmung. In vollem Schmucke gehen die Toten ins Jenseits ein. Auch die dem Mächtigen ins Grab gefolgten Rosse mit dem Streitwagen prangen in reicher Zier. Dazu die Gefäße. In der Töpferkunst haben die Hallstattleute Schwabens wieder an die schwäbische bronzezeitliche Schnitztechnik angeknüpft. Unter den keramischen Grabbeigaben sind die mehrfarbigen Urnen die prächtigsten. In geometrischer Verzierung auf rotem Grund, vertieft und erhöht, erfinderisch in immer neuen bunten Mustern, strahlen sie eine nie dagewesene Farben- und Formenfreude aus. Zu der Keramik und den reich ausgestalteten Waffen kommt die prunkvolle Innenausstattung der Mächtigen und Stammeshäupter. Und wo die einfache einheimische Bronzeware dem Luxus nicht entgegenkam, tritt in jüngerer Zeit der Import griechischer und etruskischer Metallgefäße, Vasen, Kumpen, Schalen und Teller, Becken u. a. Tafelgerät. Die jüngste Stufe zeigt vor allem durch reiche Verwendung von Gold die Prachtliebe dieser Zeit, wie sie aus den luxuriös ausgestatteten Fürstengräbern von Hundersingen (Oberamt Riedlingen) hervorgeht. Festere Bauten sind an Stelle der primitiven Hütten getreten, Wohnhäuser mit rechteckigem Grundriß, deren Außenwände in Art der Blockhäuser aufgerichtet, in mehrere



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gelasse eingeteilt und innen mit einem ausgebauten Küchenherde versehen sind. An den Zugängen zu größeren Siedelungen wurden, vorherrschend an den Albrändern, umwallte Befestigungen unterhalten, die wohl als Fliehburgen dienten. Die mitunter durch mehrfache Erd- und Steinwälle befestigten Bergzungen waren durch Höhenwege miteinander verbunden. Massenkrematorien, Urnenfelder mit Leichenbrand ohne Hügelaufwurf bezeichnen den Weg und Sitz dieser hauptsächlich die Alb und das obere Donautal bewohnenden Bevölkerung. Erst in der späteren Hallstattzeit kehrt die Bevölkerung zum Teil wieder zur Skelettbestattung zurück. Körper- und Schädelbildung verweisen nun auf eine langköpfige Rasse nordischen Ursprungs und durch die Beimischung eines rundköpfigen Elements auf den Zuzug südwestalpiner Bevölkerung.

Eine neue, schon im späten Hallstatt sich ankündigende Kulturströmung, die eine reichere Verwertung des Eisens bringt, nimmt diesmal von dem unter dem Einfluß des griechischen Welthandels stehenden Südwesten ihren Ausgang. Von hier aus dringt in das hallstättische Schwaben um 550 v. Chr. zunächst in friedlichem Handelsverkehr als Kultur des Keltenstammes die jüngere Eisenzeit (Latènekultur). Durch ihre Vermittlung fällt auf schwäbischen Boden kurze Zeit der Abglanz altgriechischer Welt. Die über die griechische Kolonie Massilia kommende Importware bringt altes Kunstgewerbe, Bronzegefäße mit Masken und Tierköpfen, Goldschmuck und rotfigurige Schalen, wie sie der Fürstenhügel des Kleinaspergle enthielt. Neue figürlich geschmückte Fibeln, farbiges Glas und die Kunst des Emaillierens zeigen den klassischen Einfluß.

Der friedlichen keltischen Durchdringung unseres Landes auf dem Handelswege folgt 400 bis 113 v. Chr. die Besitznahme Württembergs. In den fruchtbaren Lößgebieten des Neckars, die schon seit neolithischer Zeit kultiviert waren, erfolgt die Hauptniederlassung der K e l t e n, kenntlich durch die gallischen Flachgräber mit Skelettbestattung. Die Siedelungen werden jetzt in Form von Einzelgehöften, Wohn-, Vorratshaus und Stall getrennt, angelegt. Die ärmere Bevölkerung wohnt in Grubenhütten. Eisenschmelzen mit röhrenförmigem Gußtiegel gehören, wie auch Töpferöfen, vielfach zur Hausindustrie größerer Gehöfte. Dem städtischen Verkehr dieser Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung entspricht auch die Einführung der Geldwirtschaft. Die heimische Münzprägung ahmt zunächst klassische Vorbilder barbarisierend nach. Die Ansiedler schützen sich durch Ringwälle und in steingebauten Volksburgen vor feindlichen Einfällen. Ein typisches Beispiel

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für die von Cäsar geschilderte Mauerung mit Holzbalkwerk zum Schutz gallischer Städte ist der bei dem Neuffen gelegene Heidengraben. Die Bevölkerung gehört, wie die Grabfunde zeigen, der westeuropäischen Kurzkopfrasse, den Bojern und Helvetiern an, die Teile des Albvorlandes in Besitz nahmen.

Mit dem späteren Durchzug des gallischen Stammes der Volker-Tektosagen, die die Helvetier und Bojer verdrängen, beherrscht ein kriegerisch wohlausgerüstetes Volk württembergisches Gebiet.

Schon früh hatten die Germanen die keltische Eisenkultur übernommen. Ihr Besitz, vor allem die hervorragende Bewaffnung, sicherte ihnen bei der Geschlossenheit und Rasseneinheit der germanischen Stämme die Überlegenheit über die Kelten. Die Brandgräber bezeichnen in bisher keltischem Gebiet das Vorrücken der Germanen nach dem Norden Schwabens. Aber nur auf kurzem Durchzug berühren die „Barbaren“, nachdem die Besetzung Südwestdeutschlands durch die Markomannen unter Ariovist erfolgte, die nördlichen Landesteile Württembergs. Spärlich sind daher die schwäbischen Funde, die von ihrem Verweilen während der letzten Jahrzehnte v. Chr. zeugen. Mit dem 9 n. Chr. erfolgten Abzuge der Germanen nach Böhmen blieb Württemberg den wenigen keltischen Volksresten, bis die Römer es als Zehntland kolonisierten.

Der Besitz einer eigenen hohen Kultur und straffen Organisation befähigte die Germanen, am Ende der römischen Kaiserzeit die Welt zu erobern. Die Wurzeln germanischer Kultur, die wir bis in die jüngere Steinzeit zurückverfolgen, haben ihren urwüchsigen Boden im Norden. Hier entstanden die eigene Jungsteinzeit- und Bronzekultur der Germanen und manche einst dem Süden zugeschriebene Kulturerrungenschaften. Dieses Ergebnis der fortschreitenden vorgeschichtlichen Forschung, die die Zeugnisse einstiger Kulturströmungen des alten Europas dem untrügerischen vorgeschichtlichen Boden entnimmt, stürzt die alte geschichtliche Anschauung, daß alle den Barbaren zuteil gewordenen Segnungen höherer Kultur einzig das Geschenk des Südens sind. Unser Heute aus dem Einst zu verstehen, unseren eigenen Werdegang kennen zu lernen, ist die nationale Aufgabe der deutschen Vorgeschichte.

Aus: Universitäts-Zeitung 1917. Sonderheft der Universität Tübingen.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Württembergische Fürsten in Sage und Dichtung.

Von Rudolf Krauß.



Reichen Anteil an der vaterländischen Sage und Dichtung der Deutschen nimmt das württembergische Land und im besonderen wieder das frühere württembergische Königshaus. Und das ist keineswegs verwunderlich. Haben doch auf der einen Seite in Württemberg zu den verschiedensten Zeiten Fürsten geschaltet, deren Eigenschaften, Taten und Schicksale den Erzähler und Dichter zu poetischer Erfindung, zu künstlerischer Gestaltung verlocken mußten. Kühne Haudegen, wie die zwei Eberharde, Großvater und Enkel, fehdelustig, kampfesmutig, ländergierig, dabei nicht minder trotzig und stolz als verwegen, aber durch die staatsmännische Kunst, das Erbeutete zäh festzuhalten und klug zu wirtschaften mit dem Ererbten und Erworbenen, auf eine höhere Stufe gehoben — was für ein Stoff für den Epiker, den Rhapsoden! Oder in die Augen stechende Heldengestalten, wie Herzog Ulrich, durch eigene Verschuldung und Schläge des feindlichen Schicksals einem wahrhaft tragischen Los verfallen, ein Spielball des launenhaften Glücks in die wundersamsten Abenteuer verstrickt — wie hätte die Dichtung, und namentlich die romantische, an einer solchen Figur vorübergehen können! Und dann wieder problematische Charaktere, wie Herzog Karl Eugen, dessen Leben sich in seltsamen Widersprüchen bewegt, und dessen merkwürdiges Treiben den Beweis liefert, daß gerechtes Wollen und ungerechtes Tun weit näher beieinander liegen, als man gemeinhin annimmt — das Labyrinth seiner Seele zu durchforschen, welch willkommene Aufgabe für den modern angelegten, den psychologischen Dichter! Und auf der anderen Seite denke man sich das sagenliebende, erzählungslustige und sangesfrohe Völklein der Schwaben! Unmöglich konnte es ausbleiben, daß aus seiner Mitte zahlreiche Dichter sich jener Gegenstände bemächtigten, die ihnen nicht nur als poetische Stoffe anziehend erscheinen, sondern an denen auch ihr Gemüt warmen Anteil nehmen mußte. Landeskinder sind es also in erster Linie gewesen, die württembergische Fürsten im Lied verherrlicht haben; nur ganz selten werden wir auf ausländische Namen stoßen. Aber die Wirkungen, die einige dieser schwäbischen Dichter erzielt haben, reichen weit hinaus über die Grenzen ihrer eigenen Heimat, und gar manches, was Württemberger von württembergischen Fürsten erzählt und gesungen haben,

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

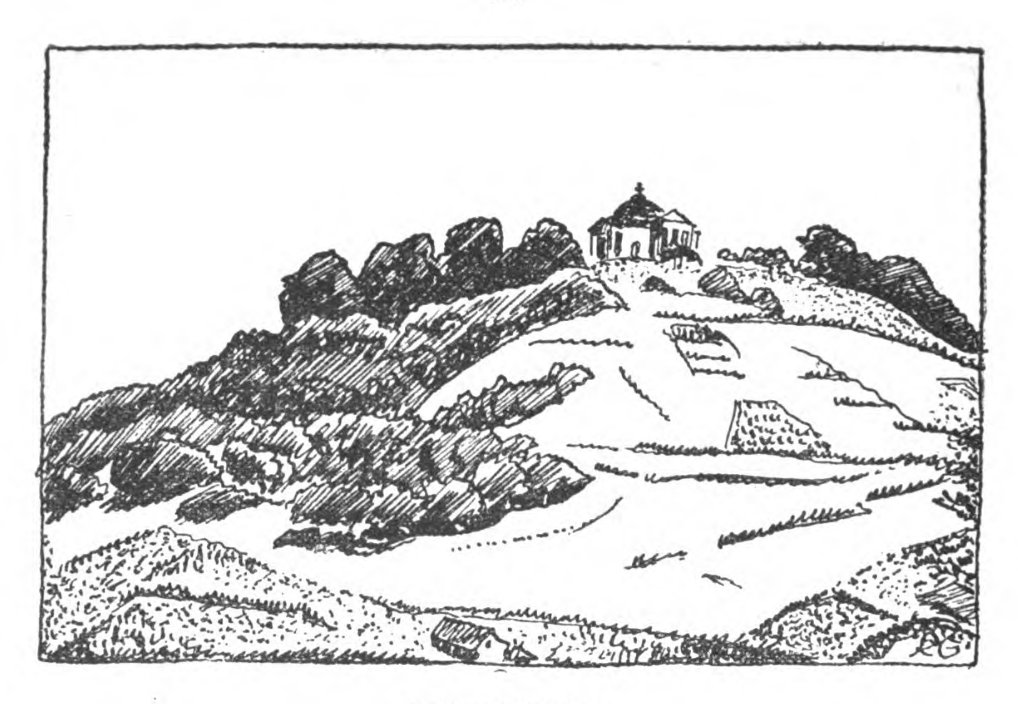
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist Gemeingut des gesamten deutschen Volks geworden. Da braucht man nur Stichworte zu nennen wie Uhlands Graf Eberhard der Rauschebart, Justinus Kerners Reichster Fürst, Hauffs Lichtenstein.

Ein überreicher Stoff liegt vor uns, eine Fülle von Sagen und von Dichtungen aus den verschiedensten Epochen. Besondere Aufmerksamkeit beanspruchen die gleichzeitigen, d. h. die sofort nach den Ereignissen entstandenen Gedichte. Ihre Zahl ist sehr beträchtlich; vieles davon ist freilich untergegangen, aber das, was auf die Nachwelt gekommen ist, ist jetzt in einem stattlichen Sammelwerke (Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs, herausgegeben von Steiff und Mehring) vereinigt. In zwei hauptsächliche Gruppen lassen sich diese gleichzeitigen Gedichte sondern: die eine bildet höfische Poesie, teilweise in fremder Sprache, bestellte oder doch mit selbstsüchtigen Nebenabsichten gefertigte Lobgedichte, meist von dürftigem künstlerischem Gehalt und nur selten von einiger historischen Bedeutung; die andere ungleich wichtigere Gruppe besteht aus Volksliedern, die zwar ebenfalls keine poetischen Meisterwerke, wohl aber geschichtlich höchst interessant und wertvoll zu sein pflegen, weil sie die Parteinahme und Stimmung weiter Volkskreise getreu widerspiegeln. Und kaum minder zahlreich sind die Dichtwerke aus neuerer Zeit, namentlich aus unserem Jahrhundert: in Romanzen und Balladen, Romanen und Novellen, Dramen und Gelegenheitsstücken aller Art ist württembergischen Fürsten die Heldenrolle zugeteilt. Unter diesen Umständen ist natürlich Beschränkung geboten, kann von einer vollständigen Aufzählung die Rede nicht sein; nur das Bedeutende, das Charakteristische, das Vorbildliche soll aus der Masse des Stoffs herausgehoben werden.

Die Anfänge des württembergischen **Grafenhauses** sind in Dunkel gehüllt, und die Sage läßt uns hier so gut wie die Geschichte im Stich. Was da von einem Bürgersmann gefabelt wird, der eine Kaisertochter entführt, am Fuß des Rotenbergs eine Wirtschaft errichtet und nach der Versöhnung mit seinem hohen Schwiegervater die Würde eines Grafen von Württemberg erhalten haben soll, ist erst spät entstanden und künstlich aus dem Namen abgeleitet, darum völlig wertlos. Die Wendung, die Ludwig Laistner der Geschichte in seinem hübschen Epos „Barbarossas Brautwerber“ gegeben hat, beruht im Wesentlichen auf freier Erfindung. Für Dichter hat der Gedanke etwas Verlockendes, die Anfänge des schwäbischen Grafengeschlechts der Württemberger mit dem erlauchten schwäbischen Kaiserhaus der Staufer in Verbindung zu bringen. Dazu gab die historische Tatsache Gelegenheit, daß die gräf-


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der Württemberg.

lichen Brüder Hartmann und Ludwig, namentlich Ludwig, Parteigänger König Philipps waren und daß letzterer später bei der Witwe des Ermordeten, der Dulderin Irene, auf dem Hohenstaufen weilte. Die Treue des Grafen Ludwig gegen seine Herrin hat insbesondere Karl Gerok in seinem Gedicht „Der Kaiserin Irene letzte Reise“ und vor ihm Georg Rapp verewigt. Von einer poetischen Verherrlichung Ulrichs des Stifters, mit dem die zusammenhängende württembergische Geschichte ihren eigentlichen Anfang nimmt, ist nichts bekannt. Als erste Persönlichkeit, die dazu angetan war, Sage und Dichtung in umfassender Weise zu beschäftigen, darf Graf **Eberhard der Erlauchte**, der eigentliche Begründer der württembergischen Hausmacht, angesehen werden. Seiner Mutter, der er das Leben kostete, wird der Ausspruch in den Mund gelegt: „Tut hin das Kind! So lang es lebt, wird es keinen Frieden in Schwaben geben.“ Diese Prophezeiung ging so gut in Erfüllung, daß der Argwohn, sie sei erst nach dem Erfolg entstanden, nicht unberechtigt ist. Ungestüme Tapferkeit, Kühnheit, Trotz sind die Eigenschaften, die an Eberhard die Dichter hervorheben. Als „einen kleinen Grafen, vor dem fünf Kaiser bebten“, charakterisiert ihn freilich mit starker Übertreibung Adolf Seubert, in dessen Sonettenkranz „Die Sterne Schwabens“, die meisten württembergischen Fürsten Aufnahme gefunden haben. Den bezeichnenden Wahlspruch Eberhards: „Gottes

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Freund und aller Welt Feind!" hat Wilhelm Zimmermann als Refrain in einem kleinen, jenem gewidmeten Gedicht verwertet. Eine Episode, die zu poetischer Behandlung besonders herausfordert, ist die Belagerung Stuttgarts durch Kaiser Rudolf im Herbst 1286. In seinem Gedicht „Die besten Mauern" feiert Karl Grüneisen die tapferen Stuttgarter Bürger, die, als die Steine gebrochen waren, mit ihren Leibern in die Bresche traten; damit ist zugleich der Reigen der Gedichte eröffnet, die das schöne Thema der württembergischen Untertanentreue behandeln. Weitere Veranlassung zu poetischer Verherrlichung gab die Versöhnung Eberhards des Erlauchten mit dem bedeutendsten unter seinen schwäbischen Gegnern, dem Schwager Kaiser Rudolfs, Grafen Albert II. von Hohenberg, dem Minnesänger. Ein Ehebündnis bekräftigte diesen Frieden: am 6. Dezember 1291 wurde der jung gestorbene Graf Ulrich, Eberhards Sohn, mit der lieblichen Irmengard von Hohenberg, Alberts Tochter, zu Markgröningen feierlich verlobt, und am 18. Dezember zu Rottenburg die Hochzeit mit vielem Glanz gefeiert. Ohne Zweifel erst geraume Zeit hernach führte Alberts Sohn, Graf Rudolf von Hohenberg, Eberhards Tochter Irmengard als zweite Gemahlin heim. Später scheinen dann die beiden zeitlich auseinanderliegenden Ereignisse in der Vorstellung der Menge sich miteinander verschmolzen zu haben. Die Hochzeit des Grafen Ulrich mit der Hohenberger Irmengard hat kein Geringerer als Eduard Mörike in den Kreis seiner einzig gearteten Phantasie gezogen; er hat den Lustbarkeiten, die jenes Fest verschönten, die merkwürdigste hinzugedichtet: das wundersamste Märchenspiel, das man sich vorstellen oder vielmehr nur dann vorstellen kann, wenn man mit dem Stuttgarter Hutzelmännlein Bekanntschaft geschlossen hat. Wenn also Eberhard der Erlauchte von den Dichtern keineswegs vernachlässigt worden ist, so fehlt es doch an etwas Ganzem, etwas Zusammenfassendem über ihn; die vorhandenen Schöpfungen beschränken sich auf einzelne Züge, und keine von ihnen hat durchgeschlagen, hat sich kräftige Geltung und allgemeine Verbreitung zu verschaffen gewußt. Es ist dem ersten Eberhard nicht so gut ergangen wie dem zweiten, der einen Uhland als unübertrefflichen Herold seines Ruhms gefunden hat; darum ist auch der Großvater den Massen bei weitem nicht so vertraut geworden wie der Enkel.

Eberhards Sohn und Nachfolger, Graf Ulrich III., setzte zwar die Politik seines Vorgängers nicht ohne Geschick fort, doch ist seine Persönlichkeit nicht scharf genug ausgeprägt, als daß Sage und Dichtung Ursache gehabt hätten, sich des weitern mit ihm zu beschäftigen. Im



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Enkel Eberhards des Erlauchten, in Eberhard dem Greiner — d. h. dem Zänker — oder dem Rauschebart, lebte der Großvater wieder auf. Seine Heldentaten sind von berufenen Dichtern besungen worden. Ludwig Uhland vor allem mit seinen vier zusammenhängenden Rhapsodien hat es zustande gebracht, daß der Greiner ein wahrer Volksheld geworden ist für die übrigen deutschen Stämme so gut wie für den schwäbischen. Wer sonst auch noch so schlecht in der württembergischen Geschichte Bescheid weiß, vom Überfall im Wildbad, vom Reutlinger Sieg der Städter, von ihrer Niederlage bei Döffingen hat er gewiß Kunde erhalten. Und dabei wird es der Mehrzahl begegnen, daß sie mit Uhland auf unsern Grafen ein Abenteuer überträgt, das die Geschichtsforschung ihm längst aberkannt hat: das in dem zweiten Stück, „Die drei Könige zu Heimsen“, gefeierte Ereignis fällt in Wirklichkeit in die Regierungszeit Eberhards des Milden, und ebenso gehört der Bund der Schlegler, den Uhland auch im Überfall im Wildbad schon vorführt, erst jener späteren Periode an. Indessen läßt sich der Irrtum des Dichters damit entschuldigen, daß auch Quellen, denen man früher unbedingte Zuverlässigkeit beimaß, wie die Hirsauer Annalen des Johannes Trithemius, dieselbe Verwechslung begangen haben. Ist doch sonst gerade das treue Festhalten an der Überlieferung ein Hauptvorzug der Uhlandschen Balladen. Nicht minder glücklich als in der Auswahl ist Uhland in der Gestaltung des Stoffs gewesen. Da ist alles echt volkstümlich, anschaulich und lebendig bis zu dramatischer Schlagkraft, dabei schlicht, prunklos und knapp, eben darum dem Gedächtnis sich rasch unp unauslöschlich einprägend. Uhlands Gesänge von Eberhard dem Rauschebart sind so tief in das deutsche Volksbewußtsein eingedrungen, daß anderes dagegen unmöglich aufkommen kann. Ist doch selbst durch jene Schillers frisches Kriegslied von unserem Grafen, das ohne solchen Wettbewerb wohl heute noch Geltung hätte, verdrängt worden. Ebensowenig ist — von Kleineren ganz zu schweigen — Justinus Kerner durchgedrungen, der in einem kleinen Gedicht den Überfall im Wildbad nach seiner Weise, unhistorisch und stark romantisch, behandelt und die Rettung des Gefährdeten, statt durch den biederen Hirten, durch — die Enzfee bewerkstelligt. Und an dem Felsen der Uhlandschen Muse müssen auch alle Versuche scheitern, den schon an und für sich mehr epischen als dramatischen Stoff zu dramatisieren.

Auf den Greiner folgte sein Enkel, Eberhard der Milde, dessen friedliche Regierung zu der seines Großvaters in entschiedenem Gegensatz steht. Doch wußte auch dieser Graf, der einem glänzenden Hofhalt


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

größeren Wert beimaß als seine Vorgänger, wo es not tat, das Schwert kräftig zu schwingen. Das beweist die Eroberung von Heimsheim und die Gefangennahme der sog. Schlegelkönige, eine Tat, die, wie wir schon gesehen haben, Uhland fälschlich einem andern gutgeschrieben hat. An den Tod Eberhards III. knüpft sich eine Sage, die Gustav Schwab seinem Gedicht „Eberhard der Gütige zu Göppingen am Brunnen" zugrunde gelegt hat: dem Grafen, der, scheinbar nur leicht erkrankt, die Mineralquelle in der genannten Stadt gebrauchte, soll eines Tags sein Leibarzt den herannahenden Tod verkündet haben. Er aber habe sich auf eine Weissagung berufen, nach welcher er nicht sterben werde, solange eine gewisse Frau noch lebe, ein bestimmter Baum noch stehe. Da sei ihm gemeldet worden, daß die Frau in den letzten Zügen liege, der Baum schon gestürzt sei. Auf diese Zeichen hin habe er gefühlt, daß sein Stündlein gekommen sei, und sei noch am selben Tag wirklich verschieden. Nach dem kurzen Zwischenregiment Eberhards IV. gelangten dessen beide noch unmündigen Söhne Ludwig und Ulrich zur Herrschaft, zunächst unter der Vormundschaft ihrer Mutter Henriette von Mömpelgard, deren tatkräftige Teilnahme an der in gleichzeitigen Liedern besungenen Belagerung und Eroberung der Burg Hohenzollern von Jahr 1423 in sagenhafter Weise ausgeschmückt worden ist. Der Konflikt dieser herrschsüchtigen Frau mit den herangewachsenen Söhnen, die sich zuletzt genötigt sahen, die Mutter in Nürtingen einzusperren, bietet einen poetischen Stoff, der noch nicht ausgebeutet ist. Damals erfolgte die zum Glück nur vorübergehende Teilung des Landes in die Uracher und Stuttgarter Hälfte. Graf Ulrich V., mit dem Beinamen der Vielgeliebte, von der Stuttgarter Linie, ist namentlich durch seine Fehde mit dem Pfalzgrafen Friedrich dem Siegreichen bekannt geworden, in dessen Gewalt ihn das unglückliche, in einer Reimchronik Michael Beheims aus Sülzbach bei Weinsberg beschriebene Gefecht bei Seckenheim am 30. Juni 1462 brachte. Die Volkslieder über dieses Ereignis, soweit sie sich erhalten haben, sind zu Ehren des Pfalzgrafen erklungen; der Erfolgreiche hat ja immer recht, und außerdem pflegte jener seine Hand für fahrende Sänger offen zu halten. So wurde er als Held gefeiert, und die Gefangenen, die von ihm mit einer in solchen Fällen nicht üblichen Härte gehalten wurden, hatten zu dem Schaden noch den Spott. Von Ulrich, der mehrmals als Jäger — mit Anspielung auf sein Wappen, vielleicht auch auf seine Liebhaberei für das Weidwerk — bezeichnet wird, heißt es in einem derartigen Lied, dessen Verfasser sich Hans von Westernach nennt:


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ja Württemberg nahm auch ein Sturz,
der ist ihm nicht gesunde,
ihn half da nicht ‚botz niesewurz!‘
dann er ward dannoch wunde
geschlagen ser, begert nicht mer
der beut uf solchem ziele;
er hieß da nicht ‚mein großer Herr!‘
das lob im da entfiele.“

Potz oder Gotts Nieswurz war die Lieblingsredensart des Grafen. Als dieser und seine Mitgefangenen endlich freigelassen wurden, soll ihnen der Pfalzgraf ein üppiges Mahl gegeben haben, bei dem er nur kein Brot auftragen ließ, um ihnen dadurch die Verheerung der Kornfelder drastisch zu Gemüt zu führen. Diese etwas sentimentale Sage, deren Ursprung ebenfalls auf pfälzischer Seite zu suchen sein dürfte, da Zerstörung der Saaten in der Kriegführung der damaligen Zeit durchaus nichts Ungewöhnliches war und vermutlich auch vom „bösen Pfälzer Fritz“ nicht unterlassen wurde — diese Sage hat Gustav Schwab zu einem seiner gelungensten Werke, dem allbekannten Mahl zu Heidelberg, Anlaß gegeben. Von den beiden Söhnen Ulrichs des Vielgeliebten weiß die Geschichte nichts Erfreuliches zu berichten, von Eberhard, der später seinem Vetter Eberhard im Bart in der Herrschaft über das wieder vereinigte Land nachfolgte, so wenig als von Heinrich, Regenten von Mömpelgard, dem Vater Herzog Ulrichs. Heinrich, selbst Dichter, hat höchst merkwürdige Lebensschicksale erfahren und ist darum dem Los nicht entgangen, zum Helden von Romanen gemacht zu werden, die indessen keinem höheren Zweck als dem Unterhaltungsbedürfnis dienen.

Im Uracher Landesteil wurde nach den wenig belangreichen Regierungen Ludwigs I. und Ludwigs II. des ersteren Sohn und letzteren Bruder, Graf Eberhard V., als Herzog Eberhard I., im Jahre 1457 Herr. Ihm verdankt Württemberg mehr als irgendeinem seiner Vorgänger. Durch Künste des Friedens hat er dank seinen glänzenden staatsmännischen Fähigkeiten die Errungenschaften des Schwerts gesichert und befestigt, hat das getrennte Land nicht nur wieder vereinigt, sondern auch mit weiser Vorsicht künftiger Zersplitterung vorgebeugt. Bei seinen Mitfürsten, bei allen Reichsständen erfreute er sich großer Beliebtheit, beim Kaiser stand er in gewaltigem Ansehen, das auch äußerlich dadurch zu kräftigem Ausdruck gelangte, daß ihn Maximilian I. am 21. November 1495 auf dem Wormser Reichstag aus eigenem Antrieb,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn auch nicht in selbstloser Absicht, zum Herzog erhob. Als Mensch steht Eberhard um so höher, als er unter Überwindung gefährlicher Neigungen durch zielbewußte Selbsterziehung, die eine nicht gewöhnliche Willensstärke verrät, zu einem Musterregenten sich selbst herangebildet hat. Den Grenzstein zwischen einer stürmischen Jugendzeit und geläuterten Mannesjahren bildet die Wallfahrt ins Heilige Land. Über dem Grab des Erlösers zum Ritter geschlagen, ließ er sich von dieser Stunde an das Barthaar wachsen, wovon ihm der Namen Eberhard der Bärtige oder meist Eberhard im Bart blieb. Ein solches mit Schwierigkeiten und Abenteuern verbundenes Unternehmen pflegt die Entstehung von Sagen und Dichtungen zu begünstigen. So heißt es von dem gräflichen Jerusalemfahrer, daß er einen Hagedorn auf seinem Hut mitgebracht und zu Einsiedel im Schönbuch in die Erde gesteckt habe, wo er zu einem mächtigen Baum gediehen sei. Schon in Fischarts „Gargantua" geschieht jenes Dornstrauchs Erwähnung. Allenthalben bekannt geworden ist die Sage erst, seitdem ihr Ludwig Uhland in dem Gedicht, „Graf Eberhards Weißdorn" eine edle Fassung gegeben hat. Daß ein Ereignis, wie die Gründung der Universität Tübingen im Jahre 1477, nicht unbesungen geblieben ist, versteht sich fast von selbst; namentlich hat die vierhundertjährige Jubelfeier die Poeten rings im Lande zu verschiedenartigen Festgedichten ermuntert. Weder sie noch die andern Lieder alle, die im 19. Jahrhundert zu Ehren Eberhards im Bart ertönt sind, darunter solche von Karl Grüneisen, Rudolf Magenau, Adolf Seubert, können hier einzeln namhaft gemacht werden. Insgesamt hat sie Justinus Kerner mit seinem Reichsten Fürsten in den Schatten gestellt. Dieses Gedicht hat des artigen Vorwurfs, des ethischen Gehalts und der volkstümlichen Behandlung wegen in ganz Deutschland Verbreitung gefunden und sich in zahllose Gedichtsammlungen und Lesebücher Eingang verschafft. In Württemberg vollends hat das Lied eine fast beispiellose Beliebtheit erlangt; von den Schulkindern wird es auswendig gelernt, in allen Ständen des Volkes wird es gesungen, so daß es mit Hilfe einer geschickten Melodie zu einer förmlichen württembergischen Nationalhymne geworden war. Und sein Wert wird noch dadurch erhöht, daß ihm ein geschichtlicher Vorgang zugrund liegt: auf dem schon erwähnten Wormser Reichstag hat wirklich jenes Gastmahl stattgefunden, bei dem jeder der anwesenden Fürsten die Vorzüge seines Landes pries, der neu geschaffene Herzog aber erst auf die Aufforderung der anderen hin von seinem Württemberg rühmte:


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Doch ein Kleinod hält's verborgen,
Daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Untertan in Schoß."

Bei Eberhards Neigung zur Literatur und Begünstigung ihrer Vertreter konnte es nicht ausbleiben, daß er auch von zeitgenössischen Dichtern gefeiert wurde. Bei Gelegenheit seiner Standeserhöhung erging sich ein gewisser Jakob Wimpfeling in lateinischen Hexametern über Eberhards Herrschertugenden — wir befinden uns bereits in der Periode, in der die gelehrte humanistische Dichtung dem Volkslied an die Seite getreten ist. Ebensowenig fehlte es an poetischen Nachrufen nach seinem Tod. Anderseits wurden ihm als hervorragendem Mitglied des Schwäbischen Bundes von einem Gegner dieser Vereinigung in einem volksmäßigen Liede hochfahrende Absichten untergelegt.

Von einer poetischen Verherrlichung Herzog Eberhards II., dessen üble Wirtschaft nach zweijähriger Dauer das verdiente Ende fand, ist nichts bekannt; höchstens ist zu bemerken, daß er in einem gegen seinen Günstling Holzinger gerichteten satirischen Drama „Sergius" aus Johann Reuchlins Feder als Moniosthenes figuriert.

Und nun folgt jener Herzog Ulrich, den die verschiedensten Zeitalter in Sage und Dichtung mit unermüdlicher Geschäftigkeit immer von neuem verherrlicht haben. Kein Wunder! Denn wieviel Abenteuerliches, Romantisches, Poetisches drängt sich in seinem Leben zusammen von jenem ersten Augenblick an, da der eben Geborene aus der Gewalt seines unzurechnungsfähigen Vaters von Reichenweiher unter Gefahren nach Stuttgart gebracht wurde, um dort am Hof seines Vetters Eberhard im Bart erzogen zu werden! Wenn auch in erster Linie Ulrichs merkwürdige Schicksale, seine schweren Leiden und Prüfungen ihm die Teilnahme von Mit- und Nachwelt gesichert haben, so ist es doch auch seine scharf ausgeprägte und kraftvolle Persönlichkeit selbst gewesen, die trotz aller schlimmen Charaktereigenschaften, die ihr anhaften, die Menge durch allerlei Vorzüge für sich eingenommen hat: durch geistige Beweglichkeit, Unerschrockenheit, Tatkraft und nicht zuletzt durch die zähe Ausdauer, mit der Ulrich den Kampf für sein gutes Recht durchgefochten hat. Kaum hat jemals ein anderer deutscher Fürst in gleichem Maß die zeitgenössischen Dichter und Schriftsteller in Atem gehalten wie Herzog Ulrich. Humanisten wie Volksdichter entzündete er zu leidenschaftlicher Parteinahme für oder wider sich. Wenn alle prosaischen


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Quellen über ihn der Vernichtung anheimgefallen wären, so würden uns doch die poetischen in Stand setzen, uns eine annähernd richtige Vorstellung von seinem Leben und seinen Taten zu bilden. Das erste Auftreten des mündig Gewordenen fand großen Beifall und erweckte trügerische Hoffnungen für die Zukunft. Für sein glückliches Eingreifen in den Landshuter oder bayerischen Erbfolgekrieg vom Jahre 1504 wurde er in den Gesängen, die über dieses Ereignis in Umlauf waren, gelobt, und Hans Glaser aus Urach, der als Geschützmeister im herzoglichen Heer diente, beschrieb den Feldzug in 341 Versen. Bei dem Bauernaufruhr des Jahres 1514, der unter dem Namen „der arme Konrad“ bekannt ist, waren, wie sich denken läßt, die Ansichten der Volkssänger schon geteilt. — Neben dieser öffentlichen Wirksamkeit des jugendlichen Fürsten beschäftigte sein Privatleben, namentlich seine Liebesabenteuer die Poesie. Elisabeth, des Markgrafen Friedrich von Brandenburg Tochter, war nach allgemeiner Annahme seine Auserwählte. Zu Nürtingen bei ihrer Tante, der Witwe Herzog Eberhards II. weilte sie zu Besuch; abends pflegte der Verliebte hinüberzureiten und vor ihren Fenstern ein Ständchen zu bringen. Ihr zu Ehren soll er das dreistrophige Lied:

„Ich schell mein horn ins jamertal,
mein freud ist mir verschwunden,
ich hab gejagt, muoß abelon,
das wild lauft vor den hunden“

gedichtet haben. Aber Ulrich mußte Elisabeth entsagen, da politische Rücksichten ihm bereits unlösbare Verpflichtungen auferlegt hatten. Im März 1511 fand die Vermählung mit Sabina von Bayern statt. Es fehlte bei den Festlichkeiten, die der Schulmeister Jakob Frischlin, des berühmteren Nikodemus Bruder, zwei Menschenalter später in deutschen und lateinischen Versen verewigt hat, nicht an Glanz und Prunk. Was half es? Die unliebenswürdige Sabina taugte nun einmal nicht für den hitzigen Ulrich. Er verschenkte sein Herz an die schöne Ursula, die Frau seines Freundes Hans von Hutten. Das Drama fand mit Huttens Ermordung seinen erschütternden Abschluß. Dies war der Anfang von Ulrichs Unheil. Während die Ereignisse ihren Lauf nahmen, befehdeten sich die Parteien in Schrift und Wort mit ungewöhnlicher Heftigkeit. Auf die maßlosen Angriffe der humanistischen Gegner des Herzogs blieben die Antworten von württembergischer Seite nicht aus, obschon hier die schneidige Beredsamkeit eines Ulrich von Hutten nicht



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu finden ist. Dafür kommt in Volksliedern um so schöner die Anhänglichkeit der Württemberger an ihren angestammten Fürsten zum Ausdruck. Nachdem durch den Blaubeurer Vergleich am 19. Oktober 1516 die Dinge vorläufig eine friedliche Wendung genommen hatten, sang Hans Umperlin, der im Schlußvers seines Gedichts von sich selbst sagt, daß er 12 Kinder, darunter 7 kleine und wenig Korn habe:

„Das ist noch das allerbeste:
ich hör von dem gemainen man
in steten, in dörfern, wa ich gan:
herzog Ulrich von Würtemberg!
wir wellen dich nit verlan!“

und weiter:

„du hast kein pauren in deinem land,
der schendlichen von dir weich.“

Und in einem andern derartigen Lied heißt es:

„Sein frumme landschaft alle
mit sampt der ritterschaft
schreient mit reichem schalle:
herr, ir habt lewen kraft.
wir wöltent allsampt sterben,
e wir euch wöltent lon,
mit leib und gut verderben;
wir wöllent bei euch ston.“

Eberhard im Bart hatte auf dem Wormser Reichstag wahrlich nicht geprahlt! Indessen wurde die Treue der Württemberger noch auf harte Proben gesetzt. Als Ulrich durch die Wegnahme Reutlingens das längst drohende Ungewitter mutwillig zum Ausbruch brachte, entstand, gewiß von württembergischer Seite ausgehend, wenn auch schwerlich mit des Herzogs Zustimmung, jene übermütige Travestierung des Vaterunsers: „Vater unser: Reitling ist unser; der du pist in den himmeln: Ehing und Eßling wölln wir auch pald gewinnen“ und so fort. Erwiderungen auf den kecken Spruch blieben von bündischer Seite nicht aus, wie überhaupt die Volkslieder über Ulrichs Verjagung, an denen die Landsknechte beträchtlichen Anteil gehabt haben, häufig aufeinander Bezug nehmen. Im ganzen überwiegen aus dieser Zeit die gegnerischen Gedichte, die teilweise auch gewaltigen Umfang annehmen. Ulrichs Anhänger werfen den Gegnern wieder und wieder vor, daß sie gegen

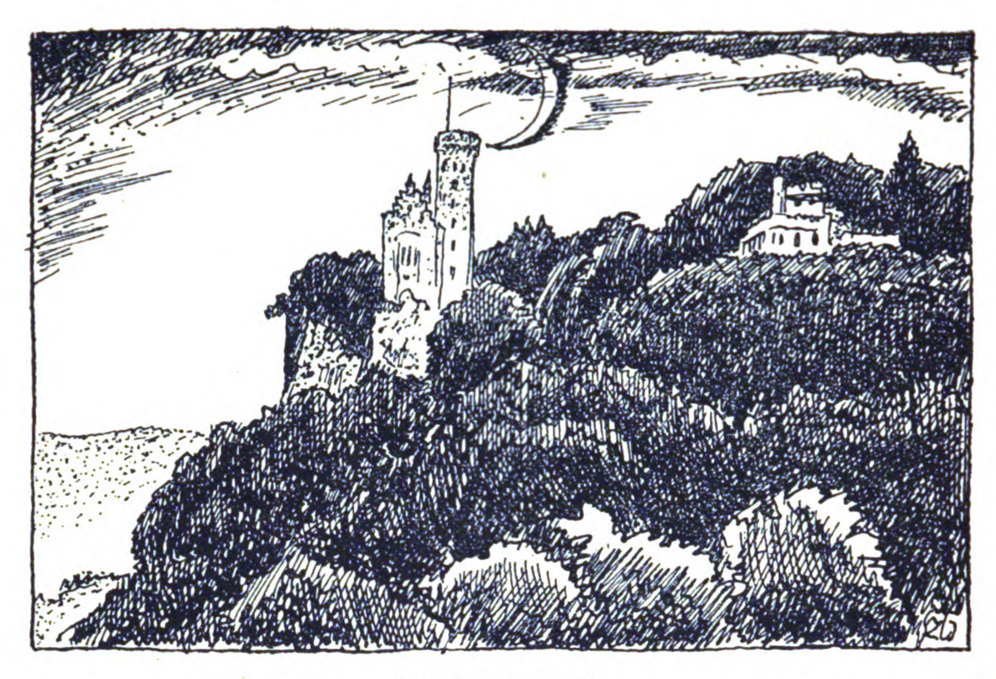

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jenen Lügen und Verleumdungen verbreitet haben, wie noch in einem Lied zur Feier der Wiederkehr im Jahre 1534 darüber Beschwerde geführt wird, daß die Feinde ausgestreut haben, Ulrich habe während der Verbannung Schwefelhölzer austragen müssen. Bezeichnender als alles, was von Ulrichs Freunden zu seinen Gunsten gesagt worden ist, ist folgende Stelle in einem Schmähgedicht über ihn:

„Und er hat dennoch so viel hulden,
daß seine bauern sind der mähr,
es sey kein gott auf erd, dann er.“

Wenn die zeitgenössische Dichtung durchgängig ein mehr politisches als künstlerisches Gepräge trägt, so kommt die romantische Seite der Ereignisse durch die Sagen, die an Ulrichs Verjagung anknüpfen, zum Ausdruck. Bei der ersten Vertreibung im Frühjahr 1519 hat sich Ulrich nach der Pfalz, bei der zweiten im Herbst desselben Jahrs nach Lothringen und von da nach der Schweiz gerettet: die Wege, die er eingeschlagen hat, und überhaupt alle Einzelheiten der Flucht sind in völliges Dunkel gehüllt. Ferner wanderte der Verbannte, für seine Wiederherstellung rastlos tätig, von Ort zu Ort und verheimlichte wohl auch hin und wieder aus Vorsicht seinen Aufenthalt; ja, es ist sogar nicht unmöglich, daß er einmal oder das andere die württembergische Grenze überschritten, oder zum wenigsten hat doch die Furcht der österreichischen Regierung solches von ihm geargwöhnt. Alle diese Umstände wirkten zusammen, daß allmählich sich allerhand Sagen von geheimnisvollen Aufenthalten des Herzogs an verborgenen Orten bildeten. In den Gegenden der schwäbischen Alb wurden diese Sagen lokalisiert. Schon zu Ende des 16. Jahrhunderts erzählt Crusius, Ulrich habe auf das Losungswort „Der Mann ist da“, nachts in der Ritterburg Lichtenstein Einlaß gefunden. Von einem Verweilen in der Nebelhöhle weiß dieser Chronist noch nichts. Die Frage, wo Ulrich den Tag verbracht habe, blieb offen; Wilhelm Hauff scheint der erste gewesen zu sein, der ihm jene Höhle in der Nähe des Lichtenstein zum Versteck angewiesen hat. Dies, wie so manches andere, was der Dichter des Lichtenstein erfunden hat, erlangte dann im Volksbewußtsein allmählich die Bedeutung einer förmlichen Sage. Nach einer andern Überlieferung soll der Flüchtige in der Ulrichshöhle des Oberamts Nürtingen sich aufgehalten haben und dort von den treuen Hardter Bauern verpflegt worden sein. Die Tatsache, daß es zu Hardt bis ins 19. Jahrhundert hinein steuerfreie Hofbauern gegeben hat, und daß diese Vergünstigung nachweisbar auf die Epoche Ulrichs zurück-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Schloß Lichtenstein.

geht, bildet offenbar den Ausgangspunkt jener Sage. Noch ein weiteres Abenteuer hat das Volk der Flucht des Herzogs zugedichtet: den kühnen Sprung mit dem Roß von der Köngener Brücke in den Neckar hinab. Endlich hat ihn die Sage auch unter die ersten Pilatusbesteiger versetzt.

Je länger das österreichische Regiment währte, um so stärker wurde die Sehnsucht des württembergischen Volkes nach dem rechtmäßigen Herrscher. Diese Gefühle kamen in Jubelliedern zu lautem Ausbruch, als Ulrich 1534 wieder von seinem Land Besitz ergriffen hatte.

„Hab urlaub, kalter winter
mit deinem tiefen schnee,
der sommer tut her glasten
vom feiel und vom klee"

hebt ein solches Lied an. Ein anderer Dichter erklärt zu Anfang seines Sangs, daß sein Herz fünfzehn ganze Jahre lang gelitten, daß ihn keine Pfeif, kein Saitenspiel gefreut habe. Und nach der Schlacht bei Lauffen sangen die Kinder auf der Gassen:

„Bide bide bomp,
Der Herzog Ulrich kommt,
Er liegt nicht weit im Feld,
Er bringt en Seckel mit Geld."


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der weitere Verlauf von Ulrichs nunmehr ruhigeren Regierung hat die Sänger nicht mehr in Bewegung gesetzt. Ein Menschenalter später ist in einer Reimchronik Ulrichs Leben von seiner Geburt an mit großer Ausführlichkeit und als Anhang auch noch das seiner zwei nächsten Nachfolger beschrieben worden. Der unbekannte Verfasser, der unter Herzog Ludwig gelebt haben muß, ist als Poet zwar ein Stümper, hat aber mit treuem Sinn zahlreiche Sagen und Volkslieder aufbewahrt.

Die Dichtung unserer Tage hat sich hauptsächlich an die Romantik in Ulrichs Leben gehalten und die sagen- und anekdotenhaften Züge herausgegriffen. Diese Art von Überlieferung hat namentlich Wilhelm Hauff in seinem vielgelesenen Roman Lichtenstein verwertet und durch Zutaten freigestaltender Phantasie vermehrt. Er hat eine große Anzahl von den Personen, die in dem Lebensdrama des Herzogs eine Rolle spielen, um die historische Hauptfigur gruppiert, eine noch stattlichere Reihe von Charakteren dazu erfunden, so namentlich den Helden der Geschichte, Ritter Georg von Sturmfeder, dessen Braut Marie von Lichtenstein, den Pfeifer von Hardt und andere. Es ist unleugbar, daß der Dichter mit den historischen Studien zu seinem Werk es sich ziemlich bequem gemacht und seiner Einbildungskraft zu wenig Zügel angelegt hat, daß die Charakteristik der geschichtlichen Persönlichkeiten nicht in die Tiefe geht, daß vor allem der Herzog selbst zu einer Idealgestalt umgeschaffen ist, die vor einer streng wissenschaftlichen Prüfung nicht standhält. Aber willkürlich hat er das Bild des Herzogs nicht verändert. Er hat ihn zwar nicht so geschildert, wie er in Wirklichkeit gewesen ist, aber doch wenigstens so, wie er im Andenken des württembergischen Volkes fortlebt und schon vor dem Erscheinen des Lichtenstein fortgelebt hat, wenn auch des Dichters sieghafte Darstellungskunst nicht wenig dazu beigetragen hat, jene falsche Vorstellung von Ulrich bei der Masse zu befestigen, vermutlich sogar zu verewigen. Gustav Schwab hat nächst Wilhelm Hauff am häufigsten seine Leier zu Ulrichs Preis gestimmt. In dem Gedicht „Der Hohlenstein“ ist des Herzogs Aufenthalt bei den redlichen Hardter Bauern recht ansprechend geschildert; der „Tübinger Schloßlinde“ liegt die Sage zugrunde, daß Ulrich, als er nach seiner Wiederherstellung im Jahre 1534 zum erstenmal wieder Tübingen besuchte, ein Lindenreis von seinem Barett herabgeworfen habe; der Zweig sei in die Erde gesteckt worden und zu dem jetzt noch stehenden gewaltigen Baum herangewachsen. In Schwabs Gedichten: „Schloß Lichtenstein“, „Herzog Ulrich von Neufen“, sowie in einzelnen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stücken des Romanzenzyklus über Herzog Christoph sind weitere bekannte Begebenheiten aus Ulrichs Leben oder Sagen über ihn verarbeitet. An dritter Stelle ist der als Dichter nicht gebührend gewürdigte Wilhelm Zimmermann zu nennen. In „Herzog Ulrichs Hochzeit“ malt er die elegische Stimmung des unglücklichen Bräutigams, und in einem weiteren Gedicht schildert er Ulrich als von allen verlassen, nur nicht von dem treuen Landvolk, zu dessen Vertreter wiederum der biedere Hans, der von Hauff erfundene Pfeifer von Hardt, ausgewählt ist. Eine neue Seite hat Karl Grüneisen dem Leben des Herzogs abgewonnen, indem er ihn als Reformator verherrlicht. In den letzten Jahrzehnten haben sich die Dramatiker mit besonderer Vorliebe auf den Ulrichstoff geworfen, darunter solche von Rang, wie Hermann Burte. Des Herzogs Neigung zu Ursula von Hutten wurde sogar zu moderner Darstellungsweise schwüler Erotik mißbraucht.

Für Volk und Land war zwar die friedliche, beständige und verständige Herrschaft des Herzogs Christoph, des Nachfolgers Ulrichs, von größerem Segen, doch hat sie unvergleichlich weniger Stoff für Sage und Dichtung geboten. Nur da, wo Christoph in die Geschicke seines Vaters verwickelt ist, also in der Zeit vor seinem Regierungsantritt, hat auch sein Leben einen romantischen Anstrich: mit dem Vater zugleich wird er des Stammlandes beraubt, aus der Heimat getrieben, er sieht sich in allerhand schwierige Verhältnisse gestellt, zumal an des Kaisers Hof; er muß befürchten, wenn er diesem nach Spanien folgt, das Vaterland nie wieder zu schauen, und so entzieht er sich mit kühnem Entschluß mitten auf der Reise in Italien dem kaiserlichen Machtbereich. Diese Tat hat im Laufe der Zeit Ausschmückungen erfahren, die Sage weiß von Verfolgung durch Reiter und wunderbarer Rettung zu berichten. Und als der Vater in sein ererbtes Land wieder heimkehren darf, ist dasselbe dem Sohn nicht vergönnt. Jetzt hält ihn das kränkende und durch nichts gerechtfertigte Mißtrauen Herzog Ulrichs fern, der in Christoph nur den Sohn der verhaßten Sabina erblickt und darüber fast vergißt, daß es auch sein eigener ist. Am französischen Hofe sucht der Prinz Kriegsdienste, nach Italien zieht er, um für fremde Sache zu kämpfen, es fehlt ihm dabei nicht an der Gelegenheit, Heldentaten zu verrichten; mitunter gerät er auch in außergewöhnliche Lage. Diese Schicksale hat Gustav Schwab in seinen „Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph von Württemberg“ zusammengefaßt. Die gutgemeinte Jugendarbeit des Dichters hat in seinem engeren Vaterland viel Beifall gefunden, obschon es ihm keineswegs gelungen ist, mit seiner schablonenhaften


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Behandlung des Stoffs dessen Sprödigkeit zu überwinden. Von den übrigen nicht eben zahlreichen Gedichten, die hier in Frage kommen, soll noch „Herzog Christophs Ende“ von Albert Knapp erwähnt sein.

Herzog Ludwig, der selbst kurz vor seinem Ende das Sterbelied „Dieweil mein Stund' vorhanden ist“ gedichtet und damit Aufnahme in das württembergische Kirchengesangbuch gefunden hat, durfte sich des glänzend begabten Nikodemus Frischlin als Hofdichters rühmen, der mit den Früchten seines Talentes die herzoglichen Familien- und Hoffeste eine Reihe von Jahren verschönte. Frischlin besang Ludwigs beide Hochzeiten und ließ bei feierlichen Anlässen seine besten lateinischen Komödien im Stuttgarter Schloß vor dem württembergischen Hofe aufführen. Eine hübsche Anekdote aus dem Leben dieses Fürsten liegt Gustav Schwabs Gedicht „Hans Koch von Ebingen“ zugrunde: nach einer geschichtlichen, durchaus unverdächtigen Nachricht setzte der reiche Ebinger Bürger, als im Jahre 1584 der damals verwitwete Herzog bei ihm einkehrte, sein Töchterlein im Brautschmuck neben diesen und bot sie ihm im Scherz mit 1000 fl. Mitgift zur Braut an.

Am Hof Herzog Friedrichs I., mit dem die Mömpelgarder Linie zur Herrschaft gelangte, spielten, wie an zahlreichen andern Höfen der damaligen Zeit, die Goldmacher eine bedeutende Rolle, ein Stoff, den sich die erzählende Literatur nicht hat entgehen lassen. Unter Herzog Johann Friedrich wirkte eine Zeitlang einer der namhaftesten Dichter des 17. Jahrhunderts, Georg Rudolph Weckherlin, als Hofpoet. Ihm fiel die Aufgabe zu, den Herzog selbst und andere Glieder der herzoglichen Familie zu preisen, Kindstaufen, Hochzeiten und sonstige Festlichkeiten in Versen zu beschreiben. So unleugbar die Verdienste Weckherlins um die deutsche Dichtkunst sind, so hoch es ihm insbesondere anzurechnen ist, daß er gegenüber dem Überwuchern der fremden Sprachen in der Hofpoesie wieder die deutsche zu Geltung gebracht hat, machen doch heutzutage diese offiziellen Lob- und Festgedichte einen durchaus steifen und frostigen Eindruck. Wahrhaft erfrischend wirkt dagegen ein Volkslied, das bei der Vermählungsfeier Johann Friedrichs mit Barbara Sophia von Brandenburg 1609 gesungen wurde:

„Frisch auf, du teutsche Nation,
laß dein gut lob nicht undergohn“ uff.,

ein Nachzügler aus der guten Zeit des deutschen Volksliedes, das im Laufe des 17. Jahrhunderts mehr und mehr verwildert. Wärmere Töne findet der durch und durch protestantische Weckherlin da, wo es


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

die Koryphäen seiner Partei im Dreißigjährigen Kriege zu verherrlichen gilt. So widmet er dem jugendlichen Herzog Magnus von Württemberg, der gegen den Willen seines allzu bedächtigen Bruders dem Markgrafen von Baden-Durlach mit zwei Regimentern Beistand leistete und am 26. April 1622 in der Schlacht bei Wimpfen den Heldentod fand, mehrere, im Geschmack jener Zeit schöne Gedichte. Magnus, wegen seines kühnen Eintretens für die Sache der bedrängten Glaubensgenossen beim Volk beliebt und vom Volk betrauert wie wenige württembergische Fürsten, wurde auch in einigen lateinischen Gedichten gefeiert, von denen die „Magneis“ des Weinsberger Diakonus Bernhard Dieterlin über das gewöhnliche Maß hervorragt. Endlich hat im 19. Jahrhundert Adolf Seubert durch ein schwungvolles Sonett den jungen Helden ausgezeichnet. Derselbe Dichter hat in seinen „Sternen Schwabens“ auch der übrigen württembergischen Prinzen gedacht, die sich im 17. oder 18. Jahrhundert in fremden Kriegsdiensten, namentlich gegen die Türken, hervorgetan haben.

Von Herzog Eberhard III. haben die Dichter — wenn man von höfischen Versmachern absieht, deren Erzeugnisse in lateinischer oder einer andern Fremdsprache auch damals noch wie Pilze aus der Erde schossen — nichts zu sagen gewußt. In den ersten Teil seiner langen Regierung fällt die furchtbarste Zeit des großen Religionskrieges: Konrad Wiederhold, der tapfere Verteidiger des Hohentwiel, ist der einzige, der damals in Württemberg Ruhm geerntet hat, und in den ihm gewidmeten Gedichten spielt der Herzog eine lediglich passive Rolle. Ebenso hat weder die kurze Herrschaft Wilhelm Ludwigs noch die ungewöhnlich lange Eberhard Ludwigs Sage und Dichtung in Bewegung gesetzt. Unter letzterem überfluteten die Raubscharen Ludwigs XIV. Württemberg mehr als einmal: an der erfreulichsten Episode aus dieser traurigen Zeit, der namentlich in Schauspielen wiederholt geschilderten Verteidigung Schorndorfs durch die handfesten und herzhaften Bürgerfrauen, hat der damals noch minderjährige Herzog selbst keinen Anteil gehabt. Das Regiment der Grävenitz, unter der dann das Land jahrzehntelang geschmachtet hat, vermochte nicht der Poesie, höchstens der sensationellen Unterhaltungsliteratur Stoff zu bieten; so hat dieses, wie manches andere Kapitel aus der württembergischen Geschichte, der fruchtbare Theodor Griesinger zu einer historischen Erzählung verarbeitet. Auch Karl Alexander war auf dem württembergischen Herzogsstuhl nicht am richtigen Platz. In großen Verhältnissen hatte er Tüchtiges geleistet, hatte als Feldherr sich wiederholt hervorgetan:



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hier fühlte er sich durch die Beschränktheit der Mittel und die Fesseln der Verfassung beengt.

„Ein Königreich hätt' lenken er gemußt,
Kein kleines Land, durchkreuzt von zähen Schranken,“

singt Seubert von ihm. Sein Tatendurst suchte Befriedigung um jeden Preis, und bei seinen unruhigen Plänen fiel er einem gewissenlosen Abenteurer, dem berüchtigten Juden Süß Oppenheimer, in die Hände, der das Land noch besser, als vordem die Grävenitz, auszusaugen verstand. In den Erzählungen, zu denen dieser Gegenstand benützt worden ist, namentlich in Hauffs weitverbreiteter Novelle, steht die Person des Herzogs im Hintergrund, und auch in den gleichzeitigen Schmähliedern über den Juden ist Karl Alexander geschont. Daß über seinen Tod unheimliche Gerüchte sich in Umlauf setzten, ist durch den jähen und unerwarteten Eintritt der Katastrophe hinlänglich erklärt.

Der letzte württembergische Herzog, dessen Persönlichkeit geeignet war, Sage und Dichtung in größerem Maßstabe zu beschäftigen, war Karl Eugen. Selten hat sich das persönliche Andenken eines Fürsten so lange im Volk lebendig erhalten wie das seinige. Das ist um so auffallender, als seine Untertanen Anlaß genug gehabt haben, über seine Verschwendungssucht und seine kostspieligen Liebhabereien einerseits, seine autokratische Willkür und Launenhaftigkeit andererseits bittere Klage zu führen. Herzog Karls Volkstümlichkeit stammt erst aus der letzten Periode seiner Regierung, da er, übersättigt von Vergnügungen und Genüssen, den Geschäften Geschmack abzugewinnen begann und sich mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit in den neu entdeckten Herrscherberuf stürzte. Er führte ein patriarchalisches Regiment ein, das als solches der Menge trotz aller Härten gefiel und schmeichelte. Er arbeitete sich in alle Verhältnisse ein, zeigte für alle Dinge Interesse, war an allen Orten zu finden. Er stellte zu seinen Untertanen persönliche Beziehungen her, wobei er mit seiner scharf ausgeprägten Individualität auf jeden, dem er nahe trat, unauslöschlichen Eindruck machte. Es läßt sich denken, daß die Erinnerung an den Verkehr, dessen der Fürst auch die niedrigsten Untertanen gern würdigte, in den betreffenden Familien von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzte, und auf diese Weise lebte sein Andenken in allen Ständen fort und lebt noch fort bis auf den heutigen Tag. Wunderliche Anekdoten und sagenhafte Erzählungen aller Art bildeten sich über „Karl Herzog“, wie er nur im Volksmunde hieß: Anhänglichkeit und Bewunderung sind die vor-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herrschenden Züge in diesen Geschichten und Fabeln. Seine Vielgeschäftigkeit gab sogar Anlaß, daß der Volksaberglauben ihm übernatürliche Kräfte, wie die Kunst, das Feuer zu bannen, zuschrieb. Ohne Zweifel hat Karl Eugen es in seiner Art mit den Menschen gut gemeint, und selbst seine grausamen Strafen müssen als der Ausfluß eines gewissen pädagogischen Wohlwollens betrachtet werden. Haben ihn doch auch die Opfer seiner Willkür nicht mit dem Haß verfolgt, den man gewöhnlich gegen seine Peiniger verspürt. Das Beispiel Schubarts, dessen offizielle Loblieder auf den Herzog und sonstige Hofgedichte weder poetisch einen erhebenden noch menschlich einen würdigen Eindruck machen, fällt zwar nicht ins Gewicht. Aber auch Schillers alte Anhänglichkeit an den fürstlichen Erzieher ist durch allen berechtigten Groll niemals ganz verdrängt worden. Man muß die Anschauungen, in denen der Herzog groß geworden ist, berücksichtigen, wenn man ihm bei der Beurteilung seines Verhältnisses zu Schiller nicht unrecht tun will. Nicht nur das revolutionäre Gebaren seines überspannten Zöglings mußte ihm verdrießlich sein, auch ästhetisch konnte der Herzog seiner ganzen Bildung nach an den „Räubern“ so wenig Geschmack finden, wie etwa Friedrich der Große daran gefunden hätte. Für uns, die wir wissen, was aus Schiller geworden ist, ist es leicht, nachträglich für ihn Partei zu nehmen. Der Herzog ahnte nicht, konnte damals gar nicht ahnen, wozu dieser Jüngling berufen war, und lebte gewiß der ehrlichen Überzeugung, daß er auf dem besten Wege sei, sein Talent zugrunde zu richten. Diese Erwägungen müssen die Handlungsweise des Herzogs in milderem Licht erscheinen lassen. Natürlich ist der Konflikt zwischen letzterem und dem jugendlichen Dichter für poetische Darstellung ein höchst verlockender Stoff. Heinrich Laube hat ihn in seinem Schauspiel „Die Karlsschüler“ dramatisiert. Bei der Beliebtheit, deren sich das Stück lange Zeit erfreute, widerfuhr es dem Herzog samt seiner Franziska und dem gesamten Hofstaat, über alle großen und kleinen Bühnen Deutschlands wandeln zu müssen. Indessen haftet die Charakteristik Karl Eugens in Laubes Stück bei aller theatralischen Geschicklichkeit des Autors stark am Äußerlichen und Oberflächlichen. Die belletristischen Arbeiten, in die der Herzog, seine zweite Gemahlin und andere hervorstechende Persönlichkeiten jener Zeit verflochten sind und unter denen Brachvogels Schubart-Roman viele willige Leser fand, haben mit zwei bedeutsamen Ausnahmen ebensowenig künstlerischen als historischen Wert. Die beiden großen Romane von Herman Kurz spielen in dem Zeitalter Karl Eugens. In dem einen „Der Sonnen-

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wirt“ geschieht des Herzogs nur flüchtige Erwähnung, in dem andern, „Schillers Heimatjahre“, ist ihm eine wichtige Rolle zugeteilt. Hier hat einmal ein echter Dichter geschichtliche Persönlichkeiten gezeichnet, und wer es vorzieht, statt aus wissenschaftlichen Werken, aus Dichtwerken über „Karl Herzog“ sich zu unterrichten, hat an Hermann Kurz einen Führer, wie er sich ihn nicht besser wünschen kann. Namentlich in der Entwicklung der Beziehungen des frei erfundenen Romanhelden Heinrich Roller zum Herzog ist des letzteren Art, mit Menschen umzugehen, ebenso sehr mit lebensvoller Anschaulichkeit als mit historischer Treue dargestellt.

Nach den kurzen Regierungen der beiden Brüder Karl Eugens fiel die Herrschaft über das Land jenem Herzog Friedrich II. zu, der sich zum Kurfürsten und dann zum ersten König Württembergs emporgeschwungen hat. Wir sind damit bei einem Zeitalter angelangt, das zu nahe an das unsrige heranreicht, als daß es sich schon im Licht der Poesie verklärt hätte.

Nach Schwäbischer Kronik 1893, Nr. 223 und 226.

Skizzen und Bilder aus der württembergischen Geschichte.

Der Abt Wilhelm von Hirsau.

Von Christoph Friedrich Stälin.

Eine sehr hervorragende Persönlichkeit unter den Äbten der Hohenstaufenzeit ist der selige Wilhelm von Hirsau (gestorben 1091). Aus Bayern gerufen, reformierte er den Benediktinerorden nach dem Muster von Kloster Clugny, und in kurzem war die Kongregation von Hirsau ein vielfältig und weithin nachgeahmtes Musterbild verbesserter Klostereinrichtung. Abt Wilhelm war ein Mann von ausgezeichneter Bildung; in seiner Schrift über Philosophie und Astronomie erregt sein Geist der Prüfung und des Beweises Bewunderung. Große Belesenheit war ihm eigen, der in Hirsau eine Schreibschule trefflich einrichtete und auch seinen Schülern seine Bücherliebe einpflanzte. Als Kenner zeichnete er sich aus in der Feldmeßkunst, und seinem erfinderischen Geist wird Verbesserung musikalischer Werkzeuge nachgerühmt.

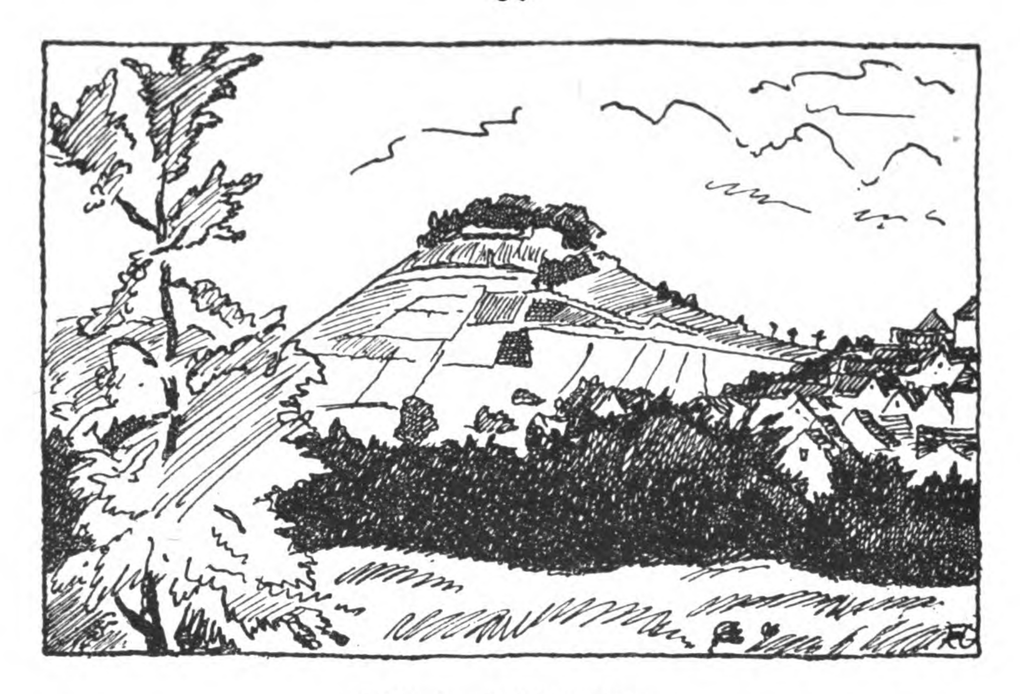
Aus: Württembergische Geschichte. II. 1847.



Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Weibertreu bei Weinsberg.

Die Weiber von Weinsberg.
(1140.)

Von Adelbert von Chamisso.

Der erste Hohenstaufen, der König Konrad, lag
Mit Heeresmacht vor Weinsberg seit manchem langen Tag;
Der Welfe war geschlagen, noch wehrte sich das Nest,
Die unverzagten Städter, die hielten es noch fest.

Der Hunger kam, der Hunger, das ist ein scharfer Dorn;
Nun suchten sie die Gnade, nun fanden sie den Zorn.
„Ihr habt mir hier erschlagen gar manchen Degen wert,
Und öffnet ihr die Tore, so trifft euch doch das Schwert.“

Da sind die Weiber kommen: „Und muß es also sein,
Gewährt uns freien Abzug! Wir sind vom Blute rein.“
Da hat sich vor den Armen des Helden Zorn gekühlt,
Da hat ein sanft Erbarmen im Herzen er gefühlt.

„Die Weiber mögen abziehn, und jede habe frei,
Was sie vermag zu tragen und ihr das Liebste sei!
Laßt ziehn mit ihrer Bürde sie ungehindert fort!“
Das ist des Königs Meinung, das ist des Königs Wort.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und als der frühe Morgen im Osten kaum gegraut,
Da hat ein selt'nes Schauspiel vom Lager man geschaut:
Es öffnet leise, leise sich das bedrängte Tor,
Es schwankt ein Zug von Weibern mit schwerem Schritt hervor.

Tief beugt die Last sie nieder, die auf dem Nacken ruht,
Sie tragen ihre Eh'herrn, das ist ihr liebstes Gut.
„Halt an die argen Weiber!" ruft drohend mancher Wicht; —
Der Kanzler spricht bedeutsam: „Das war die Meinung nicht."

Da hat, wie er's vernommen, der fromme Herr gelacht:
„Und war es nicht die Meinung, sie haben's gut gemacht;
Gesprochen ist gesprochen, das Königswort besteht,
Und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt und zerdreht."

So war das Gold der Krone wohl rein und unentweiht.
Die Sage schallt herüber aus halbvergess'ner Zeit.
Im Jahr elfhundertvierzig, wie ich's verzeichnet fand,
Galt Königswort noch heilig im deutschen Vaterland.

Schwäbische Kunde.

Von Ludwig Uhland.

Als Kaiser Rotbart[1]) lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Not,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgetan;
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Des Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück

[1]) Friedrich I., geboren 1122, Kaiser 1152—1190.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hinter dem Heereszug zurück;
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher.
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und tät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus;
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen.
Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: „Sag' an, mein Ritter wert?
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang;
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der letzte Pfalzgraf [1]).

Von Ludwig Uhland.

Ich, Pfalzgraf Götz von Tübingen,
Verkaufe Burg und Stadt
Mit Leuten, Gülten, Feld und Wald;
Der Schulden bin ich satt.

Zwei Rechte nur verkauf' ich nicht,
Zwei Rechte, gut und alt:
Im Kloster eins, mit schmuckem Turm,
Und eins im grünen Wald.

Am Kloster [2]) schenkten wir uns arm
Und bauten uns zu Grund,
Dafür der Abt mir füttern muß
Den Habicht und den Hund.

Im Schönbuch, um das Kloster her,
Da hab' ich das Gejaid;
Behalt' ich das, so ist mir nicht
Um all mein andres leid.

Und hört ihr Mönchlein eines Tags
Nicht mehr mein Jägerhorn,
Dann zieht das Glöcklein, sucht mich auf!
Ich lieg' am schatt'gen Korn.

Begrabt mich unter breiter Eich'
Im grünen Vogelsang
Und lest mir eine Jägermess'!
Die dauert nicht zu lang.

Graf Eberhard der Greiner von Württemberg.

Kriegslied.

Von Friedrich Schiller.

Ihr — ihr dort außen in der Welt
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Prahlt nur mit Karl und Eduard,
Mit Friedrich, Ludewig.
Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
Ist uns der Graf, der Eberhard,
Ein Wettersturm im Krieg.

Und auch sein Bub', der Ulerich,
War gern, wo's eisern klang;
Des Grafen Bub', der Ulerich,
Kein Fußbreit rückwärts zog er sich,
Wenn's drauf und drunter sprang.

Die Reutlinger, auf unsern Glanz
Erbittert, kochten Gift,
Und buhlten um den Siegeskranz,
Und wagten manchen Schwertertanz,
Und gürteten die Hüft'.

---

[1]) Der Pfalzgraf Götz von Tübingen hat 1342 Tübingen mit Zubehör an den Grafen Ulrich III. von Württemberg und seine Söhne Eberhard II. und Ulrich IV. verpfändet.

[2]) Bebenhausen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er griff sie an — und siegte nicht,
Und kam gepantscht nach Haus,
Der Vater schnitt ein falsch Gesicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Tränen drangen 'raus.

Das wurmt ihm — Ha! Ihr Schurken, wart'!
Und trug's in seinem Kopf.
Auswetzen, bei des Vaters Bart!
Auswetzen wollt' er diese Schart'
Mit manchem Städtlerschopf.

Und Fehd' entbrannte bald darauf,
Und zogen Roß und Mann
Bei Döffingen mit hellem Hauf,
Und heller ging's dem Junker auf,
Und hurra! heiß ging's an.

Und unser Heeres Losungswort
War die verlor'ne Schlacht:
Das riss' uns wie die Windsbraut fort
Und schmiss' uns tief in Blut und Mord
Und in die Lanzennacht.

Der junge Graf voll Löwengrimm
Schwung seinen Heldenstab,
Wild vor ihm ging das Ungestüm,
Geheul und Winseln hinter ihm,
Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sank schwer auf sein Genick,
Schnell um ihn her der Helden Trieb —
msonst! Umsonst! erstarret blieb
Und sterbend brach sein Blick.

Bestürzung hemmt des Sieges Bahn,
Laut weinte Feind und Freund—
Doch führt der Graf die Reiter an:
Mein Sohn ist wie ein andrer Mann!
Marsch! Kinder! In den Feind!

Und Lanzen sausen feuriger,
Die Rache spornt sie all,
Rasch über Leichen ging's daher,
Die Städtler laufen kreuz und quer
Durch Wald und Berg und Tal.

Und zogen wir mit Hörnerklang
Ins Lager froh zurück.
Und Weib und Kind im Rundgesang
Beim Walzer und beim Becherklang
Lustfeiern unser Glück.

Doch unser Graf —was tät er itzt?
Vor ihm der tote Sohn.
Allein in seinem Zelte sitzt
Der Graf, und eine Träne blitzt
Im Aug' auf seinen Sohn.

Drum hangen wir so treu und warm
Am Grafen, unserm Herrn.
Allein ist er ein Heldenschwarm,
Der Donner rast in seinem Arm,
Er ist des Landes Stern.

Drum ihr dort außen in der Welt
Die Nasen eingespannt,
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Graf Eberhard der Rauschebart.

Von Ludwig Uhland.

Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Taten, der alten Waffen Glanz?

Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

Brich denn aus deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor
Mit deinem Heldensohne, du Rauschebart, hervor![1])
Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr entlang;
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwertesklang!

1. Der Überfall im Wildbad. (1367.)

In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehn,
Da ritt aus Stuttgarts Toren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

Mit wenig Edelknechten zieht er ins Land hinaus;
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß;
Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

Zu Hirsau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein;
Dann geht's durch Tannenwälder ins grüne Tal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus;
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus.
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast;
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

---

[1]) Graf Eberhard von Württemberg, genannt der Greiner, auch der Rauschebart († 1392), und sein Sohn Ulrich († 1388) sind im Chor der Stiftskirche zu Stuttgart beigesetzt.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wann er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Flut;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

Ein angeschoss'ner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verriet voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch;
Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

Da kommt einstmals gesprungen sein jüngster Edelknab':
„Herr Graf, es zieht ein Haufe das ob're Tal herab;
Sie tragen schwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein rot von Golde und einen Eber wild."

„Mein Sohn, das sind die Schlegler, die schlagen kräftig drein.
Gib mir den Leibrock, Junge! Das ist der Eberstein.
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn;
Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn."

Da kommt ein armer Hirte in atemlosem Lauf:
„Herr Graf, es zieht 'ne Rotte das untre Tal herauf;
Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's wie Wetterleuchten noch in den Augen beißt."

„Das ist der Wunnensteiner, der gleißend Wolf genannt.
Gib mir den Mantel, Knabe! Der Glanz ist mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut.
Bind mir das Schwert zur Seite! Der Wolf, der lechzt nach Blut.

„Ein Mägdlein mag man schrecken, das sich im Bade schmiegt;
Das ist ein lustig Necken, das niemand Schaden fügt;
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilt's, wenn nicht sein Leben, doch schweres Lösegeld."

Da spricht der arme Hirte: „Des mag noch werden Rat;
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat;
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort.
Wollt Ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort."

Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan;
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn.
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hatt' er's nie vermerkt;
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf;
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf;
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich tu's von Herzen gern."

Da denkt der alte Greiner: „Es tut doch wahrlich gut,
So sänftlich fein getragen von einem treuen Blut.
In Fährten und in Nöten zeigt erst das Volk sich echt;
Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht."

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnismal.
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann schickt er tücht'ge Maurer ins Wildbad allsofort;
Die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

2. Die drei Könige zu Heimsen[1]).

Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht,
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft;
Sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.

Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rat,
Bedenken und besprechen gewalt'ge Waffentat,
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
Und besser, als im Bade, ihm jeden Schlich verstellt.

Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! Dann, Lehndienst, gute Nacht!
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh';
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu;
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Turm.
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! Das Horn verkündet Sturm.

---

[1]) In Wirklichkeit erst 1395 unter Eberhard dem Milden.



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhalt'ne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufschlag und Rossesschnauben und dumpfer Waffenklang.

Und als das Frührot leuchtet und als der Nebel sinkt,
Hei, wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschart,
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß,
Sie werfen von den Türmen mit Steinen und Geschoß.
„Nur sachte!" ruft der Greiner, „euch wird das Bad geheizt;
Aufdampfen soll's und qualmen, daß euch's die Augen beizt."

Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Teer beträuft;
Drein schießt man glüh'nde Pfeile; wie raschelt's da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze; wie flackert's lichterloh!

Und noch von allen Enden wird Vorrat zugeführt,
Von all den rüst'gen Bauern wird emsig nachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift
Und schon mit lust'gem Prasseln der Türme Dach ergreift.

Ein Tor ist freigelassen; so hat's der Graf beliebt.
Dort hört man, wie der Riegel sich leise, lose schiebt;
Dort stürzen wohl verzweifelnd die Schlegler jetzt heraus?
Nein, friedlich zieht's herüber als wie ins Gotteshaus.

Voran drei Schlegelkön'ge zu Fuß demütiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich;
Dann viele Herrn und Knechte gemachsam, Mann für Mann,
Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

„Willkomm!" so ruft der Greiner, „willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Besuch im Bad.
Nur einen miss' ich, Freunde, den Wunnenstein, 's ist schad'."

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
Lehnt dort an seinem Spieße, nimmt alles wohl in acht;
„Drei Könige zu Heimsen," so schmollt es, „das ist viel;
Erwischt man noch den vierten, so ist's ein Kartenspiel."


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3. Die Schlacht bei Reutlingen. (1377.)

Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschar;
Wild rauschen ihre Flüge um Reutlingen die Stadt;
Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zu Nacht,
Ins Urachtal hinüber sind sie mit großer Macht;
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig rot;
Die Herden weggetrieben, die Hirten liegen tot.

Herr Ulrich hat's vernommen: er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn."
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zu Tal.

Ein Kirchlein stehet drunten, Sankt Leonhard geweiht,
Dabei ein grüner Anger; der scheint bequem zum Streit.
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reihn,
Die langen Spieße starren; wohlauf! wer wagt sich drein?

Schon ziehn vom Urachtale die Städter fern herbei;
Man hört der Männer Jauchzen, der Herden wild Geschrei,
Man sieht sie fürder schreiten, ein wohl gerüstet Heer,
Wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, sie stürmen an mit Schwall,
Die Ritter stehn und starren wie Fels und Mauerwall.

Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Tor;
Längst wob mit dichten Ranken der Efeu sich davor.
Man hat es schier vergessen; nun kracht's mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger stürzet gedrängt ein Bürgerhauf'.

Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wut;
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurrot gefärbt!


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Heut spritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich rot.
Stets drängender umschlossen und wütender bestürmt,
Ist rings von Bruderleichen die Ritterschar umtürmt.

Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark;
Die noch am Leben blieben, sind müde bis ins Mark.
Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf.
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

„Ach Allm!“ stöhnt einst ein Ritter; ihn traf des Mörders Stoß;
„Allmächt'ger!“ wollt' er rufen; man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich sinkt vom Sattel halbtot, voll Blut und Qualm;
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß es jetzt Achalm.

Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen ans Tor
Manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathaus liegen die Toten all gereiht;
Man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

Dort liegen mehr denn sechzig, so blutig und so bleich;
Nicht jeder Knapp erkennet den toten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

Auf Bahren und auf Wagen, getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Tore die alte Stadt entlang;
Dumpf tönet von den Türmen der Totenglocken Klang.

Götz Weißenheim eröffnet den langen Leichenzug.
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug;
Er hatt' es nicht gelassen, bis er erschlagen war;
Drum mag er würdig führen auch noch die tote Schar.

Drei edle Grafen folgen, bewährt in Schildesamt,
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
O Zollern, deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz:
Sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künft'gen Glanz?

Von Sachsenheim zwei Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn,
Auf ihrer Stammburg wandelt von alters her ein Geist,
Der längst mit Klaggebärden auf schweres Unheil weist.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht;
Er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht,
Davon man sein Geschlechte die Toten hieß zum Scherz.
Hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod ins Herz.

Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug.
Will jemand alle wissen, die man von dannen trug:
Dort auf den Rathausfenstern in Farben bunt und klar.
Stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart; er hat nicht sehr geeilt.
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl;
Ein frostiges Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an den Tisch,
Er schlägt die Augen nieder; man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Messer und spricht kein Wort dabei
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

4. Die Döffinger Schlacht. (1388.)

Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein,
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein.
Zu Döffingen war's anders; dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wider von Kampfruf, Stoß und Schlag.

Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet und hält's in tapfrer Hut.
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab;
Wer tot zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.

Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Not;
Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot,
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
Vom edeln Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

Da kommt ein reis'ger Bote vom Wolf von Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner will Euch zu Dienste sein."
Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab' sein nicht begehrt;
Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt."


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städte Scharen stehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn;
Da brennt ihn seine Narbe, da gärt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Übermüt'gen, wovon der Kamm euch schwoll.“[1])

Er sprengt zu seinem Vater: „Heut zahl' ich alte Schuld;
Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld.
Nicht darf ich mit dir speisen auf *einem* Tuch, du Held!
Doch darf ich mit dir schlagen auf *einem* blut'gen Feld.“

Sie steigen von den Gäulen, die Herrn vom Löwenbund,
Sie stürzen auf die Feinde, tun sich als Löwen kund.
Hei, wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.

Wen trägt man aus dem Kampfe dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!“ Er stöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspellt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„Erschreckt nicht! Der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! Die Feinde fliehen.“ Er ruft's mit Donnerlaut;
Wie rauscht sein Bart im Winde! hei, wie der Eber haut.

Die Städter han vernommen das seltsam list'ge Wort.
„Wer flieht?“ so fragen alle; schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

Was gleißt und glänzt da droben und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht,
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

Im Erntemond geschah es; bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

[1]) Ulrich meint die Schlacht bei Reutlingen, in der die Städter ihn besiegten.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge ging,
Auf rost'ge Degenklinge, Speereisen, Panzerring;
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp versteckt.

Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit mit mir nach Haus,
Daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß!"

„Hei," spricht der Wolf mit Lachen, „gefiel Euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um Euren Dank.
Gut Nacht und Glück zur Reise! Es steht im alten Recht."
Er spricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei seines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht;
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht;
Ob er vielleicht im stillen geweint, man weiß es nicht.

Des Morgens mit dem frühsten steigt Eberhard zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reis'gen Troß;
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauser Hirt;
„Dem Mann ist's trüb zumute; was der uns bringen wird?"

„Ich bring' Euch böse Kunde: nächt ist in unsern Trieb
Der gleißend' Wolf gefallen, er nahm, so viel ihm lieb."
Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt sich Kochfleisch, das ist des Wölfleins Art."

Sie reiten rüstig fürder; sie sehn aus grünem Tal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenstrahl;
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht;
„Der Knab' will mich bedünken, als ob er Gutes brächt'."

„Ich bring' Euch frohe Märe: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein hold und fein."
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen; dem Herrn sei Dank und Preis!"


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der reichste Fürst.

(1495.)

Von Justinus Kerner.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Wert und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
Goldne Saaten in den Tälern,
Auf den Bergen edlen Wein!

Große Städte, reiche Klöster!
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
Schaffen, daß mein Land dem euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Untertan' in Schoß.

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
Graf im Bart! Ihr seid der Reichste,
Euer Land trägt Edelstein!

Morgenblatt 1818, Nr. 124.

Herzog Ulrich in der Nebelhöhle.

Von Wilhelm Hauff.

Vom Turme, wo ich oft gesehen
Hernieder auf ein schönes Land,
Vom Turme fremde Fahnen wehen,
Wo meiner Ahnen Banner stand.
Der Väter Hallen sind gebrochen,
Gefallen ist des Enkels Los,
Er birgt besiegt und ungerochen
Sich in der Erde tiefem Schoß.

Und wo einst in des Glückes Tagen
Mein Jagdhorn tönte durchs Gefild,
Da meine Feinde gräßlich jagen,
Sie hetzen gar ein edles Wild.



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich bin das Wild, auf das sie pirschen,
Die Bluthund' wetzen schon den Zahn,
Sie dürsten nach dem Schweiß des Hirschen,
Und sein Geweih[1]) steht ihnen an.

Die Mörder han in Berg und Heide
Auf mich die Armbrust aufgespannt,
Drum in des Bettlers rauhem Kleide
Durchschleich ich nachts mein eigen Land;
Wo ich als Herr sonst eingeritten
Und meinen hohen Gruß entbot,
Da klopf ich schüchtern an die Hütten
Und bettle um ein Stückchen Brot.

Ihr warft mich aus den eignen Toren,
Doch einmal klopf ich wieder an;
Drum Mut! Noch ist nicht all's verloren,
Ich hab ein Schwert und bin ein Mann.
Ich wanke nicht, ich will es tragen,
Und ob mein Herz darüber bricht,
So sollen meine Feinde sagen:
Er war ein Mann und wankte nicht!

Die Beutelspacher und die Bopfinger.

Von Hermann Kurz.



Stem einsmals hatten die Beutelspacher und die Bopfinger einen Span miteinander. Derselbige hatte sich erhoben wegen eines Zolles, mit welchem die Bopfinger den Beutelspachern den Weg verlegt hatten. Nun wäre es zwar das Beste gewesen, wegen solchen Zolles eine Einung miteinander aufzurichten, allein so viele Einungen auch dazumal gemacht wurden, so schossen doch die Zweiungen reichlicher und lustiger ins Kraut. Auf beiden Seiten standen mannhafte und streitbare Helden, die ihr heißes Blut in etwas abkühlen wollten. Also beschlossen sie den Krieg und schickten einander Absagebriefe, die fein langsam und deutlich geschrieben waren.

---

[1]) Anspielung auf das württembergische Wappen.

Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Damals aber war in deutschen Landen ein sonderlicher Brauch: wenn zween Teile miteinander stößig wurden und ein Krieg zwischen ihnen anging, so griffen sie, ehe sie denn das Schwert zogen, zu mancherlei vorgängigen Tathandlungen, um warm zu werden und förderlich in Harnisch zu geraten. Die Beutelspacher fingen's züchtig an: sie fuhren hin, hieben den Bopfingern ihre Bäume um und zogen wieder heim. Da gingen die Bopfinger auch nicht müßig, rückten her und schnitten den Beutelspachern die Weinberge aus, trieben auch ihre Ziegen hinein, welche die jungen Schösse fressen mußten fürs kommende Jahr; dann zogen sie gleichfalls wieder heim. Nun war es den Beutelspachern schon ein wenig heiß um die Leber geworden; sie machten sich auf, legten sich in einen Hinterhalt nicht weit von einer Aue, wo die Frauen und Töchter der Bopfinger lustwandelten, fielen in sie und schleppten dieselbigen gefangen hinweg, einen ganzen Schwarm; ihrer etliche aber ließen sie ohne Gürtel wieder ziehen, darum daß sie, wie sie fürgaben, böse Mäuler hätten. Solches verdroß die Bopfinger über alle Maßen sehr; sie brachen den Beutelspachern in ihre Landschaft und sengten und brannten, daß die Vögel aus der Luft gebraten herunterfielen und die Engel im Himmel ihre Füße hinaufziehen mußten. Dieses Fürnehmen war den Beutelspachern unleidlich; sie sammelten ihr Volk und jagten mit einem reisigen Zuge den Bopfingern nach, legten eine Wagenburg um ihre Stadt und Gezelte und begunnten sie zu belagern und schwerlich zu berennen.

Die Bopfinger aber hielten sich stattlich und ließen die Feinde nicht hinein, außer wen sie mit ihren langen Haken über die Mauern in die Stadt zogen, und selbige wären lieber draußen geblieben bei den Ihrigen. Die Beutelspacher wurden auch nicht laß und wollten nimmermehr von dannen weichen, bis daß sie die Stadt bezwungen hätten. Am Ende gedieh es dahin, daß auf beiden Seiten alles, was die Zähne brechen oder malmen konnten, aufgezehrt war und eine Wurst nicht für Gold zu haben gewesen wäre, weder im Lager noch in der Stadt. Da versah man sich wohl, wer den andern niederhungern könnte, würde Meister sein. Die Bopfinger aber waren gar zäh, schnürten sich Stricke um den Leib, auf daß sie den Magen, wenn er knurrte, in der Botmäßigkeit erhielten, und tat ihnen der Hunger allzu weh, so machten sie grimmige Gesichter von ihren Mauern herunter, wie vor lauter Streitlust. Die Beutelspacher dagegen hatten größere Mägen denn die Bopfinger, darum geschah ihnen vom Hunger zwier soviel weh, konnten sich auch zuletzt nicht mehr fristen, sondern beschlossen, ihr Letztes zu wagen,


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen erschrockenlichen und sorgfältigen Sturm. So taten sie auch, aber der Sturm geriet ihnen übel, denn sie fielen aus Magenschwäche wie auch von den Stößen der Bopfinger haufenweise die Leitern herab und sahen, daß sie diese harte Nuß ungeschroten lassen mußten.

Da hielten sie einen Kriegsrat und wurden eins: weil die Feinde müde und hinfällig sein würden vom Streit, so wollten sie versuchen, ob sie dieselbigen nicht durch Schrecken und Überfahrung des Gemüts bezwingen könnten. Schickten also zween Herolde unter die Mauern und ließen sie auffordern, von Stund an ihre Stadt einzugeben, sonst wollten sie stürmen, daß man den Schall und Tos bis vor Gottes Thron hören müsse. Die Bürger aber ließen sich nicht bedräuen, riefen von den Mauern herab, sie wollten die Stadt nicht übergeben, nicht einen Stein; und einer von ihnen, er hieß Eichele, ein kecker, frohmütiger Gesell, der allzeit gar fromm unter den Vordersten gestritten hatte, schrie spöttlich hinunter: „Ja, den Galgen, den könnet ihr han!“ Die andern riefen's ihm nach und lachten die Herolde aus.

Damit ritten die Herolde wieder davon und berichteten im Lager getreulich, was ihnen abseiten der Stadt anbefohlen worden war. Die Beutelspacher konnten's nunmehr mit Händen greifen, daß sie für diesmal das Spiel verloren hätten, und schickten sich ohne fernere Umschweife zum Abzug an. Wie sie aber am Galgen vorüberkamen, der im freien Felde stund — die Bopfinger hatten vergessen, eine Schildwache bei ihm zurückzulassen —, da gedachten sie der Antwort, die ihre Herolde überbracht hatten, und deuchte ihnen geraten, solch ehrlich Erbieten nicht von der Hand zu weisen. Trugen also den Stock und Galgen ab, um doch nicht ganz unpreislich heimzukommen, sondern wenigstens ein Denkmal mitzubringen, und richteten ihn hernach in ihrem eigenen Gebiete wieder auf.

Nachdem sich aber beide Teile in etwas gestärkt hatten, brachen sie von neuem gegeneinander hervor. Die Bopfinger hatten ihre Helfer versammelt, eine weidliche Schar; die Beutelspacher hatten auch ihre Bundesgenossen um Hilfe gemahnt, und so trafen beide Heerhaufen auf einem Felde zusammen am Tage Allerseelen und stritten miteinander den ganzen Tag. Da gab es ein großes Geschläg. An diesem Tage kämpfte auch der Eichele mit, der den Beutelspachern den Galgen zum Schmerzensgeld angeboten hatte, und ihm zur Seite stund ein Söhnlein seines Stadtmeisters (so nannte man den Bürgermeister); dasselbe hatte der Herr Stadtmeister ihm in seine Obhut und Fürsorge gegeben, weil er bekannt war für einen tapfern und zuverlässigen Mann.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das junge Herrlein war aber sehr unmüßig und fürwitzig und suchte sich allenthalben vorzudrängen in seinem grünen Wappenröcklein, so daß der Eichele seine liebe Not, Mühe und Arbeit mit ihm hatte. Da wurde er mit eins von den zween Herolden angerannt, die er mit Unehren von der Stadtmauer fortgewiesen hatte, und während er sich gegen dieselben zur Wehr setzte, wischte das Herrlein von ihm weg, um auch mit jemand auf dem Blachfelde anzubinden. Da stieß es auf einen langen Beutelspacher, der stand mitten im Feld allein, hatte Feierabend und sah dem Getümmel zu. Das Herrlein machte sich an ihn, begann höhnisch mit geschwungenem Schwert um ihn herumzutanzen und rief: „Du langes Krokodil, beiß' in mein Schwert und bück' dich nicht!“ — Diese Rede war dem Reisigen beschwerlich, und er hob seinen Streitkolben, der mit spitzigen Stacheln beschlagen war. „Du kleiner Grashupfer, küss' meinen Morgenstern und streck' dich nicht!“ sagte er und schlug das Herrlein zwischen die Ohren, daß es erbärmiglich zappelnd auf den Boden fiel. Unterdessen entstrickte sich der Eichele seiner beiden Widerwärtigen und gedachte dem Stadtmeisterlein beizuspringen, aber er kam zu spät, seinen Freund, der ihm anvertraut war, zu erledigen, und konnte nichts weiter, als den langen Schlagetot zu ihm in den roten Klee zu werfen, was er auch mit einem einzigen Hieb zuwege brachte. Das arme Herrlein reichte ihm vom Boden herauf die Hand, radbrechte noch ein paar Worte, befahl ihm einen letzten Gruß an seinen Vater und löste sein Halsgeschmeide, um es seinem getreuen Schirmer und Rächer in Gedächtnisweise zu verlassen.

Dieser drückte ihm die Augen zu und eilte in das Getümmel zurück, wo er ungebärdig unter die Feinde schlug. Es war aber alles vergebens. Da der Tag sich neigte, neigte sich der Sieg auf die Seite der Beutelspacher; die Bopfinger samt ihren Eidgenossen wurden aufs Haupt geschlagen und flohen eilends heim, ein jeglicher in seine Hütte. Doch brachten sie ihre Toten ehrlich von der Walstatt mit hinweg und ließen den Feinden nichts denn einen alten wollenen Kappenzipfel, welchen ein Pfahlbürger auf der Flucht verlor. Der durfte wohl des Fersengelds nicht sparen vor den Beutelspachern, denn wenn sie ihn gefangen hätten, so hätten sie ihm beide Augen ausgestochen, weil er ihnen zuvor verbürgert war und hatte ihnen geschworen, war aber ein unverrechneter Amtmann, der sich nicht getraute, seine Rechnung abzulegen, und hatte sich darum von ihnen entfremdet und war Pfahlbürger worden bei den Bopfingern. Die Beutelspacher aber hielten den erbeuteten Kappenzipfel gar hoch als ein großes Siegeszeichen, ja nicht weniger denn


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie wenn sie ein ersiegtes Fähnlein zu Handen gebracht hätten, setzten ihn auf eine Stange und verwahrten ihn in der Kirche, wo sie ihre Toten begruben, und in der Inschrift zu deren Häuptern, worin Tag und Stunde geschrieben stand, wann diese Biedermänner ehrlich und ritterlich erschlagen worden, denen Gott eine fröhliche Urständ verleihen möge, gedachten sie auch des Kappenzipfels mit den Worten: „Und auf die Stund wurd dieser Kappenzipfel in Fähnleinsscham den Feinden abgewonnen."

Es waren aber bei der Geschichte auf beiden Seiten viele Gefangene gemacht worden. Und obwohl die Bopfinger feldflüchtig geworden waren, so war es doch nicht Not, daß ihre Gefangenen mit ihnen geflohen wären, denn damals war es Brauch, wer im Streit zu Gefängnis gedrungen worden war, der leistete Feldsicherheit und konnte ohne weiteres auf freiem Fuß zu den Seinigen kehren. Nach der Schlacht aber wurden von beiden Teilen diejenigen, die sie auf solche Weise gefangen und gesichert hatten, bei ihren Eiden angemahnt, und mußten sich bei dem Feinde stellen und in offener Herberge bei ihm verbleiben mit starkem Leidwesen und allda ihr Hab und Gut verzehren und durften ohne sein Wissen und Willen nicht von dannen kommen. Da erhub sich auf beiden Seiten groß Wehklagen der Weiber und Kinder von Armuts wegen, auch erkannten beide Teile, daß ihnen dieser Krieg in vieler Weise schädlich gewesen sei, und ließen es zu, daß Freunde dazwischen traten mit wohlbedachtem Mute und gutem Willen, die schieden und verrichteten und vertrugen den Streit, und machten zwischen beiden eine friedliche Stallung, und wurde auch zuletzt ein steter und fester und ewiger Friede geschlossen, mit dem Beding, daß sie ihn halten sollten, solang es ihnen anstehen würde. Denn das war der Brauch in deutschen Landen dazumal.

Aus: Den Galgen! sagt der Eichele.
Erzählungen. 1. Bd. Stuttgart, 1858.

Götz von Berlichingen.

Von Heinrich Kurz.

Götz (Gottfried) **von Berlichingen** „mit der eisernen Hand", aus einem alten Geschlecht, das schon im 10. Jahrhundert blühte, wurde im Jahre 1480 zu Jagsthausen geboren. Nachdem er kurze Zeit die Schule besucht und dann bei seinem väterlichen Oheim Konrad das Reiterhandwerk erlernt hatte, trat er in die Dienste des Markgrafen Friedrich von Brandenburg, den er aber bald darauf verließ, um bei dem Herzog



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Albrecht von Bayern Kriegsdienste zu tun. Bei der Belagerung von Landshut verlor er die rechte Hand, die er sich durch eine eiserne ersetzen ließ, woher er seinen Beinamen erhielt. Er zog sich hierauf nach Jagsthausen zurück, doch wurde er bald in Fehden, namentlich mit den Reichsstädten und mehreren geistlichen Fürsten verwickelt, in denen er zwar Tapferkeit und biederen Sinn an den Tag legte, dabei jedoch auch manche Räubereien nach Art des damaligen Adels sich zuschulden kommen ließ. Im Kriege des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich von Württemberg, welchem er Beistand leistete, wurde er (1522) gefangen nach Heilbronn gebracht und nur gegen starkes Lösegeld entlassen. Auch am Bauernkriege (1525) nahm er, jedoch nur gezwungen, Anteil; er geriet nach dem unglücklichen Ausgange desselben in Gefangenschaft und wurde zuerst in Augsburg mehrere Jahre lang in enger Haft gehalten, dann auf sein Schloß entlassen, jedoch nur unter der eidlichen Zusicherung, dasselbe nicht zu verlassen. Nach Auflösung des Schwäbischen Bundes wurde er begnadigt, nachdem er elf Jahre auf seinem Schlosse zugebracht hatte. Der wiedererlangten Freiheit sich freuend, trieb ihn seine noch ungebrochene Kriegslust, an den Feldzügen des Kaisers in Frankreich und Ungarn teilzunehmen, in denen er sich mit gewohnter Tapferkeit benahm. Nach Beendigung derselben kehrte er auf sein Schloß Hornberg zurück, wo er 1562 starb, nachdem er noch die Geschichte seines Lebens aufgezeichnet hatte. Diese ist freilich, was die Darstellung betrifft, von untergeordnetem Wert und kann sich mit den großen Leistungen der Geschichtsschreiber des Jahrhunderts in keiner Weise vergleichen; doch verdient sie schon darum Erwähnung, weil sie ein getreues Gemälde seiner Zeit gibt, aus dem wir das unheilvolle Treiben des zuchtlosen Adels in seiner ganzen Abscheulichkeit kennen lernen. Die Naivität und Unbefangenheit, mit welcher Götz von seinen Raubzügen und den Plünderungen der reichsstädtischen Kaufleute erzählt, ist die beste Bestätigung der den Adel und seine Räubereien betreffenden Erzählungen des Hans Sachs und des J. Pauli.

Aus: Geschichte der deutschen Literatur (1850/59).

Der Sturm auf den Hohenstaufen.

Von Bruno Schönfelder.

Am Spätnachmittag brach eine Schar aufrührerischer Bauern von Lorch auf, lagerte bis zum Eintritt der Finsternis in Maitis und rückte in dunkelster Nacht vor die Burg Hohenstaufen, die alte Kaiserburg. Dort unbemerkt angelangt, stürmten sie gegen Tor und Mauern,


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der Hohenstaufen.

brannten ihre leichten Stücke los, die aber keinen größeren Schaden verursachten, und erhoben, um die Besatzung zu schrecken, ein gewaltiges Geschrei wie einst die Juden vor Jericho. Die Knechte waren aber auf dem Posten, obwohl sich Michael Reuß, der Vogt, auswärts befand. Steine wurden hinabgestürzt, Schüsse fielen, kochendes Wasser ergoß sich auf die Anstürmenden; die Überrumpelung war mißglückt und kostete den Angreifern einige Tote.

Lambert und Hänslein hatten beim Sturm an der Spitze gestanden, sie wollten als die Urheber des Unternehmens unter den ersten auf den Zinnen sein. „Hierher!“ rief Hänslein Lambert zu. „Hierher! Hier kommen wir hinauf! Leitern und Leute her! Es fehlen einige Steine, da können wir klettern. Zugepackt, hebt mich etwas!“ Damit wollte er sich hinaufschwingen. Ein Schuß. Wie ein Sack stürzte er zu Tode getroffen hinab. Ein paar Seufzer, ein letztes Stöhnen, und sein Leben war entflohen. Bestürzt beugte sich Lambert über den Freund und achtete nicht darauf, daß eine zweite Kugel neben ihm einschlug. Er hob Hänsleins Kopf, horchte, ob der Atem noch ging, und fühlte nach dem Herz. Es klopfte nicht mehr, nur aus der Wunde sickerte langsam noch ein wenig Blut. Da übermannte ihn sinnlose Wut, und in

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wildem Zorn klomm er die Mauer empor und rief drohend hinauf, daß es die Knechte weithin hören mußten: „Der Tod jedes Bauern wird auf Weinsberger Art gerächt! Tod jedem Knecht, der noch einen Schuß abgibt!“ Die Drohung pflanzte sich fort, überall stimmten die Angreifer in den Ruf ein und begannen aufs neue zu schießen und unter gewaltigem Geschrei zu stürmen.

Da erschraken die Reisigen, sie vermuteten den gesamten Haufen vor den Toren, fürchteten seine Übermacht und sein schweres Geschütz und sahen sich schon gefangen, gemartert und durch die Spieße gejagt. Den meisten entfiel der Mut, und einer nach dem andern schlich von den Zinnen, eilte nach der entgegengesetzten Seite der Burg, wo nicht gekämpft wurde, ließ sich über die Mauern hinab und entfloh; andere versteckten sich in dem weitläufigen Bau, und nur wenige blieben treu auf ihrem Posten. Als die Verteidiger des Tores die Flucht der anderen bemerkten, glaubten sie sich verraten, warfen, um ihr Leben zu retten, die Torschlüssel über die Mauern und entliefen ebenfalls.

Nun gab es für die Bauern kein Halten mehr. Schon waren die Tore geöffnet, und der Schwarm ergoß sich in die Burg. Die wenigen, Widerstand leistenden Knechte wurden tot geschlagen oder von den Zinnen hinabgestürzt; für die Pflicht und das Recht des Widerstandes hatten die Bauern kein Verständnis, sie kannten nur Rache für ihre Toten.

Nicht durch Feuer oder Schwert, nicht durch Sturm oder Hunger öffneten sie einen der festesten Plätze des Schwabenlandes, sondern mit den feig zugeworfenen Schlüsseln. Wirklich, schmählicher und schimpflicher konnte die alte Kaiserpfalz nicht fallen. Nun ging es ans Plündern. Alles, was irgendwelchen Wert hatte, wurde auf Wagen gepackt und fortgeführt, allein die erbeuteten Büchsen und Stücke nebst Pulver und Blei waren schon den Streifzug wert; sie hätten bei richtiger Anwendung genügt, Berg und Burg gegen den ganzen Gaildorfer Haufen erfolgreich zu verteidigen. Als die Burg leer gefegt war, wurde sie angezündet. Die Feuerbrände fanden in dem Gemäuer gute Nahrung, und nach kurzer Zeit leuchtete die Totenfackel der mittelalterlichen Kaiserherrlichkeit gen Himmel.

Die ganze Zeit hindurch stand Lambert trauernd an Hänsleins Leiche. Er hatte ihn schon lange gekannt, aber so recht hatte er den festen, ehrlichen Mann erst während der letzten Zeit schätzen gelernt. Nun war auch er dahin, der zweite von denen, die an dem Abschiedsmahl daheim teilgenommen hatten. Es war nur gut, daß er den Josef gleich von Gaildorf aus zurückgeschickt hatte, sonst läge dieser vielleicht auch schon


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

irgendwo unterm Rasen, und der Hof daheim wäre ganz verwaist. Wie leicht konnte auch ihn der Tod treffen, der jetzt reichlich erntete. Heimweh nach Hof und Gut, nach Weib und Kind überkam ihn. „Wir sind ausgezogen, das Land von seinen Bedrückern zu erlösen," sprach er für sich, „und was haben wir bisher getan, wen haben wir befreit? Ein paar Klöster haben wir verbrannt und ihre Bewohner vertrieben! Die aber, die wir fassen wollten, sind fast alle zur rechten Zeit entwischt; gegen die großen Städte können wir nichts tun, und für so eine Eroberung wie heute danke ich. Es kostet uns nur die Besten; schon zwei von ihnen sind geschieden. Dabei lauert im Süden der wirkliche Feind, der eisenharte, verschlagene Truchseß mit seinem großen Heere, und wartet, bis wir schwach geworden sind. Dann kommt der Tag der Entscheidung, der Tag, an dem es ums Ganze geht. Ach, Hänslein, an dem solltest Du mitkämpfen können, anstatt hier ein so unrühmliches Ende zu finden. Hoffentlich erlebe ich ihn wenigstens."

Fast weich war der harte Mann bei den Gedanken; aber bald hatte er die Schwäche überwunden. „Nun lasset uns die Gefallenen begraben," rief er ein paar herumstehenden Gesellen zu, „dem Hänslein schaufelt das Grab, wo er gestorben ist, für das übrige laßt mich sorgen!"

Sie bestatteten den Toten und erwiesen ihm die letzte Ehre, während in nächster Nähe die Balken schwelten und die Gemäuer einstürzten. Dann zogen sie fort, um die Beute in Sicherheit zu bringen, Gräber und Burg ihrem Schicksal überlassend. Im Laufe der Jahre verschwand fast das gesamte Gestein des einst so mächtigen Baus, so daß jetzt kaum noch Spuren davon zu finden sind, und mit ihm verging auch das Grab Hänsleins. Nirgends mehr ist eine Spur vorhanden, niemand fragt nach dem Namenlosen, nur der Wind, der auf dem erinnerungsreichen, vielbesungenen Kaiserberg genau so laut und lustig tobt und pfeift wie auf dem Murrhardter Wald, singt dem redlichen tapferen Mann das so gern gehörte Lied von Freiheit und besserer Zeit.

Aus: Kain, Eine Erzählung aus dem großen Bauernkrieg.
Stuttgart, Strecker & Schröder. 1920.

Die Schlacht bei Lauffen.

Von Johann Christoph Friedrich Haug.

Anno fünfzehnhundertvierunddreißig
Arbeitete Landgraf von Hessen fleißig,
Den Herzog Ulrich von Württemberg,
Lang seiner Gewohnheit Augenmerk,



Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Nach erzrebellischem Widerstande,
Neu einzusetzen in seine Lande,
Und sandte keine geringe Zahl
Fußgänger voraus, die überall
Den Feind verjagten. Ein Bot' erschien —
Sie führten zu Hessens Landgraf ihn.
„Wo sind die Feinde?“ rief, lenkend den Haufen,
Der Landgraf, und jener sprach: „In Lauffen —
Das ist ein Städtlein am Neckarstrand,
Aus welchem der Feind im Hui verschwand.“ —
„Hört“ — rief der Landgraf — „ihr, meine Krieger!
Die beste Vorbedeutung für Sieger!
Die Feinde sind im Laufen!“ Sein Zug
Verfolgte die Flüchtigen, drängt' und schlug
Die zerstreuten Widersacher im Flug,
Und so vollführt im Hui, wie begonnen,
Ward durch ein Wortspiel das Land gewonnen.

Bilder aus dem Dreißigjährigen Krieg.



Die Zustände Deutschlands im Dreißigjährigen Kriege kennen wir u. a. aus den anschaulichen Schilderungen der Zeitgenossen wie Moscherosch und Grimmelshausen. Für Württemberg besitzen wir aus jener Zeit eine Chronik eines schwäbischen Älblers, eines einfachen Bauern und Schuhmachers. Der Verfasser Johannes Heberle war 1597 zu Neenstetten im Gebiet der Reichsstadt Ulm geboren. Er hat nur die Dorfschule in seiner Heimat besucht und scheint auch nicht im Ausland gewesen zu sein. Trotzdem versteht er es, alles Erlebte klar und anschaulich niederzuschreiben. Nicht weniger als dreißigmal mußte er vor den Verheerungen der Kriegsgreuel mit den Seinigen von der Alb nach Ulm flüchten, aber so übel ihm auch mitgespielt wurde, er behielt stets den Kopf oben.

Zur Abfassung seiner Chronik wurde er durch den großen Kometen des Jahres 1618 veranlaßt, der ihm nach dem auch viel später noch allgemein verbreiteten Glauben, „etwas Großes zu bedeuten und mit sich zu bringen bedünkte“. Er beschloß, ein „Zeitregister, das ist Denkbüchlein“ anzulegen, um darin von Jahr zu Jahr aufzuzeichnen, „was

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

sich verloffen und zugetragen hat, von seinem Geschlecht und Stammen, Eltern und Freundschaft, Schwestern und Brüdern, auch von guten und bösen Jahren, von teuren und wohlfeilen Zeiten, von Krieg und Kriegszeiten, Pestilenz und Krankheiten, auch andern Sachen mehr, was sich begeben und zutragen wird, so lang ihm Gott Gesundheit und Leben gibt." Er beginnt mit Familiennachrichten und geht dann zu den Zeitereignissen über, von denen uns namentlich die Kriegsjahre interessieren, die von 1625 an das Ulmer Gebiet heimsuchten, und die Heberle zuerst in Weidenstetten und dann, seit seines Vaters Tod (1635), zu Neenstetten verbracht hat.

Die Kriegschronik des wackern Schwaben beginnt somit zu einer Zeit, als der zweite Hauptakt des Krieges, der dänisch-niedersächsische anhob, den Kaiser Ferdinand, bisher auf Maximilian von Bayern und die Liga angewiesen, mit einem eigenen Heere führte, das ihm Wallenstein geworben hatte.

Die Pappenheimer waren das erste Kriegsvolk, das in das Ulmer Land einfiel, dann folgten in bunter Reihe Kaiserliche und Bayern wie später Schweden und Franzosen; welcher Nation und Konfession aber die Soldaten auch angehören mochten, immer waren sie und ihre Anführer bemüht, aus dem Gebiet, in dem sie gerade lagen, oder das sie durchzogen, möglichst viel mitzunehmen und von den unglückseligen Einwohnern zu erpressen. So berichtet Heberle gleich aus dem Jahre 1628 von den Kronbergischen Reitern, die, 500 Köpfe stark, „ohne alles Pöbelgesind, das sie mitgebracht haben, Weiber und Jungen und mächtig viel Pferd," ins Land gekommen waren: „Als aber ein unvermöglicher Last auf des Bauerns Volk allenthalben im Land, wo die Kronbergischen gelegen sind, aufgegangen ist mit Einkäufen, was sie haben erdenken mögen, und die Untertanen heftig beschwert, daß man einander weder helfen noch raten konnt, weder mit Geld noch andern Sachen, da hat man Hilf und Rat gesucht bei der Oberkeit, wie die Sachen zu tun wären. Da hat eine Oberkeit nach dem Oberst Croneberger geschrieben, welcher sein Quartier gehabt hat in dem Hälleschen Land zu Vellberg in dem Schloß. Derselbig ist nach Ulm verreist und hat mit den Herren eine Ordonnanz gemacht, die alsbald in dem Land ist angeschlagen worden, daß kein Bauer dem Reiter hat mehr dürfen geben denn Holz, Stroh, Heu, Licht und Salz, und haben die Herren von Ulm einem jeglichen Rittmeister müssen geben 50 Taler, einem Leutenant 25 Taler, einem Kornett 20 Taler, einem Korporal 9 Taler und einem jeglichen Reiter 3 Taler. Dabei sollen sie steif und fest bleiben bei Leib- und Lebens-



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

straf. Aber sie haben das wenigst gehalten und uns Untertanen noch auf das heftigst geplaget und tribulieret, und auf allen Straßen geraubt und geplündert, daß keiner ist sicher gewesen, nur eine halbe Stund über Feld zu reisen.“ Als diese Reiterschar endlich anfangs 1631 abzog, mußte sie zum Abschied erst noch gar schön ausgestattet werden: „In dieser Zeit wurden sie stattlich gemontiert mit schönen Pferden und mit stattlichen Kleidern. Ein jeder hat müssen haben eine schöne seidene blaue Feldbinde, daß sie nit anders sind gewesen als wärens lauter Edelleut. Die Trompeter aber haben alle gehabt silberne und übersilberte Trompeten. Ja, daß ich die ganze Wahrheit sage und schreibe: sie sind in das Land kommen wie die lumpigen und lausigen Bettler und sind herausgeritten wie lauter Fürsten und Grafen.“

In diesem Jahre wurde Heberle zu den Waffen gerufen; die Ulmer machten nämlich außer ihrem geworbenen Kriegsvolk auch noch einen Ausschuß von 1500 Bauern aus dem ganzen Gebiet der Reichsstadt, das nun zeitweilig aufgeboten wurde, wenn es nötig erschien. „Den zehnten Tag Brachmonat haben wir, als der Ausschuß, wieder müssen zu der Wehr greifen und sind nach Ulm gefordert worden in den Zeughof, und hat uns wollen zu rechten Soldaten machen; denn wir haben da müssen zur Fahne schwören und hat uns auf das schärfste alle Kriegsartikel fürgelesen. Da haben wir müssen mit aufgerechten Fingern stehen, den Eid zu leisten und versprechen, wie es im Krieg bräuchig ist.“ Der militärische Wert dieser bäuerlichen Landwehr ist freilich nicht sehr groß gewesen, wie sich aus folgender Angabe ergibt: „Den 20. Tag Weinmonat ist wieder ein Aufruhr worden mit dem kaiserlichen Volk. Die fallen ein zu Geislingen. Da hat uns die Oberkeit die Hauptwehren wieder geben, daß wir das Volk zu Geislingen sollen austreiben. Den 26. Tag Weinmonat hat der Ausschuß im Land mit etlichen Offizieren von Ulm müssen nach Geislingen. Aber durch das schlimme Anführen der Ulmer Soldaten hat sich das Volk, das in dem Städtlein gelegen ist, zur Wehr gestellt, haben tapfer auf uns herausgeschossen, da aus den unsern vier zu Tod geschossen worden, der ein von Ballendorf, der zweit von Bernstadt und zwee von Langenau. Und da wir den Ernst gesehen und unsere Offiziere gewichen, da sind wir alle entlaufen und haben denen von Geislingen ihre Soldaten gelassen.“

In demselben Jahre 1631 mußte Heberle mit den Seinen zum ersten Mal wie die übrigen Einwohner des Dorfes Haus und Hof im Stich lassen und nach Ulm flüchten, um nur das Leben vor den unmenschlich im Lande hausenden Kaiserlichen zu retten.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die letzte derartige Flucht fand noch im Jahre 1648 statt, da die schwedischen Völker aus Franken herankamen, als der Friede bereits tatsächlich abgeschlossen war. Es heißt darüber: „Am 12. Tag Wintermonat (Dezember), als nun der Friede beschlossen und die Völker sollen verlegt werden, sind wir wieder nach der Stadt Ulm gewichen mit Weib und Kind, Roß und Vieh, an einem Sonntag, und ist eben diesmal von einer Oberkeit zu Ulm der Landschaft geboten worden, daß man soll am Montag, das ist der 13. Tag Wintermonat, das Dank- und Friedensfest halten und feierlich begehen mit Predigen, Kommunizieren und fleißigem Gebet, welches wir mit großen Freuden zu Ulm in der Flucht gehalten haben. Man hat das Fest so steif und fest gefeiert als immer den heiligen Christtag, und Gott Lob und Dank, wir sind diesmal noch gern geflohen, weil es die letzte Flucht war, die 29. oder ungefähr 30. oder wohl mehr, die einer Not halber nicht alle beschrieben hat. Dann oft ein Dorf oder Weiler zu dem andern geflohen ist. Es sind auch viel Fluchten in die Hölzer und Wäld geschehen, die einem nicht möglich alle zu schreiben sind. In Summa: es ist so ein jämmerlicher Handel gewesen, daß sich ein Stein sollte erbarmet haben, will geschweigen ein menschliches Herz. Denn wir sind gejagt worden wie das Gewild in Wäldern. Einer ist ertappt und übel geschlagen, der ander gehauen, gestochen, der dritte ist gar erschossen, einem sein Stücklein Brot und Kleider genommen und abgezogen worden. Darum wir Gott nicht genug loben und preisen können für den edlen Frieden, den wir erlebt haben. Denn was haben wir ausgestanden in den 30 Flüchten, die allein nach der Stadt Ulm geschehen sind!“

Noch entsetzlicher wurde die Lage der armen Leute zwischendurch, als zu den Kriegsgreueln sich Teuerung und Pestilenz gesellte, wie z. B. im Jahre 1635, von dem wir lesen: „Aus dieser Teuerung und Hungersnot ist entstanden noch ein Jammer über alle Jammer, nämlich ein Sterbet und Pestilenz, daß viel tausend Menschen sind zu Grund gangen; denn durch den Hunger ist von denen armen Menschen viel greulich und abscheuliches Ding aufgefressen worden, Hund und Katzen, Mäus und Abgangsvieh, Roßfleisch, das der Schinder und Meister auf dem Wasen ihr Fleisch ist hingenommen worden und haben einander darum gerissen und für köstlich gut gehalten. Es ist auch für gut gehalten worden allerlei Kraut auf dem Feld, die Distel, die Nesseln, Schersich, Hahnenfuß, Schmerbeln u. s. w. In Summa allerlei Kraut ist gut gewesen; denn der Hunger ist ein guter Koch, wie man im Sprichwort sagt. Durch diesen Hunger ist ein großer Sterbet und Pestilenz ent-


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

standen, daß viele tausend Menschen gestorben." Wölfe fanden sich zur Winterszeit in ganzen Rudeln in den verödeten Gebieten ein, wo man früher nur ganz selten dergleichen Raubzeug wahrgenommen hatte. Dörfer und Städte verödeten, und Jammer und Elend herrschte, wohin man blickte. Man fühlt es daher dem braven Schwaben nach, wie es ihm aus dem tiefsten Herzen kommt, wenn er endlich 1649 aufzeichnen kann: „Dies 49. Jahr ist ein glückseliges auserwähltes Jubel- und Freudenjahr. Wiewohl im 48er Jahr ist Frieden gemacht worden, so ist der Fried' nit völlig beschlossen worden. Aber Gott allein die Ehr' in der Höhe! Jetzt ist Fried' auf Erden, in unserem Teutschland und in dem ganzen Römischen Reich, unter dem Kaiser, Schweden, Franzosen und allen Königen, Fürsten, Grafen und Städten wie auch Dörfern, Flecken, Weilern, Höfen und Einöden."

Nach der Chronik von Heberle, veröffentlicht unter dem Titel „Der Dreißigjährige Krieg in Schwaben" von Prof. Dr. Hartmann in den Württembergischen Neujahrsblättern 1889.

An Deutschland.

Von Rudolf Weckherlin[1]).

Zerbrich das schwere Joch, darunter du gebunden,
O Deutschland, wach' doch auf, faß' wieder einen Mut,
Gebrauch dein altes Herz und widersteh' der Wut,
Die dich und die Freiheit durch dich selbst überwunden!

Straf nun die Tyrannei, die dich schier gar geschunden,
Und lösch' doch endlich aus die dich verzehrend' Glut,
Nicht mit dein' eignem Schweiß, sondern dem bösen Blut,
Fließend aus deiner Feind' und falschen Brüder Wunden.

Verlassend dich auf Gott, folg' denen Fürsten nach.
Die sein' gerechte Hand will, so du willst, bewahren
Zu der Getreuen Trost, zu der Treulosen Rach'.

So laß nun alle Furcht und nicht die Zeit hinfahren,
Und Gott wird aller Welt, daß nichts denn Schand' und Schmach
Des Feinds Meineid und Stolz gezeuget, offenbaren.

[1]) Geboren 1584 in Stuttgart, gestorben 1653 in London.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Umwandlung des Stuttgarter Hofes.

Von Eduard Vehse.

Sobald der berüchtigte Ryswijker Frieden (1697) — der Frieden „Reiß weg" — geschlossen war, erfolgte die große Umwandlung am Stuttgarter Hofe: er ward nach und nach auf immer splendideren Fuß eingerichtet. Zwar trat sehr bald ein neuer, sehr schwerer Krieg mit Frankreich ein, der spanische Erbfolgekrieg, aber gerade während dieses Krieges rückte man mit der Hofpracht und Hofhoffart immer weiter vor: es bewährte sich auch hier in dem kleinen Ländchen der alte Erfahrungssatz, den die großen Reiche im großen darstellen, daß nichts mehr die willkürliche Gewalt befördert als Krieg. Zum erstenmal in dem kleinen Ländchen wurden ein Oberhofmarschall und Kammerherren angestellt. Im Jahre 1718 erschien das erste Rangreglement, und 1722 erhielten die Geheimen Räte und Generäle den Titel Exzellenz. Bereits 1681 war eine Kleiderordnung für den Hof erschienen, die nun regelmäßig en grande tenue, die Geheimen Räte in seidenen gestickten Kleidern erscheinen mußten.

Ein fataler Umstand beim Stuttgarter Hof war, daß der Adel so gänzlich fehlte: der sehr zahlreiche schwäbische Adel war reichsunmittelbar und verschmähte es, in Stuttgart in der Antikamera (dem Vorzimmer) zu dienen; er diente lieber in Wien. Der junge Herzog Eberhard Ludwig half sich, um seinen Hof vornehmer und munterer zu machen, damit, daß er fremden Adel, dem natürlich für seine Epiphanie (Erscheinung) entsprechende kostbare Gnadenbezeugungen zuteil werden mußten, nach Stuttgart zog. Namentlich gab sich der mecklenburgische Adel zu diesem Zuge nach Schwabenland her, und eine mecklenburgische Dame war es, die sehr bald eine der höchsten Gunststellen in Württemberg einnehmen sollte, wie sie früher kein einheimischer Mann eingenommen hatte.

Des jungen Herzogs Geist war sehr wenig ausgebildet worden, er war voller Lust und Sinnlichkeit; aus Lüsternheit und aus Langerweile verlangte er immerwährende Abwechselung und Zerstreuung. Da er es in einer Kunst, der Tanzkunst, sehr weit gebracht hatte, wurden sehr häufig Bälle veranstaltet. Es ist merkwürdig, der despotischen Art und Weise nachzugehen, wie man den neuen Lustbarkeiten am Stuttgarter Hofe Bahn machte; man löste gleichzeitig die alte, freilich übertriebene Kirchenzucht auf und befahl die neuen Weltlichkeiten geradezu an, par ordre du moufti (auf Befehl des Mufti). Am 4. Januar 1715 erging


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein landesherrliches Reskript, das die seitherigen täglichen Betstunden auf eine in der Woche herabsetzte. Siebzehn Tage später erschien ein anderweites landesherrliches Reskript, das die Redouten (Maskenbälle) einführte. „Bei Vermeidung des Herrn Ungnade" ward zu diesen sich fleißig einzufinden „den Hof- und Kanzleibeamten, wie auch den Kauf- und anderen ehrbaren Bürgersleuten" ausdrücklich angesagt. Eine der Bestimmungen des Redouten-Reskripts war: „Nobles, Dominos und polnische Röcke bleiben allein für Cavaliers und Dames reserviert, sonst darf ein jeder eine Maske tragen, die er will." Allerdings sprachen die Hofprediger gegen die nach und nach immer zügelloser werdenden Hofsitten, aber sie wurden kaum mehr gehört. Der letzte, der noch eine Art von Respekt genoß, war der 1698 neu ernannte, redliche Hedinger gewesen, der mit aller Unerschrockenheit seiner Amtspflicht gemäß gesprochen hatte; er starb schon 1704. Mit dem Ansehen der Hofprediger war es vorbei.

Nächst den Tanzfesten bildete das französische Theater einen stehenden Teil der Stuttgarter Hoflustbarkeiten. Der Hof erteilte, wie damals überall in Deutschland, dazu freien Zutritt.

Während des spanischen Erbfolgekrieges bürgerten sich auch die Kaffeehäuser nach französischem Muster in Stuttgart ein. Das erste errichtete Aulber dem alten Schlosse gegenüber im Jahre 1712. Ebenso kamen auch damals die öffentlichen Orte in Aufnahme, die sogenannten Gartenwirtschaften. Die Kavaliere spielten hier Glücksspiele, und es finden sich Nachrichten aus jener Zeit, daß für sie aparte Zimmer eingerichtet waren. Vergebens eiferten die Geistlichen auch gegen diese nobeln Passionen.

Seit dem Ryswijker Friedensjahre war der junge Herzog mit Johanna Elisabeth, Tochter des Markgrafen Friedrich Magnus von Baden-Durlach vermählt. Im folgenden Jahre (1698) ward der Erbprinz Friedrich Ludwig geboren. Zur Abwechselung unternahm Eberhard Ludwig im Jahre 1700 eine Inkognitoreise nach den Niederlanden, England und Frankreich.

Getreu dem alten Herkommen im fürstlichen Hause Württemberg, war der junge Herzog ein Hauptpatron der Jagd. Er stiftete deshalb und in der Eigenschaft als Reichsjägermeister bereits im Jahre 1702 den „großen Jagdorden" zu Ehren des heiligen Hubertus, des großen Heiligen des Weidwerks. Auf seinen Jagdschlössern waren mehrere Zimmer mit Hirschgeweihen geschmückt, die er in eigener Person in seinen Wäldern sich erobert hatte. Überallhin begleitete den jungen


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nimrod sein abgerichteter schwarzer Leibwolf Melac, der auch auf einer kostbaren Tigerdecke vor seinem Bette schlief.

Eine zweite Passion des Herzogs war eine Passion neueren Datums, die eigentlich nur für größere Herren paßte: die Soldatenliebhaberei. Eberhard Ludwig hielt sich auch noch nach dem Ryswijker Frieden die erste stehende Armee, 2000 Mann. Er nannte diese Truppen „Haustruppen“: es waren Garden zu Fuß und zu Roß, in gelber Uniform, der württembergischen Hoffarbe, die von Silber strotzten und mit schwarzen und roten Bandelieren verziert waren.

Aus: Geschichte des württembergischen Hofes. Hamburg, 1853.

Waldenserkolonien in Württemberg.

Von J. Lützelburger.

Als durch die in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts in Savoyen wütenden Religionskriege die Waldenser mehr und mehr aus ihren Wohnsitzen in den Tälern der Nebenflüsse des oberen Po vertrieben wurden, wandten sie sich vorzugsweise an die protestantischen französischen Kantone der Schweiz, wo sie liebreich und freundlich aufgenommen und jahrelang mit größter Opferwilligkeit verpflegt und beschäftigt wurden. Von der Schweiz aus sind dann Waldenser weiter nach Deutschland gelangt, und 1687 begannen Verhandlungen wegen ihrer Aufnahme in dem damaligen Herzogtum Württemberg. Nachdem der Widerspruch der Tübinger theologischen Fakultät beseitigt war, die in den Verfolgten eine calvinistische Sekte erblickte, fand 1699 die Zuteilung von Ländereien an die Waldenser statt, und zwar in den von den Franzosen verwüsteten Oberämtern Leonberg, Calw, Maulbronn, Cannstadt und Brackenheim. So entstanden die Gemeinden Groß- und Klein-Villars, Schönenberg, Nordhausen, Lucerne, Pinache, Serres, Perouse, Corres und Neu-Hengstett (Bourcet), die lange Zeit das Provenzalische als ihre Muttersprache gepflegt haben. Es waren meist arme Gemeinden, die noch lange Zuschüsse aus Holland und England erhielten, um wälsche Lehrer und Geistliche besolden zu können. Neu-Hengstett z. B. hatte bis 1827 einen romanischen Geistlichen, bis 1855 einen romanischen Lehrer.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hörte der Zusammenhang und der innige Verkehr der Waldenserkolonien untereinander auf; das Interesse, das man früher füreinander hatte, schwand; zu gemeinsamem Vorgehen in irgendeiner Sache, zu gemeinschaftlicher Hilfe waren die


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kolonien nicht mehr zu bewegen. Dieses Vergessen der Zusammengehörigkeit hat die Umwälzung, die später den Untergang der alten Heimatsprache bedingte, bedeutend gefördert. Die jüngere Generation lernte Deutsch, und so starb allmählich nicht bloß das Provenzalische, sondern auch das als Schriftsprache daneben gepflegte Französisch vollständig aus. Heute erinnern nur noch die alten Familiennamen an den Ursprung der Kolonien. Die Bewohner sind längst gute Deutsche geworden, und als 1899 der König Wilhelm II. von Württemberg Pinache besuchte, wurde er von dem Schultheiß von Serres, Jean Pierre Gille, mit den Versen bewillkommnet:

Sei gegrüßt, geliebtes Schwaben,
Württemberg, mein Heimatland,
Was wir sind und was wir haben,
Ist Geschenk von deiner Hand!

Das Reisen in alter Zeit.



Ursprünglich reiste man zu Fuß oder zu Pferde. Die allermeisten Menschen aber blieben zu Hause und sahen sehr wenig von der Welt. In Wagen konnte man erst reisen, als es Landstraßen gab. Damit war es aber lange Zeit schlecht bestellt, denn erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts an wurde von Staats wegen für Anlegung und Unterhaltung von Straßen gesorgt. Das Reisen gehörte daher nicht gerade zu den Annehmlichkeiten. Ein aus jener Zeit stammender Bericht schildert die Fährlichkeiten der Reise eines Bürgers von Schwäbisch-Gmünd nach Ellwangen im Spätherbst 1721. Die Entfernung der genannten Städte voneinander beträgt etwa 9 Poststunden (38 km). Der Reisende, ein wohlhabender Mann, fuhr in Gesellschaft seiner Frau und einer Magd am Montagmorgen, nachdem er am Tage zuvor in der Johanniskirche „für glückliche Erledigung vorhabender Reise“ eine Messe hatte lesen lassen, aus seiner Vaterstadt ab. Er bediente sich eines zweispännigen sogenannten „Planwägelchens“. Noch bevor er eine Wegstunde zurückgelegt und das Dorf Hussenhofen erreicht hatte, blieb das Fuhrwerk im Straßenschmutz stecken, so daß die ganze Gesellschaft aussteigen und, „bis übers Knie im Dreck patschend,“ den Wagen vorwärts schieben mußte. Mitten im Dorfe Böblingen fuhr der Knecht „mit dem linken Vorderrad unversehentlich in ein Mistloch, daß das Wägelein umkippte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und die Frau Eheliebste Nase und Backen an den Planreifen jämmerlich zerschund". Von Mögglingen aus bis Aalen mußte man drei Pferde Vorspann nehmen, und dennoch brauchte man sechs volle Stunden, um letztgenannten Ort zu erreichen, wo übernachtet wurde. Am anderen Morgen brachen die Reisenden in aller Frühe auf und langten gegen Mittag glücklich beim Dorfe Hofen an. Hier aber hatte die Reise einstweilen ein Ende, denn hundert Schritte hinter dem Dorfe fiel der Wagen um und in einen „Gumpen" (Pfütze), daß alle „garstig beschmutzet wurden, die Magd die rechte Achsel auseinanderbrach und der Knecht sich die Hand zerstauchte". Zugleich zeigte sich, daß eine Radachse gebrochen, und daß ein Pferd am linken Vorderfuße „vollständig gelähmet worden". Man mußte also zum zweiten Male unterwegs übernachten, in Hofen Pferde und Wagen, Knecht und Magd zurücklassen und einen Leiterwagen mieten, auf dem die Reisenden endlich „ganz erbärmlich zusammengeschüttelt" am Mittwoch „ums Vesperläuten" vor dem Tore in Ellwangen anlangten.

An die Schwaben.

Von Christian Friedrich Daniel Schubart.

Ihr lieben Schwaben insgesamt,
Wenn noch ein Fünkchen in euch flammt
Von Ahnenglut, so höret mich —
Denn bieder, frei und deutsch bin ich.
Unüberwindlich, groß und stark,
In ihrer Knochen Löwenmark
War eurer großen Väter Art;
Jetzt seid ihr zärtlich, winzig, zart,
Tragt statt der Waffen Degelein
Mit Bändern dran, gar hübsch und fein,
Und sprecht mit eurem lieben Sohn
Franzosensprach im Nasenton!
Ihr lauft verbuhlt um eure Weiber,
Wie Maulwurf, Sperling oder Täuber.
Wer Komplimente schneiden kann,
Wer schmeicheln, kriechen, heucheln kann,
Der ist bei euch ein ganzer Mann!
Ihr haschet nur nach Rauch und Dunst
Und nicht nach Wissenschaft und Kunst:



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Drum gilt bei euch der Gauch und Tropf
Mehr als der Weise und der Kopf!
— Ist's Wunder, wenn man euch entehrt,
Als wenn ihr Yähoo wärt?
Schnipst euch der Sachs' und Brenne[1]) doch
Verächtlich unters Nasenloch.
O denkt einmal im Ernste nach,
Was einst Bohemus von uns sprach:
„Der Schwabe wird erst spät gescheit!“
Ach, denkt daran, 's ist hohe Zeit.
Seid klug, schon vor den vierzig Jahren,
Wie's eure braven Väter waren.
Wie schön, wenn einst der Enkel spricht:
Die Narrenkappe paßt mir nicht.

Herzog Karl.

Von Hermann Kurz.

Es war dem Herzogtum Württemberg eine schwere Prüfung zugedacht, als das zweite Drittel des 18. Jahrhunderts begann und der Herzog Karl Alexander eines plötzlichen Todes starb. Sieben Jahre nachher wurde sein Sohn Karl in einem Alter, das zu jedem anderen Ding geschickter ist als zu einem Zepter, für mündig erklärt. Diesen übereilten Schritt, dessen nächste Ursache in den Streitigkeiten der Landesverwaltung mit der ehrgeizigen Herzogin-Witwe lag, hatte Württemberg der Verwendung Friedrichs des Großen und den Bemühungen eines gewandten Unterhändlers am kaiserlichen Hofe, des fränkischen Freiherrn von Montmartin, der nur zu bald die Früchte von diesem vorzeitigen Baume erntete, zu verdanken. Die Regierung des jungen Fürsten gewährte anfangs glückliche Aussichten, solange er als ein talentvoller Scholar an seiner Berliner Erziehung und an den Lehren zehrte, die ihm der große König eingepfropft hatte; ja, er bewies sich sogar seiner Verwandtschaft mit dem Weisen von Sanssouci in noch höherem Grade würdig, indem er im jugendlichen Eifer ein philosophisches Buch über die Tugenden und Laster schrieb.

Aber bei einem Jüngling wie Herzog Karl, der von der Natur mit allen Eigenschaften der Selbständigkeit und mit einem durchdringenden, obwohl ungebildeten Verstand ausgerüstet war, konnte diese angelernte

[1]) Brenne = Preuße.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weisheit nicht lang vorhalten. Leidenschaften, die bei der Jugend gewöhnlich die Zeichen großer Anlagen sind, begannen unbezähmbar in ihm zu erwachen, die Schmeichelei des Hofes kam ihm auf mehr als halbem Wege entgegen; er fühlte die gefährliche Macht, die in seine Hände gegeben war, und nahm nur zu willig die orientalischen Regierungsgrundsätze an, die sich um jene Zeit von Frankreich aus an den deutschen Höfen eingenistet hatten, die er vielleicht selbst an dem Hofe seines angestaunten Erziehers unter der Firma loyaler Redensarten gelegentlich hatte ausüben sehen. Eine Heirat, die seine besorgten Räte als hergebrachtes Dämpfungsmittel vorschlugen, endigte mit einer Trennung, und nun begann für den Fürsten und sein Land eine traurige Schule der Erfahrung, in welcher diesem aller Druck einer zügellosen Regierung, jenem aber die Unlust und der innere Unfriede der im Genuß sich verzehrenden Despotie zuteil wurde.

Zu beider Unglück fanden sich schnell geschickte Werkzeuge, die den Willen ihres Herrn oft in weiterem Umfange ausführten, als sein nicht immer erstickter natürlicher Edelmut ohne die Reizmittel der Schmeichelei und Aufhetzung zu befehlen fähig gewesen wäre. Der Derbste in diesem Kleeblatt war Wittleder, ein Abenteurer, der sich vom Handwerksburschen zum Kirchenratsdirektor emporgeschwungen hatte und dem Diensthandel eine unerhörte Organisation gab. Er hatte zu Ludwigsburg eine eigene Bude errichtet, wo alle Landesämter vom höchsten Range bis herab zum Nachtwächterdienst um verhältnismäßige Geldsummen nicht bloß zu haben waren, sondern gekauft werden m u ß t e n , wenn einer nicht Gefahr laufen wollte, sich auf dem gesetzmäßigen Wege sein Leben lang vergebens zu bewerben. Er betrog den Herzog, der für seinen ungeheuren Aufwand und die Ansprüche seiner italienischen Maitressen immerwährend um jeden Preis Geld brauchte, auf eine empörende Art, aber dieser wußte auch hieraus seinen Vorteil zu ziehen, denn er wartete jedesmal geruhig ab, bis der unersättliche Schwamm sich recht vollgesogen hatte, und drückte ihn dann mit gelinder Manier wieder aus. Die beiden anderen waren von einem vornehmeren Schlage. Montmartin, von dem man wissen wollte, daß er sich durch zweideutige Verdienste um den kaiserlichen Hof die Reichsgrafenwürde erschlichen habe, kam nicht lange nach der Thronbesteigung des Herzogs in das Land und wußte sich durch einschmeichelnde Feinheit und eine Dienstfertigkeit, die auch die niedrigsten Wege nicht scheute, seinem Herrn bald unentbehrlich zu machen. Ihm stand Rieger zur Seite, ein offener feuriger Charakter, der unter dem bescheidenen und doch



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für seine Jahre und seine bürgerliche Herkunft stolzen Titel eines Obersten in der Armee und in der Landesverwaltung unumschränkt, gewalttätig, übermütig schaltete und mit trotziger Unerschrockenheit alle die gehässigen Pläne ausführte, die der verschmitzte und feige Minister in der Stille ausgebrütet hatte. Bald aber begann dieser seinen Einfluß zu fürchten, und der hochfahrende verblendete Mann war untergraben, ehe er es dachte. Die Ursache seines Sturzes ist ein Geheimnis geblieben: ein Briefwechsel mit den feindlich gestellten Brüdern des Herzogs, nach anderen Angaben mit einem hohen preußischen Offizier, Dokumente jedenfalls, die, wenn sie echt waren, groben Mißbrauch des fürstlichen Vertrauens beurkundeten, die aber von Montmartin angeblich aufgefangen worden waren, sollen den Herzog zu der grausamen Rache gestachelt haben, die er gegen Ende des Siebenjährigen Krieges über seinen Liebling verhängte. Rieger wurde auf Hohentwiel mehrere Jahre lang in einer solchen Gefangenschaft gehalten, daß ihm selbst das Mitleid der Vaterlandsfreunde dahin folgte; nach seiner Befreiung mußte er das Land meiden und trat erst spät, als die Zeit die schroffsten Spuren seiner Leiden und des fürstlichen Grolles ausgelöscht hatte, wieder in die herzoglichen Dienste.

Kurz nach seinem Fall ging der Krieg mit Friedrich dem Großen zu Ende, woran Karl nicht bloß als Reichsfürst und vermöge eines wenig ehrenhaften, übrigens schon während seiner Minderjährigkeit von dem gepriesenen Minister Hardenberg abgeschlossenen Subsidienvertrages mit Frankreich, sondern tätig und in eigener Person Anteil genommen: er folgte hierin einer merkwürdigen Abneigung gegen den Erzieher, der ihn durch ein Verwendungsschreiben in der Großjährigkeitsangelegenheit an Kaiser Karl VII. für fähig erklärt hatte, „noch größere Staaten zu regieren, als diejenigen, welche die Vorsehung seiner Sorgfalt anvertraut", und mit dessen Vorschriften er in einen so schneidenden Widerspruch getreten war; aber er bewies nur, daß er ihm in der Hauptsache nichts abgelernt hatte und brachte sehr traurige Lorbeeren nach Hause. Die unverhältnismäßige Truppenmacht, die dieser Krieg auf die Beine gestellt, blieb nach dem Frieden auf dem Lande lasten, und der Herzog vergnügte sich lange Zeit an einem kleinlichen Soldatenspiel, das ohne Nutzen war und unerschwingliche Summen kostete. Er hatte es im Luxus so weit gebracht, daß Ludwigsburg mit Paris wetteifern konnte, in der Mode den Ton anzugeben. Die Feste, die er veranstaltete, waren nach den Einkünften eines Kaisertums zugemessen, und wenn auch die Residenz sich mit den stolz tönenden Namen

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

der Künstler und Fremden, welche durch diese unerhörten Schauspiele ins Land gezogen wurden, brüsten konnte, so warf doch all dieser Glanz einen düsteren Schatten auf das Land, und der Bauer vornehmlich konnte die Größe der fürstlichen Pracht nur nach dem Druck seiner Fronen und des Wildschadens berechnen, durch dessen Überhandnehmen es dem Herzog möglich wurde, auf der Jagd seinen Gästen eine solche Masse von Wild vor die Gewehre zu treiben, daß man ganz Württemberg für einen Tierpark hätte halten sollen. Um diese Zeit glänzte Wittleders Stern am hellsten; auch Montmartin wagte, auf den Schutz seines Gebieters trotzend, die Hörner kecker hervorzustrecken: die Landschaftskasse wurde angetastet, neue und einträglichere Steuerpläne ersonnen, deren jeder ein Eingriff in die Landesgesetze war.

Nun begann zwischen dem Fürsten und seinen Untertanen jener denkwürdige Prozeß, der durch die Verwendung Preußens, Englands und Dänemarks und durch den Spruch des Reichshofrats mit einem Vertrag endigte, dem sogenannten Erbvergleiche, durch den die vielfach angegriffene Verfassung wiederhergestellt und befestigt wurde, jedoch nicht auf lange, da sie kurze Zeit nach Karls Ableben ein neuer Sturm zu Boden warf. Zum Pfande des Friedens wurde Montmartin, gegen den die Stände besonders erbittert waren, in Gnaden und mit einem reichlichen Gehalt entlassen, Wittleder um dieselbe Zeit zur günstigen Stunde noch einmal ausgepreßt und dann fortgeschickt. Karls letzte große Gewalttat war die Verhaftung einiger Männer gewesen, an deren kühnem, von rühmlich vorleuchtenden Namen begleitetem Widerstande das neue, in seiner einseitigen Einführung jedenfalls verfassungswidrige Steuersystem vorzüglich gescheitert war; unter ihnen stand der berühmte deutsche Rechtslehrer, der Landschaftskonsulent Moser, oben an, der seine Vaterlandsliebe durch eine harte Gefangenschaft zu Hohentwiel büßen mußte. Als aber der Herzog sah, daß der Bogen bis zum Zerbrechen gespannt, als die laute Stimme der Welt es ihm eindringlich sagte, daß das Nachgeben jetzt an ihn gekommen sei, da überkam ihn ein solcher Überdruß, daß alle seine Neigungen und Gewohnheiten auf einmal umschlugen: er entschloß sich zu Einschränkungen am Hof, Theater und Militär, wie man sie nie von ihm verlangt hatte, und sein Luxus machte einer Haushaltung Platz, die mit dem Leben eines begüterten Privatmannes verglichen werden konnte.

E i n e Leidenschaft war es vornehmlich, die er in diese ruhige Periode mit hinübernahm, der ewige Drang, etwas zu tun, etwas Neues zu unternehmen; derselbe äußerte sich am auffallendsten in der Baulust


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und in der Errichtung der bekannten Akademie, deren persönlicher Leitung der Herzog einen großen Teil seiner späteren Jahre aufopferte — ein Zug, der zu vielfachen psychologischen Betrachtungen Anlaß gibt; gewiß aber sollte man für die Erziehung der Jünglinge niemdnd geeigneter glauben als einen Mann, der sich selbst aus einer so wilden Jugend herübergerettet hat. Zwar kann auch diese Richtung von Selbstsucht, Selbstverherrlichung und Willkürherrschaft nicht freigesprpchen werden. Doch zeigte der unablässige Eifer des Herzogs, daß ihm sein übernommener Beruf ernstlich am Herzen lag; und wenn auch die Erziehung unter den steifen Formen äußerlicher, soldatischer Dressur beinahe verloren ging, so gewährten doch die Lehrmittel der Anstalt den Zöglingen eine vielseitige Bildung, die selbst die Söhne des fernsten Auslandes anlockte, eine Bildung, die dem Gründer der Anstalt selbst da, wo sie ihm unwillkommene, aber der Nachwelt um so segensreichere Früchte trug, wenigstens in ihren Keimen zum Verdienst angerechnet werden muß.

Unter den Ursachen dieser unglaublichen Umwandlung des Herzogs nannte die öffentliche Stimme eine Verbindung, glücklicher und man darf sagen würdiger als die vorhergehenden: seine Freundin Franziska von Leutrum, die er, noch einmal dem Feuer seiner Jugend gehorchend, ihrem Gemahl entführt hatte und die ihm, unter dem Namen einer Reichsgräfin von Hohenheim angetraut, bis an seinen Tod zur Seite blieb, führte ihn mit kluger Hand auf einem geräuschloseren und friedlicheren Lebenswege seinem Ziele entgegen. Ihren bescheidenen Verdiensten hat selbst die Nachwelt und die Geschichte, die mit unerbittlichem Griffel schreibt, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Der Fürst hat bei seinen Landsleuten einen bleibenden Eindruck hinterlassen, und das Volk führt noch heute seinen „Karl Herzog“ sagenhaft im Munde. Gleich dem Kalifen der Tausend und einen Nacht lebt er in wunderlichen Erzählungen fort, und sind auch die Züge, die sie ihm geliehen haben, menschlich nicht bloß in der schönen Bedeutung des Wortes, so ist doch Anhänglichkeit und ein gewisses Staunen der vorherrschende Charakter jener Erzählungen und Sagen, die noch immer über ihn im Umlauf sind und von der patriarchalischen Anschauungsweise eines zu Grabe gegangenen Jahrhunderts zeugen. Seine Persönlichkeit scheint, ungeachtet seiner Schattenseiten, ein nicht leicht verlöschliches Gepräge gehabt zu haben: dafür bürgen die Mitteilungen glaubwürdiger Männer, die ihn gekannt haben. Nicht von gleichem Bestande war seine Wirksamkeit, denn ihr folgte unmittelbar eine


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Periode der heftigsten Umwälzung. Selbst seine vornehmste Schöpfung, die Akademie, das Ideal seines Lebens, überlebte ihn nicht: sie wurde gleich nach seinem Tode von seinem Bruder und Nachfolger aufgehoben. Und doch es ist gerade diese Pflanzstätte junger Geister, die Wiege Schillers und manches berühmten Zeitgenossen, welche dem Herzog Karl von Württemberg eine über die engen räumlichen und geistigen Grenzen seines Machtgebotes weit hinausreichende Bedeutung verlieh.

Aus: Schillers Heimatjahre. Nachwort.

Auf, zur Landmiliz!

Das Lied entstand 1794, als der drohende Einfall der Franzosen Anlaß zur Aushebung einer Landmiliz gab.

Auf, Württemberger, auf ins Feld!
Auf an die Grenze hin!
Die Franken droh'n mit Mord und Brand,
Doch Mut! Wir kämpfen für das Land,
In uns wohnt deutscher Sinn
Und deutsche Kraft und deutscher Mut
Und alte Schwabentreu:
Wir ehren Gott, Religion,
Wir schützen unsers Fürsten Thron,
Die Eintracht steht uns bei.

Mit Wonne sterben wir den Tod,
Den Tod fürs Vaterland,
Dem Räuberheer trotzt unser Mut,
Wir opfern freudig Gut und Blut
Für Weib und Vaterland.
Und unser Feldgeschrei soll sein:
Mit uns ist unser Gott!
Schwarz zieht der Kriegessturm heran —
Ins Feld! ins Feld, wer streiten kann!
Mit uns ist unser Gott!

Wann unser Ludwig mit uns zeucht,
Dann hebt sich unser Mut;
Er ist ein Fürst, wie's keinen gibt,
Der uns wie seine Kinder liebt,
So bieder und so gut.
Und ist der Feldzug dann vollbracht,
So ziehen wir nach Haus,
Erzählen unsern Lieben dann
Die Taten, welche wir getan,
Beim brüderlichen Schmaus.

Anonymes Flugblatt, 1794.

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Soldatenlied aus dem Krieg gegen Preußen

1806—1807.

König Friedrich von Württemberg mußte als Rheinbundsfürst sich an dem Kriege Napoleons gegen Preußen 1806—1807 beteiligen. Damals entstand folgendes Lied.

Auf, auf, ihr Jäger, heiter, froh!
Die Zeit zum Ruhm ist da!
Die Büchsen sorgsam in die Hand
Fechten wir für König, Vaterland;
Die sind dem Herzen nah.

Zwar gegen Deutsche fechten wir,
Bedecken mit Blut die Flur;
Doch längstens nur für sich bedacht,
Haben sie andrer Mißgeschick belacht —
Nein, Preußen sein es nur!

Drum, Württemberger, rasch ans Werk!
Auf, wer die Ehre liebt!
Der Blick von König, Vaterland,
Vertrauungsvoll auf uns gewandt,
Werd' nie durch uns getrübt!

Doch, Kameraden, vergeßt hiebei
Die Pflicht des Menschen nie!
Mit ruhigen Bürgers Hab und Gut,
Mit waffenlosen Kriegers Blut
Beflecket euch doch nie!

Aus: Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs, herausgegeben von Dr. Karl Steiff und Dr. Gebhard Mehring. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1912.

Auf die Aufhebung der Leibeigenschaft in Württemberg.

(1817.)

Von Pf.

Frei ist auf deinen Paradieses-Fluren,
Frei ist nun alles, teures Vaterland!
Verschwunden sind der Knechtschaft letzte Spuren,
Zerrissen ist das alte Sklavenband.

„Frei sei mein Volk!" So sprach herab vom Throne
Held Wilhelm aus mit königlicher Lust;
Nicht Gold, nur Liebe fordert er zum Lohne,
Ihm g'nügt das Hochgefühl in seiner Brust.

Und von Geschlechte tönt es zu Geschlechte
Und von Jahrhundert zu Jahrhundert fort:
„Ihm danken wir der Freiheit heil'gen Rechte,"
Und ewig wirkt das große Königswort.


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heil, König, dir! Du hast ums Haupt geschlungen
Den Lorbeer schon durch Mut und Feldherrnblick;
Doch heut hast du den höchsten Preis errungen,
Das schöne Werk vollbracht — des Volkes Glück!

Aus Schuhkraffts Unterhaltungsblatt 1818.

Zur Verfassungsfeier.

(Oktober 1819.)

Tön' aus der vollen Brust,
Schwinge dich auf mit Lust,
Jubelnder Klang!
Ihm, dem vertragenden,
Herrlichstes wagenden,
Recht nicht vertagenden
König sei Dank!

Christoph, ein Blick von dir
Auf unsres Thrones Zier
Ist Wilhelms Lohn;
In unsern Festgesang,
Der bis zum Himmel drang,
Rufst du mit hellem Klang:
„Der ist mein Sohn."

Aus: König Wilhelm und sein Volk. Von Heinrich Wagner. 1841.

Einst und jetzt.

Von Paul Achatius Pfizer.

Meiner Heimat Berge dunkeln,
Flutend in der Wälder Grün,
Und gleich Heldenaugen funkeln
Sterne, die darüber glüh'n.
Dämmernd Licht umfließt die Wipfel,
Wo das hehre Schweigen thront,
Hohenstaufens schlanke Gipfel
Krönt, ein Geisterfürst, der Mond.

Hohenstaufens sel'ge Sterne,
Beide Friedrich, Konradin,
Schaut ihr aus verhüllter Ferne
Jetzt nach eurer Wiege hin?
Schweb' herab aus ihrer Wolke,
Liederfrühling, Waffenklang!
Über dem verwaisten Volke
Tön' erweckender Gesang!

Kühner Rotbart! Nicht gestorben
Bist du ja, du schlummerst nur,
Wo um Heil das Schwert geworben,
Suchend des Erlösers Spur;
Aber in der Zauberhöhle
Hält dich harter Schlaf gebannt;
Wann erwachst du, Heldenseele,
Fliegst, ein Sturm, verjüngt durchs Land?

Kaiser Karl, von dem sie sagen,
Daß noch oft dein Banner rauscht,
Wenn du fliegst im Wolkenwagen
Und dein Volk dem Siegsruf lauscht,
Wo bist du? Den Ruf zum Siege
Freilich hört kein Deutscher mehr,
Und der Glaube ward zur Lüge,
Harrt umsonst der Wiederkehr.



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und du heiligster der Schatten,
Hermann! der als Opfer fiel,
Deutschlands sterbendes Ermatten,
Treibt dich's nicht vom blut'gen Pfühl?
Sagt man doch, Erschlag'ne kehren
Wieder, bis ihr Geist versöhnt:
Kannst du ruhen, statt zu wehren,
Wo man deinen Schatten höhnt?

Doch die Helden sind geschieden,
Die Vergangenheit ist tot!
Seele, von des Grabes Frieden
Wende dich zum Morgenrot,
Gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufens Nachbar, und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entleg'nen Ostmeers trug!

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlass'nen, Heimatlosen
Mit der gold'nen Schwinge zu!
Und mit mächt'gem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rab' und Weih'!
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!

(1831).

Die Revolution von 1848.

An die freien Württemberger.

Von J. G. Chr. Wöhrle.

Die Nacht, sie lag so düster,
Stumm auf dem deutschen Land,
Kaum regte sich Geflüster,
Und alles schlief gebannt.

Da blitzt im Frankenreiche
Ein feuriges Signal,
Die Nacht der deutschen Eiche
Durchzuckt es allzumal.

Preßfreiheit, Schwurgerichte,
Volkswehr und Parlament —
Wie Stern' im reinsten Lichte
Glühn sie am Firmament.

Mit ihren Fürsten ringen
Manch edler deutscher Stamm,
Bis Siegeslieder klingen
Am Barrikadendamm.

Blut floß in Ost und Norden,
Zum Ritter ward der Knecht;
Es hat der Freiheit Orden
Erkämpft das gute Recht.

Blut floß — ich sag's mit Tränen,
Drum heil dir, Schwabenland!
Dein Fürst, er hat dein Sehnen,
Dein Heil alsbald erkannt.

Kaum blitzt der Freiheit Fackel,
Kaum rief sein Volk: „Mein Recht!“
Da gab er's, sonder Makel,
Hochherzig von Geschlecht.

Drum auch mit deutscher Treue
Schar dich um seinen Thron,
Damit er seh' aufs neue,
Daß Treu' der Liebe Lohn.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Laß die Verkehrten schreien:
„Vive, vive la République!“
Ach, Deutschlands Freiheits-Maien
Bringt dieser Wahn kein Glück!

Der Thron, ein Kreis von Räten,
Die sich das Volk bestellt,
Der ist es, der in Nöten
Das Vaterland erhält.

Drum, Württemberg, mit Jubeln
Sprich du den Toren Hohn!
Vor Bürgerkrieges Trubeln
Wahrt uns nur Wilhelms Thron.

Aus der Heilbronner Zeitung „Neckardampfschiff“. 29. März 1848.

Rheinmarsch der württembergischen Armee.

(Juli 1870.)

Soldaten, auf im Vaterlande!
Es kommt des Ruhmes Tag herbei,
Wo wir an jener Räuberbande
Uns rächen frecher Tyrannei!
Hört ihr die übermüt'gen Horden
Dem Rhein sich nähern mit Gebrüll?
Wir donnern ihnen zu: „Halt still!“
Schon stehen sie an unsern Pforten.
Zum Kampf! Soldaten, marsch!
Schnell ordnet eure Reihen!
Des falschen Feindes Blut
Verschluck der deutsche Rhein!

Was suchen denn die frechen Rotten
In unserm deutschen Vaterland?
Sie finden treue Patrioten,
Für Recht und König hoch entflammt;
Ja, mögen sie nur immer drohen,
Das Schwert soll unsre Antwort sein;
Der Wahlspruch sei: „Der deutsche Rhein!“
Nicht rasten wir, bis sie entflohen!
Zum Kampf! Soldaten, marsch!
Schnell ordnet eure Reihen!
Des falschen Feindes Blut
Verschluck der deutsche Rhein!

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Soldaten auf! Kanonen donnern
Uns aus der langen, stillen Ruh,
Nicht länger dürfen wir nun schlummern,
Im Sturmschritt geht's dem Rheine zu!
Hört ihr die Kriegstrompete schallen?
Sie ruft den Kämpfer in den Streit
Für unser Recht in schwerer Zeit!
Voraus die deutschen Fahnen wallen:
Zum Kampf, Soldaten, marsch!
Schnell ordnet eure Reihen!
Und Württembergs Parol
Soll „Treu und furchtlos" sein!

(Anfang und Ende eines in Anlehnung an die Marseillaise gedichteten Soldatenliedes.)

Der Hohenstaufen,

als ich am 3. Januar 1871 vorüberfuhr.

Von Friedrich Theodor Vischer.

Da steht er wieder, ernst und hoch und kahl!
Ein weißes Tuch umhüllet sein Gelände,
Der Wintersonne später, bleicher Strahl
Fällt auf die weichgeschwung'nen Bergeswände.

Vom Westen kommt dies geisterhafte Licht,
Weiß wie der Schnee, auf dem es widerstrahlet,
Doch schau, wie sich das Weiß ins Rote bricht!
Abhang und Gipfel scheint in Blut gemalet.

O wunderbarer Anblick! Blut, ja Blut
Vom Westen her krönt deinen Scheitel wieder!
Ein Kaisermantel wallt in Purpurglut
Aufs neue dir um deine Heldenglieder.

O herzdurchschauernd Bild! Ich glaub' es kaum!
Mein Auge taut, ja, fließet nur, ihr Tränen!
Ich darf's erleben! Wahrheit wird der Traum
Der Jünglingsseele, wird mein frühes Sehnen!

Nein, du mein deutsches Volk, du träumst nicht mehr
Von alter Herrlichkeit in kahler Blöße;
Wie kleidet er dich traurig schön und hehr,
Der blut'ge Festschmuck deiner neuen Größe!



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwäbische Reichsstadt.

Von Karl Mayer.

Ein jedes Tor der alten Stadt
Ruft türmend: schau und merk',
Was sie für Kunst und Sitte hat,
Am ehrenfesten Werk!

Dazwischen auch die Mauer spricht,
Von Türmen starr, mich an:
Die Augen auf! Vergiß es nicht,
Wie sie sich wehren kann!

Selbst in den Himmel voller Kraft
Reißt mich ihr hehrer Dom
Und zeigt: das Werk der Bürgerschaft
Herrscht auf und ab am Strom.

Was heutzutag die Städte sagen,
Das magst du andre Wandrer fragen.



Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

III. Wanderungen durch Württemberg.

A. Das altwürttembergische Unterland.

Das alte und das neue Stuttgart.

Von Tony Kellen.



ie malerische Lage Stuttgarts ist seit alter Zeit berühmt. In einem ziemlich tiefen Talkessel breitet sich die Stadt aus und steigt immer mehr die rebenbewachsenen Berge, die oben mit Wald bedeckt sind, hinan. Schon Ulrich von Hutten schrieb 1519 von Stuttgart aus an einen Freund: „Nicht leicht hat Deutschland eine schönere Gegend als diese, das fruchtbarste Gefilde, wunderbar gutes und gesundes Klima, Berge, Wiesen, Tal, Flüsse, Quellen, Wälder, alles auf das anmutigste; Früchte wie irgends sonst, Wein, wie man ihn in diesem Lande erwarten kann. Stuttgart selbst nennen die Schwaben das irdische Paradies, so lieblich ist es gelegen."

Der Fremde, der die Stadt betritt, merkt sofort, daß er sich in einer ehemaligen Residenzstadt befindet. Wenn auch Stuttgart nur mehr die Hauptstadt eines „freien Volksstaates" ist, der Stempel der Residenz ist ihm für immer aufgedrückt: der weite Schloßplatz und die ihn umgebenden Monumentalbauten, die Anlagen, die sich bis nach Cannstatt hinziehen, tragen einen so ausgeprägten Charakter, daß er eben nicht zu verwischen ist. Gleich hinter dem alten Schloß beginnt das alte Stuttgart, in dessen engen, winkeligen Straßen man sich in eine mittelalterliche Stadt versetzt glaubt.

Einer Sage zufolge soll Stuttgart seinen Namen erhalten haben von einem Stutengarten, den ein Herzog Luitolf oder Ludolf von Schwaben um das Jahr 950 hier angelegt habe. Das Stadtwappen: eine springende Stute mit Fohlen, ist aber kein Beweis dafür, denn es ist ein „Schallwappen", in das man einen Gegenstand faßte, der mit dem Namen eine Lautähnlichkeit hatte, wie für Cannstatt eine Kanne. Städtewappen kamen übrigens erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts auf.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wahrscheinlich entstand die Stadt dadurch, daß sich um die Burg, die zwei Brüder aus dem Geschlecht des Freiherrn von Beutelsbach um das Jahr 1105 auf der Stelle des jetzigen alten Schlosses erbauten, Bauern, Weingärtner und Handwerker niederließen, um den Schutz einer benachbarten Feste zu genießen. Von 1229 an haben verschiedene württembergische Klöster wie Bebenhausen, Pfullingen u. a., hier Weinberge und Güter besessen und Pfleghöfe mit Keltern, Kellern und Kornspeichern erbaut.

Die Stadt war schon sehr frühe ein fester Platz, denn im Jahre 1286 wurde sie von König Rudolf I. vergebens belagert, wobei sieben um die Stadt herum gelegene Schutzburgen zerstört wurden. Dieses war jedoch für die Stadt von Vorteil, da jetzt das Landvolk ringsumher sowie verschiedene adelige Familien innerhalb der Ringmauern Stuttgarts ihre Sicherheit suchten und sich dort bleibend niederließen.

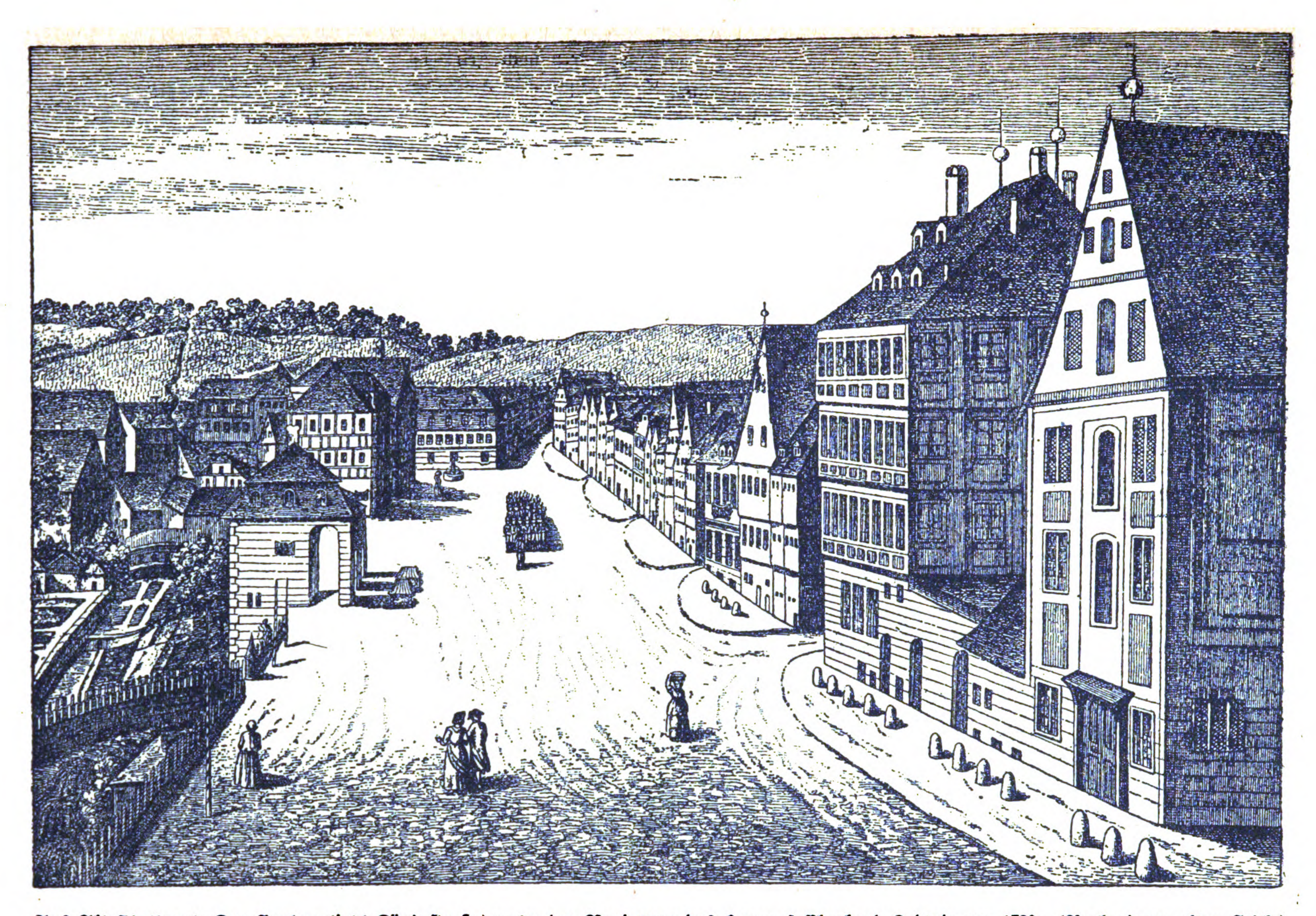
Den Kristallisationskern der alten Stadt bildeten die Burg und die Heilig-Kreuz-Kapelle, die auf der Stelle der heutigen Stiftskirche stand und zur Stadtkirche erweitert wurde. Die Stadt, 1312 durch die Bürger der Reichsstadt Eßlingen für den Kaiser erobert, kam 1316 wieder an den Grafen Eberhard. Einige Jahre darauf ward die Burg, das heutige alte Schloß, durch den Grafen Ulrich den Erlauchten erweitert und umgebaut. Dieser bestimmte Stuttgart zur Hauptstadt seiner Besitzungen, in deren Mitte sie lag. Diese Grafenstadt ging nicht über die jetzige Altstadt hinaus und hatte nur drei Tore: das Eßlinger, das Tunzhofer und das obere Tor. Als öffentlicher Platz war nur der damals sehr beschränkte Marktplatz vorhanden.

Vom Wachstum der Stadt im 15. Jahrhundert zeugen die von der gräflichen Herrschaft, den Klöstern, der Stadtgemeinde und dem Stift aufgeführten Gebäude. Als 1419 der Chor der alten Stadtkirche eingestürzt war, wurde 1433 die alte Kirche abgetragen und ein Neubau begonnen.

Die Altstadt, wie sie noch bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts bestand, war durch den großen und den kleinen Graben begrenzt, an deren Stelle jetzt die Königs- und Eberhardsstraße als Hauptverkehrsstraßen der Stadt sich erstrecken. Dicht hinter dem Graben verlief die Stadtmauer, streckenweise von Türmen flankiert und verstärkt und mit einem bedeckten Umgang versehen. Stellenweise waren auch Häuser auf die Stadtmauer gebaut, zumal in späteren Zeiten, als der Raum in der engen Altstadt spärlich wurde und es an „Losamenten“ (Wohnungen) fehlte. Was nördlich vom großen Graben lag, das war die Liebfrauen-, später reiche Vorstadt mit dem Bollwerk; was südlich vom


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Aus Alt-Stuttgart: Der Graben (jetzt Königstraße) unter der Regierung des Herzogs Eberhard Ludwig um 1720. (Nach einem alten Stich.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kleinen Graben lag, das hieß die Eßlinger Vorstadt. Diese war die erste Ansiedelung außerhalb der alten Stadtmauer; sie bildete sich schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts um die St. Leonhardskapelle herum; als die Grafen dann die von anderwärts vertriebenen Juden aufnahmen, wurde diesen gestattet, sich in der Eßlinger Vorstadt in einer eigenen Gasse niederzulassen, und so entstand seit 1350 die Judengasse.

Im Jahre 1483 wurde Stuttgart Landeshauptstadt und Residenz mit dem Sitz der Landesverwaltung. Das Aussehen blieb allerdings das alte: die Straßen oder vielmehr Gassen waren eng, finster, regellos, die Häuser bald vorstehend, bald zurücktretend, durch Vorgebäude, Kellerhälse, Erker, Gänge und Stiegen in die Gasse hinein verlängert, durch Miststätten und Unrat aller Art verunstaltet, die weitschattenden Dächer zum Teil noch mit Stroh oder Hohlziegeln gedeckt und die Regentraufe in die Mitte der Gasse ergießend. Die Privathäuser waren größtenteils aus Holz, schmal und hoch; nur die Wohnungen der besseren Familien wurden von Stein erbaut und deshalb Steinhäuser genannt. Sie hatten einen größeren Umfang und waren mit Höfen versehen. Bessere Gebäude wurden meist erst seit der Regierung des Grafen Eberhard im Bart aufgeführt, der 1495 befahl, daß künftig die Häuser in den Städten ausschließlich mit Ziegeln gedeckt und wenigstens ihre unteren Stockwerke von Stein aufgeführt werden sollten.

Mit der Ummauerung der Vorstädte war schon 1448 unter Graf Ulrich dem Vielgeliebten begonnen worden, und zwar mit der Eßlinger Vorstadt; allein dieses ausgedehnte Werk ward erst 1567 unter Herzog Christoph vollendet. Unter ihm und seinen Nachfolgern erweiterte und verschönerte sich die Stadt bedeutend; die damals noch vorhandenen Stroh- und Schindeldächer mußten Ziegeldächern weichen, und statt der seither üblichen Holz- und Fachwerkbauten entstanden manche steinerne Häuser von wohlhabenden Besitzern, wenn auch keine monumentalen Bauten, wie in dieser Zeit der Renaissance in anderen reichen Städten. Eine Ausnahme davon machte nur das jetzige alte Schloß, das Herzog Christoph unter Beibehaltung von Teilen der alten Burg in seiner heute noch erhaltenen Gestalt erbaute. Er erlebte zwar die Vollendung dieses Baues nicht mehr, denn diese fand erst 1570, zwei Jahre nach seinem Tode, unter seinem Nachfolger Ludwig statt; allein es war damals eines der festesten, geräumigsten und schönsten Schlösser Deutschlands, hochberühmt wegen seines Lustgartens, seiner malerischen Umgebungen und des 1555 erbauten alten Lusthauses. Die beiden Vorstädte begannen erst unter Herzog Christoph und unter seinen Nach-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

folgern rascher besiedelt zu werden. In der Leonhards-Vorstadt siedelten sich namentlich die Weingärtner an, die einen bedeutenden Teil der Bevölkerung bildeten; in der oberen Stadt oder Liebfrauen-Vorstadt bauten sich die „Kanzlei-Verwandten“ und die wohlhabenderen Einwohner Häuser, worunter viele von Stein, was ihr den Beinamen der „reichen“ Vorstadt verschaffte. Die schönen Anlagen des Tiergartens, die östlich an das alte Schloß stießen und deren Raum heute die Planie, das neue Residenzschloß und ein Teil der oberen Anlagen einnehmen, wurden vorzugsweise unter Herzog Christoph erweitert und mit einem Ballhaus, Armbrustschießhaus, Schauhaus, zwei Rennbahnen und einem Pomeranzengarten mit Winterhaus versehen. Unter seinem Sohne Ludwig erstand das neue Lusthaus, ein Prachtbau jener Zeit, später in das Hoftheater umgewandelt; unter Herzog Friedrich entstand der von Heinrich Schickhardt errichtete „Neue Bau“, ein Meisterwerk der deutschen Renaissance, der 1757 im Innern ausbrannte und 1779 und 1782 vollends abgetragen wurde.

Dem gedeihlichen Wachstum der Stadt taten jedoch im 17. Jahrhundert der Dreißigjährige Krieg, dann die Raubzüge der Franzosen unter Ludwigs XIV. Regierung gewaltigen Abbruch. Dazu kam, daß der Herzog Eberhard Ludwig 1709 eine neue Stadt, Ludwigsburg, gründete und sie zur zweiten Residenzstadt erhob. 1717 wurde der ganze Hof und 1724 auch die Regierung dorthin verlegt, was für Stuttgart eine Abnahme von 4700 Einwohnern bedeutete. Erst der Herzog Karl Alexander verlegte 1734 Hof und Kanzlei nach Stuttgart zurück. Nach seiner kurzen Regierung folgte die des Herzogs Karl, der das neue Residenzschloß und manche andere öffentliche Gebäude erbaute, dann aber seit 1764 auf einige Jahre ebenfalls die Residenz nach Ludwigsburg und später nach Hohenheim verlegte und wesentlich zur Verarmung von Stuttgart beitrug. So kam es, daß die Stadt bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts nur wenig über den Rahmen ihrer Umfassungsmauern hinausgewachsen war, und daß hauptsächlich nur die Eßlinger Vorstadt sich nach Süd und Ost etwas vergrößert hatte. Allein selbst innerhalb der Stadtmauern gab es damals noch Gärten, wenn auch der Grund und Boden zu Baustellen seltener geworden war, so daß man jetzt daran dachte, die großen Teiche oder Seen im Norden und Nordwesten der Stadt allmählich trocken zu legen. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts verschwanden auch die Mauern, Gräben und Tore der Vorstädte, nachdem mit dem Abbruch derjenigen der Altstadt schon viel früher begonnen worden war.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Zeit des ununterbrochenen Wachstums der Stadt begann, als Kurfürst Friedrich die Königswürde erlangte, denn nun sollte aus der alten herzoglichen Residenz auch eine Königsstadt werden, würdig, die Hauptstadt eines Reiches zu sein, das von 1802 bis 1814 sich mehr als verdoppelt hatte. Es entstand eine Reihe neuer Gebäude und breiter Straßen, durch die das Stadtgebiet sich schon erheblich hinausdehnte. Noch mehr aber gewann Stuttgart an Schönheit und Ausdehnung unter König Wilhelm. Damals entstanden u. a. der Wilhelmspalast (später Prinzessinnenpalast, zuletzt Königspalast), der Kronprinzenpalast (jetzt Handelshof), der Königsbau, dem die Herstellung des schönen Schloßplatzes folgte, das neue Polytechnikum usw.

Im Jahre 1843 zählte Stuttgart zwar schon 43 877 Einwohner, aber in der äußeren Einrichtung war die Stadt noch sehr einfach. Herden von allerlei nützlichen Haustieren wurden auf den Straßen getrieben, obschon es bei 1 Gulden Strafe verboten war, Schweine auf der Straße zu waschen oder zu füttern.

Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts war Stuttgart nur eine mittelgroße Stadt. Der Hof und sein Zubehör, die Zentralbehörden des Landes, das Militär, die Kaufleute und Handwerker sowie die Weingärtner bildeten den Grundstock der Bevölkerung. Dazu kamen immer mehr industrielle Unternehmungen, Buchhandlungen und Buchdruckereien, Goldwaren-, Farben-, Zucker-, Möbel- und Pianofabriken. Es siedelten sich Inländer und Ausländer an, die von der Milde des Klimas, den Reizen der Gegend, den guten Schulanstalten und den billigen Lebensmittelpreisen angezogen wurden. Es entstanden viele neue Straßen, ja ganze Stadtviertel, und da der Talkessel zu enge wurde, zogen sich die Häuserreihen allmählich an den Anhöhen hinauf. So nahm auch die Einwohnerzahl, die sich lange in ziemlich bescheidenen Grenzen gehalten hatte, zuletzt in raschem Tempo zu. Während das erste 100 000 erst um 1880 erreicht wurde, verzeichnete die Zählung von 1919 311 000 Einwohner.

Der einst viel bewunderte Hauptbahnhof, der 1867 vollendet wurde, hat sich längst als unzulänglich erwiesen. Er führt bis ins Herz der Stadt hinein, war aber auch deshalb keiner Erweiterung fähig. Deshalb ist der neue Hauptbahnhof weiter hinaus verlegt, und zwar neben den Schloßgarten.

Vom Bahnhof gelangt man gleich auf den schönsten Platz der Stadt, den Schloßplatz, und in die belebteste Straße, die Königsstraße. Der Schloßplatz, früher ein kahler Exerzierplatz, wurde 1861 mit sorgfältig


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehaltenen Rasenflächen, Blumenbeten, Ruhebänken und Springbrunnen angelegt. In der Mitte des Platzes steht eine Säule, die 1841 zur Feier des 25 jährigen Jubiläums der Regierung des Königs Wilhelm aus Granit vom Schwarzwald errichtet wurde. Auf demselben Platz steht auch das Denkmal des Herzogs Christoph, sowie die Büste des Bildhauers Dannecker.

Dem Platze gegenüber erhebt sich das ehemalige königliche Residenzschloß im frühen Louis XVI.-Stil. Der junge Herzog Karl ließ 1746 den Bau des Schlosses in Angriff nehmen, aber erst 1779 wurde ihm ein Appartement darin eingerichtet. Vollendet wurde der Bau erst unter dem König Friedrich, jedoch nicht in der vollen, ursprünglich geplanten Größe. Immerhin enthält es 256 bewohnbare Räume. Auch die Könige Wilhelm I. und Karl bewohnten das Schloß, während der letzte König Wilhelm II. in dem hinter dem alten Akademiegebäude gelegenen Wilhelmspalast residierte, der sich von einem vornehmen Privathaus kaum unterscheidet. Dort verzichtete der letzte württembergische König am 9. November 1918 auf den Thron, als die Revolutionäre gewaltsam in seinen Palast eindrangen. Er war unstreitig einer der beliebtesten deutschen Fürsten gewesen. Als Herzog zu Württemberg führt er jetzt das stille Dasein eines Privatmannes, meist in Bebenhausen oder in Friedrichshafen wohnend.

Auf der Westseite ist der Schloßplatz begrenzt durch den Königsbau, den König Wilhelm 1855—59 durch den Oberbaurat Leins errichten ließ. Eine Kolonnade von 26 jonischen Säulen ziert das Gebäude, das im Erdgeschoß Läden und ein Kaffeehaus, im oberen Stock größere Säle enthält. Unter den Säulen hat man einen vollständigen Überblick über den Schloßplatz und die ihn umgebenden Gebäude. Hinter dem Schloß dehnen sich die alten Gebäude der Akademie, d. h. der Militärakademie des Herzogs Karl Eugen aus, in der Schiller heranwuchs. In dem schönen Festsaal der Karlsschule befindet sich die Hofbibliothek, während die übrigen Räume im Laufe der Zeit den verschiedensten Zwecken gedient haben.

Zur Rechten des neuen Schlosses erhebt sich in wuchtigen Formen das alte Schloß, ein Werk des Herzogs Christoph, der es auf der Stelle des noch aus der Grafenzeit stammenden hölzernen Schlosses errichten ließ. Der Bau begann 1553, wurde aber erst 1570 unter seinem Sohne Ludwig vollendet. Die drei Türme wurden später angebaut. Das Schloß war von einem tiefen Graben umgeben, der in neuerer Zeit ausgefüllt wurde. Der in unregelmäßigem Viereck aufgeführte Bau hat schöne,



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Alt-Stuttgart

Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

weite Hallen, einen Saal, die sogenannte Dirnitz, und die Reitschnecke, einen gewundenen Weg, in dem man bis in das dritte Stockwerk hinaufreiten kann. Im Burghof steht die stattliche Reiterstatue des Grafen Eberhard im Bart. Auf dem Platz zwischen dem alten Schloß und der Stiftskirche erhebt sich auf einem Granitsockel das Standbild Schillers, nach Thorwaldsens Modell in Erz gegossen (1839).

Die Stiftskirche ragt noch heute neben dem alten Schloß als das charakteristische Wahrzeichen der alten Stadt aus dem Häusermeer empor. Sie wurde 1436—95 an Stelle einer älteren hölzernen Kirche erbaut. Der Hauptturm ist nicht ausgebaut worden, da mit dem Aufkommen der Reformation die Gelder immer spärlicher flossen; er wurde 1531 mit einem stumpfen Dach abgeschlossen. 1535 wurde die Kirche dem evangelischen Gottesdienst überwiesen. An anderen alten Kirchen hat Stuttgart noch die Leonhardskirche in der unteren Stadt, die Hospitalkirche in der oberen Stadt und die katholische Eberhardskirche an der Königstraße.

Die Königstraße ist die Hauptverkehrsstraße Stuttgarts. Hier reiht sich ein eleganter Laden an den anderen. Hier zeigt sich die vornehme Welt, und hier kommen all die geschäftigen Menschen vorüber, die in Stuttgart ihren Erwerb suchen. Rechts der Königstraße sind die neueren Viertel, links das alte Stuttgart, das sich um das Rathaus und die Leonhardskirche gruppiert. Hier sieht man noch wohlerhaltene alte Holzhäuser. Der Prachtbau des neuen Rathauses erhebt sich an derselben Stelle, an der schon das alte stand. Den Marktplatz mit seinen malerischen Giebelhäusern sucht man tunlichst in seiner alten Gestalt zu erhalten. Einen wohltuenden Reiz bietet es, durch die mittelalterlichen Straßen zu wandern und doch jeden Augenblick auf die grünen Höhen ringsum Stuttgart schauen zu können.

Die für eine alte Straße ungewöhnlich breite Hauptstätter Straße bietet manche interessante Erinnerung. So steht dort noch das „Gasthaus zum Ochsen“, in dem einst Schiller verkehrte. Die Straße führt übrigens ihren Namen daher, weil sie zu der Hauptstatt, dem Platz zum Enthaupten, dem jetzigen Wilhelmsplatz, führte.

Die neuen Straßen Stuttgarts weisen zahlreiche stattliche Privathäuser, meist in Renaissancestil, auf. In diesem Stil sind auch die Staatsgebäude gehalten, die, wie das Archivgebäude, das Museum der bildenden Künste, das Bibliotheksgebäude usw. sich an der Neckarstraße erheben. Diese Straße führt hinunter nach Cannstatt.

Schöner ist aber der Weg durch die Anlagen, den alten Schloßgarten.


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir wählen zum Ausgangspunkt wieder den Schloßplatz. Hier sehen wir links vor dem Residenzschloß das Kunstausstellungsgebäude. An dieser Stelle stand das 1902 abgebrannte Hoftheater und vorher das berühmte Neue Lusthaus, das der Herzog Ludwig hatte erbauen lassen. Das neue Hoftheater, jetzt Landestheater genannt, wurde vorn in den Anlagen errichtet, ein imposanter Komplex, ein großes und ein kleines Haus enthaltend, die durch einen Zwischenbau verbunden sind. Ein großer See in den Anlagen spiegelt den mächtigen Portikus, die Hauptfront des großen Hauses wieder, ein unvergleichlich schöner Anblick voll köstlichen Stimmungszaubers.

Vom Schloß zieht sich etwa eine halbe Stunde weit bis nach Cannstatt der frühere königliche Park hin. Die Alleen sind durch Werke der Bildhauerkunst geschmückt. Den Schluß der Anlagen bildet das Lustschloß Rosenstein, das König Wilhelm I. von 1824—29 erbauen ließ und das jetzt die Weltkriegsbücherei enthält. Am Fuße des Rosensteins gegen den Neckar hin, im Gebüsch versteckt, liegt eine andere einst königliche Villa, die Wilhelma, im maurischen Stil aufgeführt. Dem Rosenstein gegenüber, auf einem Hügel bei dem ehemaligen Dorfe Berg, erhebt sich die Villa Berg im italienischen Renaissancestil. Vom Schlosse und von dem es umgebenden Parke aus öffnet sich ein schönes Panorama landschaftlicher Reize, nämlich südöstlich das Neckartal mit dem Rotenberg und der Albkette im Hintergrund, südlich das noch zum Teil ländliche Gaisburg und Gablenberg und südwestlich Stuttgart.

Cannstatt liegt in einem weit ausgebuchteten, von waldigen Höhen und Rebbergen eingefaßten Talkessel am Neckar. In früheren Zeiten war es hauptsächlich bekannt, weil es im Mittelpunkt der großen Heerstraßen liegt, die die Verbindung zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West herstellen und sich hier kreuzen.

Der Ort war eine uralte Siedlung. Aus dem altberühmten Cannstatter Mammutsfelde wurden schon 1700 „viel Riesengebein“ und 1844 beim Eisenbahneinschnitt im Seelberg die Reste nordischer Tiere, Feuersteine usw. aufgedeckt. Auch zahlreiche Funde aus der Römerzeit beweisen, daß damals dort ein Ort stand (Clarenna). Die Stadt entstand aus verschiedenen Dörfern und wurde 1020 mit Mauern umgeben. Sie hatte in Kriegszeiten stets viel zu leiden, so im Dreißigjährigen Krieg und bei den Einfällen der Franzosen. Noch im Anfang des 19. Jahrhunderts war sie mit Mauern und Gräben umgeben.

Berühmt war einst das Cannstatter Fest, das landwirtschaftliche Volksfest, das 1818 von dem König Wilhelm I. von Württemberg


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gestiftet worden war und alljährlich an seinem Geburtstage, am 28. September, auf dem Cannstatter Wasen stattfand. Mit der landwirtschaftlichen Ausstellung und Preisverteilung war ein Volksfest nach Art einer Kirmes verbunden.

Seine Hauptbedeutung verdankte Cannstatt seinen eisenhaltigen, salinisch kohlensauren Quellen, die sich in der ganzen Gegend vorfinden. Sie waren anscheinend schon in der Römerzeit bekannt und wurden jedenfalls seit dem 15. Jahrhundert zu Heilzwecken benutzt. Besonders seit Beginn des 19. Jahrhunderts wurden große Bade- und Brunnenanstalten gegründet. Cannstatt wurde von Gästen aus allen Ländern besucht, und es bewährte seine Anziehungskraft bis zum Ausbruch des Krieges 1870/71. Von da an begann der Niedergang, der seither nicht mehr aufzuhalten war. Die vornehmen Gäste blieben aus, Industrie und Gewerbe entwickelten sich, und die Stadt wurde immer mehr ein Vorort von Stuttgart, bis sie mit diesem vereinigt wurde.

Zwei literarische Erinnerungen birgt Cannstatt: auf dem Friedhof ist Freiligrath begraben, der die letzten acht Jahre seines Lebens in Cannstatt und in Stuttgart zubrachte, und in den Anlagen am Kurhaus steht die Büste Auerbachs bei der noch zu seinen Lebzeiten auf seinem Lieblingswaldweg ihm zu Ehren gepflanzten Linde.

Vorüber ist jetzt die Zeit, da Cannstatt eine bevorzugte Fremdenstadt wie Baden-Baden oder Wiesbaden im kleinen war. Auch der Zug der Stuttgarter, die sich erholen und vergnügen wollen, geht nicht mehr dorthin. Spaziergänge und Ausflüge machen sie lieber zu den Höhen hinauf.

Der schönste dieser Wege ist die Neue Weinsteige, die von der Anhöhe des Bopser in mannigfachen Windungen zwischen Weinbergen und Wald hinauf führt nach Degerloch. Übrigens kein „Loch“, sondern ein hochgelegenes Dorf mit Landhäusern. Der Name soll nämlich Degerloh (von Lohe, bewaldete Höhe) heißen. Von hier hat man einen prächtigen Überblick über das im Tal liegende Stuttgart. Aber auch in der Stadt selbst, auf dem Hasenberg und den anderen Anhöhen, genießt man überall eine schöne Aussicht auf die Stadt, und man begreift es wohl, daß Eduard Paulus seine Vaterstadt begeistert besungen hat:

Stuttgart.

Wie ruhst du doch im Sonnenscheine,
Wenn um die Hügel rings die Reben blühn,
So wonniglich in deiner Wälder Grün,
O Vaterstadt, du liebliche, du feine.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Schatten herrlicher Platanenhaine
Die Vögel singen, und die Rosen glühn
In allen Farben, und die Brunnen sprühn
Um Statuen aus edlem Marmelsteine.

Von Berg zu Berg verzweigen sich die Gassen,
Und aus den schmucken steigen ernst empor
Des alten Schlosses schwergetürmte Massen

Und jene Kirche mit dem hohen Chor,
Wo Württembergs mit Ruhm bedeckte Grafen
In enger Gruft schon manch Jahrhundert schlafen.

Die Karlsschule.

Von Eduard Vehse.

Die Karlsschule (1770—94) war streng militärisch eingerichtet. Herzog Karl selbst stand an ihrer Spitze; die militärische und die philosophische Neigung vereinigten sich bei dieser Schöpfung. Schubart machte das boshafte Epigramm darauf, das gewiß nicht wenig dazu beigetragen hat, ihn auf den Hohenasperg zu bringen und dort 10 Jahre lang mürbe zu machen:

Als Denis aufhörte, Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein.

Die Anstalt ward im Jahre 1770 auf der Solitude mit 14 Zöglingen begründet; als Karl wieder nach Stuttgart zog, 1775, und sie dahin mitnahm, waren es schon 300, und zwar 100 Adlige und 200 Bürgerliche; 1779 zählte die Karlsschule bereits 130 Ausländer, namentlich Schweizer, auch Holländer, Franzosen und Russen; Kaiser Joseph II. erhob sie 1781 zur Universität.

In der Karlsschule sollten — ganz allein Geistliche ausgenommen — alle Fakultäten gebildet werden: Juristen, Mediziner, Kameralisten und Jäger, Soldaten, Künstler, Musiker und Tänzer. In der künstlerischen Fakultät befanden sich 1779 bereits 43 Zöglinge. Es sind zum Teil die größten Namen neuerer Zeit aus dieser Anstalt hervorgegangen: ich nenne außer Schiller von dichterisch begabten Leuten noch den gelehrten und witzigen Magister Haug, der 1783 des Herzogs Kabinettssekretär wurde; von anderweiten Künstlern den Bildhauer Dannecker, den Maler Wächter, den Architekten Heideloff, den Komponisten


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zumsteeg. Einer der größten Männer, der auch Zögling der Anstalt war, war Cuvier, aus Mömpelgard gebürtig. Von Offizieren sind zu nennen: von Normann, später württembergischer Minister, von Massenbach, der durch seine Schriften und sein deshalb erlittenes Gefängnis bekannte Oberst in preußischen Diensten, Baron Wolzogen, Schillers Schwager, ebenfalls General in preußischen Diensten, endlich Baron Phull, erst Oberst in preußischen, dann General in russischen Diensten, der Vertraute des Kaisers Alexander, sein Lehrer in der Kriegskunst, der Mann, der ihm 1812 den Plan zur Defensivverteidigung Rußlands eingab und der 1826 zu Stuttgart im Ruhestande starb.

In der Karlsschule bestand noch eine strenge Ständeunterscheidung: Prinzen, sogenannte Cavaliers, wie sie der Staatskalender aufführte, speisten besonders, Edelleute besonders und Bürgerliche besonders. Nur Edelleute und Offizierssöhne durften sich pudern und ausnahmsweise Schiller, der rotes Haar hatte, das der Herzog nicht leiden konnte, obgleich er selbst damit versehen war. Die Uniform der Zöglinge war stahlblau mit schwarzsamtnen Aufschlägen, weißtuchne Beinkleider, auf dem Kopf ein dreieckiges Hütchen, hinten hing der Zopf, vier Papilloten (Haarwickel) an beiden Seiten. Die Absperrung war streng: Zöglinge höherer Stände konnten die Eltern nur wöchentlich einmal Sonntags nachmittags von 2—3 Uhr sehen, Zöglinge niederer Stände nur alle 4 Wochen einmal. Alles erfolgte auf Kommando; sogar zum Tischgebet wurden die Hände klatschend ineinander gelegt.

Knechtische Furcht herrschte, doch bestanden die Strafen hauptsächlich aus Ehrenstrafen, die der Herzog selbst verhängte; gewöhnlich waren es Schandzettel, im Knopfloch getragen. Die Belohnungen waren die sogenannten Konduitenpreise, große silberne Medaillen, in rotem Futteral, der kleine und große akademische Orden und gelbe Bändchen zur Auszeichnung auf den Schultern. Auch in der Reinlichkeit ward der Ständeunterschied bis aufs Lächerliche getrieben. Die Chevaliers, der Orden, zu dem z. B. Cuvier gehörte, und die Adligen erhielten wöchentlich dreimal, Bürgerliche nur zweimal weiße Wäsche. Intendant der Anstalt war der Inspektor von Solitüde, Hauptmann Seeger, nach Wolzogen ein keineswegs seiner Stellung genügender Mann, der ein langweiliges Kolleg über den Dienst las.

Kaiser Joseph II. fand die Karlsschule in Stuttgart so interessant, daß er den gelehrten Vorstand seiner Militärakademie zu Wiener-Neustadt, Grafen Franz Kinsky, eigens zu Herzog Karl sandte, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Auch Goethe mit dem Herzog


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Weimar besuchte sie zur Zeit der Prüfungsfeierlichkeiten auf der Rückreise von der Schweiz im Dezember 1779 und verweilte mehrere Tage. Er lobte in den Briefen an Frau von Stein des Herzogs „galantes Betragen“ gegen den seinigen, daß er, ohne das Inkognito zu brechen, ihm die möglichste Aufmerksamkeit bezeigt und sie anderen auch sehr artig behandelt habe, und bezeugte, daß in allem Betracht der achttägige Aufenthalt sehr merkwürdig und instruktiv gewesen sei. Der Herzog aber, dem das große Aufsehen, das „dieser bürgerliche Mensch Goethe“ machte, sehr anmaßend vorkam, hatte seinen Schöngeistern verboten, auch nur umzugehen mit ihm.

Unter seinem Nachfolger Ludwig Eugen ging sowohl die École des demoiselles als die Karlsschule ein, die soviele bedeutende Männer gebildet hatte. Auf der Tür derselben schrieb einer die bezeichnenden Worte an: Olim musis, nunc mulis (Einst den Musen, jetzt den Eseln gewidmet).

Aus: Geschichte des württembergischen Hofes. Hamburg, 1853.

Schiller auf der Militärakademie.

Von Prof. Friedrich Abel.

In der Akademie, in die Schiller 1773, ungefähr 14 Jahre alt, kam, war der ganze Kursus, den der Schüler zu durchlaufen hatte, in drei Teile geteilt. Den Anfang machte der philologische, währenddessen ich Schiller noch nicht kannte. Von diesem trat der Schüler in den sogenannten philosophischen Kursus über, in dem jedoch nicht bloß die eigentliche Philosophie, sondern auch alles andere gelehrt wurde, was nach der alten Einteilung zur philosophischen Fakultät gehörte; aber ich muß, da mir das Übrige wenig bekannt ist, mich auf Schillers Fortschritte in der ersten und unter diesen auf das, was er bei mir gehört hat, beschränken.

Schiller hörte bei Professor Schwab, dem berühmten Gegner Kants und Reinholds und Verfasser mehrerer Preisschriften, Logik, Metaphysik und Geschichte der Philosophie, bei mir Psychologie, Ästhetik, Geschichte der Menschheit und Moral. Alle diese Wissenschaften interessierten ihn, denn er hörte nicht nur mit Aufmerksamkeit zu und las nicht nur die besten Schriften in allen diesen Fächern, die er erhalten konnte, sondern er unterredete sich auch über dieselben, so oft er nur konnte.



Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es geschah häufig, daß einzelne Zöglinge der Akademie ihren Lehrer an dem Akademietor, bis wohin ihnen zu gehen gestattet war, erwarteten, ihn dann in den Saal, in dem er die Vorlesung hielt, begleiteten und ebenso nach vollendeter Vorlesung wieder bis an jene Stelle begleiteten, während welcher Zeit dann bald über die wissenschaftlichen Gegenstände, welche in der Vorlesung vorgetragen wurden, bald über andere, besonders politische Gegenstände oder auch über Privatangelegenheiten einzelner, über welche sie ihren Lehrer als Freund zu Rate zogen, gesprochen ward. Manchmal wurde ein vor Anfang der Vorlesung angefangener Diskurs, besonders wenn er einen wissenschaftlichen oder politischen Gegenstand hatte, auch noch im Vorlesungssaal fortgesetzt und daher die Vorlesung — öfters nicht zum Nachteil der Zöglinge — später angefangen.



Schiller als Militärakademiker.

Solche Gelegenheiten benutzte Schiller emsig. Besonders suchte er sich mit großem Eifer über Menschenkenntnis zu unterhalten, ein Studium, das er auch nachher, als er schon in den dritten Kursus, in dem das Berufsfach gelehrt wurde, folglich zur Medizin übergegangen war, fortsetzte. Vorzüglich bemühte er sich, diese beiden Arten von Kenntnissen zu einem Zweck zu verbinden, sowie die eine Art durch die andere zu erweitern und zu erhöhen. Sogar hörte er, nachdem er den dritten Kursus, das medizinische Studium, vollendet hatte, die psychologischen Vorlesungen zum zweiten Male. Auch hatte seine erste Disputation einen psychologischen Gegenstand.

Noch erfreulicher für jeden, den Schiller interessierte, war die Bemerkung, daß Moral vorzügliche Wichtigkeit für ihn hatte. Fergusons Moralphilosophie war es, die ihn am meisten anzog. In der Tat hatte dieses Buch Wirkungen auf das Herz, die man von einem in Aphorismen geschriebenen Buche nicht erwarten sollte. Ich kenne einen Mann von ausgezeichnetem Charakter, einst Mitschüler und durch das ganze Leben inniger Freund Schillers, der überzeugt ist, daß er die ganze Bildung dem häufigen Lesen Fergusons vorzüglich schuldig ist.

Doch allerdings waren es am meisten die schönen Wissenschaften,

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Schiller in dieser Periode liebte. Gerstenbergs Ugolino, Götz von Berlichingen, Klopstocks Messias usw. wurden mit großer, inniger Empfindung von ihm gelesen, aber alle diese mußten dem großen Shakespeare weichen, sobald er diesen kennen lernte. Noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen einer Szene, deren auch schon im Morgenblatt wie in einer kurzen Lebensgeschichte Schillers Erwähnung geschehen ist. Ich war gewohnt, bei Erklärung psychologischer Begriffe Stellen aus Dichtern vorzulesen, um das Vorgetragene anschaulicher und interessanter zu machen; dies tat ich insbesondere auch, als ich den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft oder einer Leidenschaft mit einer anderen Leidenschaft erklärte, welchen anschaulicher zu machen ich einige der schönsten, hierher passenden Stellen aus Shakespeares „Othello“ nach der Wielandschen Übersetzung vorlas. Schiller war ganz Ohr, alle seine Züge des Gesichtes drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war, und kaum war die Vorlesung vollendet, so begehrte er das Buch von mir, und von nun an las und studierte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer. Goethe schildert in „Meisters Lehrjahren“ den Einfluß, den das Lesen Shakespeares auf Meisters Bildung hatte; gewiß war der Einfluß dieses unbegreiflichen Genies noch größer auf einen Jüngling, dessen Geist, obwohl nicht gleicher Größe, aber doch einige Verwandtschaft mit dem Geist des Engländers hatte. Ich setze gleich hier hinzu, daß Schiller bisweilen auch mit anderen seiner Kameraden unter Leitung Uriots den Schauspieler machte, jedoch nicht mit ausgezeichnetem Erfolg.

Nach zwei Jahren ging Schiller zur Medizin über. Auch diese studierte er mit Eifer, ob er wohl die nun einmal liebgewonnenen Wissenschaften, besonders die schönen Wissenschaften und die Poesie, nicht hintansetzte, sondern sie vielmehr mit immer zunehmender Neigung fortsetzte. Nachdem endlich seine Laufbahn in der Akademie vollendet war, schrieb er nach Gewohnheit eine medizinische Disputation; allein diese enthielt so starke Stellen gegen Haller, daß der Herzog den Druck verbot, weil er es durchaus unschicklich fand, daß ein junger Mensch, auch von noch so großen Talenten, einen Mann von Hallers Verdienst herunterzusetzen sich erkühne. Aus diesem Grunde mußte er in aller Eile eine andere Disputation schreiben, und da er sich seiner psychologischen Kenntnisse bewußt war und zugleich auch seine Kenntnisse in den medizinischen Wissenschaften zeigen wollte, so schrieb er über den Zusammenhang der tierischen und geistigen Natur des Menschen.

Als Schiller in die Akademie kam, war er ein furchtsamer, schüchterner

7*


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Knabe, wozu vielleicht die militärische Strenge seines Vaters beigetragen hatte; auch äußerte er nur wenig Selbstgefühl. Allein bald änderte sich alles dieses, denn kaum war er zum Studium der Wissenschaften übergegangen, so erwachte die Neigung für dieselbe; seine Fortschritte waren schnell und ihm selbst sowohl als anderen auffallend. Daher entstand bald Gefühl seiner überwiegenden Kräfte, Vertrauen zu sich selbst und Mut, welches alles überdies durch den Beifall seiner Vorgesetzten und Lehrer und die Achtung, die ihm seine Mitschüler zollten, sehr erhöht wurde. Der vorher so schüchterne Jüngling fing nun an, eine Rolle unter seinen Kameraden zu spielen, und selbst mit den Vorgesetzten und Lehrern ging er auf viel freierem Fuß um.

Aus: Friedrich Schiller. Von Richard Weltrich. 1. Bd. Stuttgart, 1899. J. G. Cottasche Buchhandlung.

Die Solitüde.

Von J. Elß.

Vom Hasenberg in Stuttgart führt der Weg durch den Wald, von dem früher ein großer Teil als königlicher Wildpark angelegt war, 1½ Stunden weit bis zur Solitüde, einem vom Herzog Karl in den Jahren 1763—67 erbauten Lustschloß. Hier war es, wo die später so berühmte Karlsakademie als militärische Pflanzschule im Jahre 1770 ihren Anfang nahm und sich fortwährend erweiterte, bis sie 1775 nach Stuttgart verlegt wurde.

Das Schloß liegt auf einem der höchsten Punkte des Schönbuchs, einer waldigen Hügelkette, die in südwestlicher Richtung sich bis gegen Tübingen hin ausdehnt und deren Ausläufer die Stuttgart umgebenden Berge sind.

Von den mitten im Walde angelegten großartigen Gartenanlagen sind kaum noch Spuren zu finden, und von den weitläufigen Nebengebäuden steht nur noch ein kleiner Teil, der jetzt wirtschaftlichen Zwecken dient. Das Rokokoschloß dagegen, eingeschossig, auf einem breiten gewölbten, durch Freitreppen zugänglichen Unterbau, ist wohlerhalten und macht noch jetzt einen heiteren Eindruck. Es ist der Phantasie leicht, die Räume mit dem bunten und glänzenden Treiben der Hoffeste zu beleben, die einst hier gefeiert wurden.

Dem Herzog Karl hatte die Anhöhe wegen ihrer schönen weiten Aussicht gefallen. Man rodete den Wald aus, grub Seen auf Bergen und ließ sie frondenweise durch Tausende von Bauern mit Ton ausschlagen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und mit Wasser anfüllen, um Hirsche darin zu jagen. Zuweilen wurden die Wälder illuminiert: aus künstlichen Grotten mitten in denselben sprangen ganze Heere von Faunen und Satyren und tanzten zur Mitternachtsstunde Ballett. Im Schlosse selbst, wo der Herzog seine Nichte, die Großfürstin Paul 1782 empfing, war ein Gesellschaftssaal, la salle des lauriers, mit Statuen und Vasen, der bei Beleuchtung einen prächtigen Eindruck machte, ein Theater, in dem italienische Opern gespielt wurden, eine Rotunde mit vier Brunnen in der Mitte, wo oft Partien veranstaltet wurden. Ferner gab es dort eine Kaserne und einen Marstall für 300 Pferde. Die Jagden wurden im größten Stile gehalten. Als Reichsjägermeister suchte der Herzog besonders darin zu glänzen. Einige Jahre lang war dort der Tummelplatz all der kostspieligen Vergnügen des Hofes, die der Herzog in Szene zu setzen wußte und die in ihrer verschwenderischen Pracht die des Hofes von Versailles nachahmten. Es war das Liebste, was der Herzog in jener Zeit seines Lebens hören konnte, wenn ihm französische Kavaliere versicherten, daß Ludwig XV. nicht schönere Feste geben könne, denn er, namentlich zu Ehren der Jagd. Im Kostüm ahmte man ja überdem am herzoglichen Hofe vielfach dem französischen nach; die Damen trugen die Kleider nach dem Schnitt von Versailles, den Fächer und Schirm nach dortiger Mode, und ihre hohe Pompadourfrisur gepudert; die Hofherren ihre weißen Perücken mit dem Zopf, den weiten Borten- und Schoßrock, unter dem der Galanteriedegen hervorschaute, Beinkleider bis zum Knie und seidene Strümpfe in Schnallenschuhen. Die Jäger und Piqueure glichen vollends in ihren Reiterstiefeln und weißledernen Beinkleidern, in den engen Röcken mit umgeknöpften Schößen und mit den dreispitzigen, weißberänderten Hüten ihren Vorbildern von Fontainebleau oder St. Germain. Selbst die großen, mit Goldschmuck überladenen Kutschen waren im Stil der französischen Hofkarossen gehalten.

Im Jahre 1770 gründete Herzog Karl auf der Solitüde eine Schule für Garten- und Stuckatorknaben, zunächst wohl mehr, um sich die Künstler, die er für seine Bauten und Feste brauchte, billiger selbst heranzuziehen, als aus pädagogischen Neigungen. Aber allmählich wuchsen diese, und mit der ihm eigenen Energie führte der Herzog schon in den folgenden Jahren seine Pläne nach französischen Vorbildern durch. 1771 entstand die militärische Pflanzschule, die 1774 zur Militärakademie erweitert und 1775 nach Stuttgart verlegt wurde. Schillers Vater war von 1775—96 Leiter der Hofgärtnerei und der Baumschule in den damals großartigen Anlagen. Die glänzende


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Illumination des Schlosses und der Gärten anläßlich eines herzoglichen Festes beleuchtete am 17. September 1782 die Flucht des jungen Schiller aus seiner Heimat.

Jetzt ist die Solitüde in der schönen Jahreszeit ein viel besuchter Vergnügungsort der Stuttgarter. Unten in der Landschaft sieht man in schnurgerader Richtung sich die Landstraße nach Ludwigsburg hinziehen. Auf der Kuppel hat man eine weite Aussicht: man kann hier gegen 60 Ortschaften und die Höhen der Alb und des Schwarzwaldes erblicken.

Hohenheim und die Filder.

Von Tony Kellen.

Wenn man von Stuttgart nach Degerloch hinaufgeht oder mit der Straßenbahn oder der Zahnradbahn hinauffährt, sieht man vor sich eine weite Hochfläche, die Filder (schon in alten Urkunden Gefilde = Felder genannt, offenbar im Gegensatz zu den sich ringsum ausdehnenden Wäldern). Die Filderebene ist eine wellenförmige Hochfläche, die eine Höhe von 380—430 m über dem Meeresspiegel aufweist. Auf dem fruchtbaren Lehmboden wird außer Getreide hauptsächlich Kopfkohl, das sogenannte Filderkraut, gezogen, das zu Sauerkraut verarbeitet wird. Sehr bedeutend ist auch der Obstbau. In den Filderorten wohnen außer Bauern zahlreiche Industriearbeiter, die täglich nach Stuttgart fahren.

Über Möhringen geht eine Kleinbahn nach Hohenheim, dem vom Herzog Karl erbauten Schlosse, in dem sich jetzt die Landwirtschaftliche Hochschule befindet.

In Hohenheim stand schon früher ein Schloß, das vom 12. Jahrhundert an im Besitz des adeligen Geschlechtes der Bombaste war. Der berühmteste Sproß dieser Familie war Theophrastus Bombastus Paracelsus de Hohenheim (1493—1541), der berühmte Arzt, Philosoph und Alchimist. Das neue Schloß Hohenheim wurde von 1772 an erbaut, und zwar auf Anordnung des Herzogs Karl. Dieser besaß hier den Garbenhof, der seinen Namen von dem früheren Besitzer, dem kurbayrischen Proviantmeister Garb führte. Diesen Hof hatte der Herzog Karl 1771 der italienischen Tänzerin Bonafini und schon bald darauf (1772) seiner neuen Geliebten, Franziska von Leutrum, die er zur Reichsgräfin von Hohenheim erheben ließ, geschenkt. Später hat er Franziska geheiratet, und es war nicht zum wenigsten ihr zuliebe, daß er das Schloß Hohenheim errichten ließ.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Schloß Hohenheim.

Der Herzog ließ sich von seinem 43. Jahre an von Franziska leiten, und man kann wohl sagen, daß sie einen wohltätigen Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Von hervorragender Bildung war sie nicht, aber sie hatte ein gutes Gemüt. Es ist uns heute unbegreiflich, wie wenig die Töchter adliger Familien im 18. Jahrhundert in der Schule lernten. Franziska schrieb so fehlerhaft und eine so unglaublich phantastische Orthographie, daß ein Schuljunge darüber lachen müßte. Man wird zum Philologen, wenn man ihr Tagebuch lesen oder vielmehr entziffern will. Franziska bewies einen ganz bemerkenswerten Takt, aber auch einen recht unterwürfigen Ton gegenüber dem selbstgefälligen Herzog, der nie einen Widerspruch duldete. In Hohenheim betätigten beide sich in Haus, Garten und Feld. Franziska war eine hingebende Hausfrau, die vor keiner Arbeit zurückschreckte.

Das Schloß wurde ein umfangreicher, wenn auch einfacher Bau, zu dem noch zahlreiche Nebengebäude für den Wirtschaftsbetrieb, eine Kaserne usw. hinzukamen. Der ursprünglich geplante englische Garten wurde zu einer umfangreichen Parkanlage, von der heute nur mehr ein kleiner Teil, das „Dörfle“ und der exotische Garten, erhalten ist.

Auf einem Gelände von 64 Morgen wurde ein ganzes Stück Weltgeschichte dargestellt. Zugrunde lag die Idee einer römischen Kolonie, die in kleinerem Maßstab die öffentlichen Gebäude und Monumente

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der alten Weltstadt kopierte. In den Ruinen dieser alten Römerstadt sollten sich später nacheinander Mauren, alte Deutsche und endlich ein neues Geschlecht niedergelassen und jedes in seiner Weise sich angebaut haben. All diese Bauten waren aber nur Miniaturhäuschen, ein Viertel der natürlichen Größe. Da gab es ein römisches Rathaus, das in seinem Innern mit üppig ausgestatteten Badezimmern überraschte, Ruinen eines Zybeletempels, dessen Inneres einen prächtigen Konzertsaal mit Marmorbekleidung und Deckengemälden zeigte, eine Moschee, eine gotische Kapelle, ein Schweizerhaus, eine Köhlerhütte, in der sich Franziska mit Vorliebe aufhielt, u. dgl. mehr. Im Laufe von 15 Jahren entstanden in dem Park etwa 60 Baulichkeiten, die die Erinnerung an Denkmäler des Altertums mit der durch Rousseau geweckten Vorliebe für idyllisches Naturleben verbinden sollte. Die Bauwerke waren aber — auch abgesehen von stilistischen Mißgriffen — in einem viel zu kleinen Maßstab errichtet.

Hohenheim war eine Schöpfung wie Schwetzingen in der Pfalz, wo die Denkmäler aller Zeiten und Nationen sich ebenfalls im konfusesten Geschmack zusammenfanden. Der ganze Garten ist in dem Roman „Schillers Heimatjahre" von Hermann Kurz nach der Beschreibung eines Zeitgenossen geschildert, und wenn auch dort versucht ist, ihm eine geistreiche Auslegung zu geben, so vermögen wir in dem Ganzen doch nur eine Spielerei zu sehen, für die wir heute kein Verständnis mehr haben.

Der junge Schiller hat öfters in Hohenheim geweilt, denn die Schüler der Karlsakademie wurden dorthin befohlen, wenn ein vornehmer Besuch kam, und sie mußten dann kostümiert in allerlei Rollen Ansprachen halten. Im Sommer 1782 aber wurde der Regimentsmedikus Schiller nach Hohenheim befohlen, um sich wegen seiner heimlichen Reisen nach Mannheim zur Aufführung der „Räuber" zu verantworten. Als berühmter Dichter sah Schiller Hohenheim im Frühjahr 1794 wieder. Der Erbauer des Schlosses war gestorben, bevor es vollendet war. Die in den Anlagen von Hohenheim empfangenen Eindrücke wirkten bei Schiller noch lange nach und veranlaßten ihn im folgenden Jahre zu seiner Elegie „Der Spaziergang". Auch Goethe besuchte Hohenheim, und zwar auf einer Schweizerreise in Begleitung Danneckers am 1. September 1797, aber sein verwöhnter Kennerblick fand weder am Schloß noch an den Parkanlagen viel zu bewundern.

Berühmt wurden die Wintergärten des Herzogs, in denen man unter Glasdächern durch Treiböfen heizte und mitten im Winter unter den


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herrlichsten Blumen lustwandeln konnte. Diese Wintergärten, die ersten in Deutschland, waren denen des Fürsten Potemkin am Taurischen Palast in Petersburg nachgeahmt. Einen ähnlichen Wintergarten wie in Hohenheim, jedoch noch größer, ließ der Herzog in Ludwigsburg anlegen.

Das Gut, das anfänglich etwas über 400 Morgen hatte, vergrößerte der Herzog durch Ankauf vieler Ländereien auf 1617 Morgen. Dieses ganze Gebiet umgab er mit einem Bretterzaun und einer Allee von etwa 20 000 Pappeln. Auch legte er innerhalb und außerhalb schöne Wege und Alleen mit Obstbäumen an. Da das Schloß selbst noch nicht vollendet war, wohnte der Herzog mit Franziska in der sogenannten Meierei, einem Flügel des Schlosses. Hier starb er 1793. Nach seinem Tode blieb das Schloß nebst den Anlagen zunächst in dem damaligen Bestande erhalten. Herzog Friedrich Eugen wählte nach seiner Thronbesteigung 1795 Hohenheim zu seinem Lieblingsaufenthalte. Nach dessen Tode (1797) begann der Verfall. Aus dem Schloß wurden alle Gegenstände von Wert nach Ludwigsburg gebracht, einzelne Bauteile ausgebrochen und ganze Gebäude abgetragen. Die kleinen Häuschen verschwanden bis auf wenige, der Zaun um das Gut nebst den Pappelalleen wurde entfernt. Was noch von der alten Pracht übrig war, fand vollends sein Ende, als in den Kriegsjahren die Schloßgebäude wiederholt zu Militärspitälern verwendet wurden. Die Anlagen waren schon ziemlich verwildert, als Uhland sie 1814 besuchte. Man hat zwar behauptet, er habe dort die Anregung zu seiner Ballade „Des Sängers Fluch" empfangen, doch ist dies von anderer Seite bestritten worden.

Einige Jahre später entstand neues Leben in Hohenheim: 1818 wurde die Besitzung zur Landwirtschaftlichen Akademie bestimmt.

Unter König Wilhelm I. war eine landwirtschaftliche Unterrichts-, Versuchs- und Musteranstalt auf der Staatsdomäne Denkendorf errichtet, aber da dieses Gut zu klein war, noch im selben Jahre nach Hohenheim verlegt worden. Hier wurde sie mit 8 Schülern eröffnet. Wenn auch die Schülerzahl schon bald stieg, blieb die Schule doch lange Zeit recht bescheiden. Die Domäne umfaßte damals noch 953 Morgen, doch wurde sie erst 1822 der Anstalt ganz überwiesen, ebenso das Schloß, das von 1830 an zu Wohnungen für Lehrer und Schüler eingerichtet wurde. Noch im Gründungsjahre wurde der Anstalt auch eine niedere Ackerbauschule für künftige Unterverwalter, Oberknechte usw. beigegeben. 1820 wurde auch der Forstunterricht nach Hohenheim verlegt. 1829 wurde ein botanischer Garten beim Schloß angelegt. Später kamen


Digitized by Google



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

eine Obstbaumschule und verschiedene Sammlungen hinzu. Zeitweilig wurden auch eine Ackergerätefabrik, eine Branntweinbrennerei, Bierbrauerei usw. betrieben. Vor allem aber wurde seit 1842 eine Gartenbauschule eingerichtet, und 1847 wurde die Anstalt zur land- und forstwirtschaftlichen Akademie erhoben. 1865 wurde sie reorganisiert und durch eine landwirtschaftlich-chemische Versuchsstation erweitert, zu der 1877 noch die Samenprüfungsanstalt kam. 1904 wurde die Anstalt zur Königlich landwirtschaftlichen Hochschule erhoben, und 1918 wurde ihr auch das Promotionsrecht verliehen. Unter den Studierenden war stets die Zahl der Ausländer recht erheblich, da die Anstalt sich weit über Deutschlands Grenzen hinaus eines großen Ansehens erfreut. Mit Rücksicht auf die hohe Bedeutung der Landwirtschaft hat die Regierung eine erhebliche Erweiterung der Anstalt geplant.

Die Studierenden (jetzt 800—1000) wohnen teils im Schloß, teils in Birkach, Plieningen und andern Orten. Nahe beim Schloß ist eine hübsche Landhauskolonie erbaut worden.

Hohenheim ist einer der schönsten Aussichtspunkte auf der Filderebene. Im Hintergrunde erhebt sich die malerische Bergkette der Schwäbischen Alb. Im Osten sieht man die waldbestandenen Berge des Schurwaldes, im Westen die weitläufigen Wälder des Schönbuchs. An das Schloß selbst grenzen die herrlichen Baumbestände des botanischen und exotischen Gartens.

Nördlich grenzt an Hohenheim das Dorf Birkach, südlich der Marktflecken Plieningen, durch den die Körsch fließt. In Plieningen bestand im Mittelalter ein Freidankshof, und deshalb vermutet man, der Dichter Freidank habe dort seine Heimat gehabt. Abseits von Hohenheim liegt Scharnhausen. Hier erbaute Herzog Karl in reizender Einsamkeit 1784 ein Schlößchen oder vielmehr ein Landhaus (heute Wohnung des Verwalters).

In Denkendorf, wo die Körsch das Fildergebiet verläßt, ist Friedrich Hölderlin als 14jähriger Klosterschüler zum Bewußtsein seines Dichterberufes erwacht. Dort entwickelte sich zum erstenmal der Kampf in seiner Seele zwischen der schönen Griechenwelt und der harten Klosterzucht. Die Leidensgestalt des jungen Dichters hat der im Weltkrieg gefallene Dichter Ludwig Knapp aus Tübingen in seiner Elegie „Denkendorf“ geschildert.

Auf dem Abhang der Filder nach dem Neckartal zu liegt das Dorf Köngen, wo schon seit 1783 römische Altertümer aufgefunden wurden. Auf dem Burgfeld von Köngen ließ der Schwäbische Alb-



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verein 1911 die Südecke des römischen Kastells Grinario neu aufbauen.

Wenn auch die Filder wegen ihres landwirtschaftlichen Betriebes sehr prosaisch erscheinen, so haben doch gerade hier manche Dichter Anregungen gefunden. Sogar das Filderkraut, das weite Strecken bedeckt und im Herbst in ganzen Eisenbahnzügen nach allen Richtungen versandt wird, wie etwa die Kohlen im Ruhrgebiet, ist von Uhland poetisch verherrlicht worden:

Auch unser edles Sauerkraut —
Wir sollen's nicht vergessen;
Ein Deutscher hat's zuerst gebaut,
D'rum ist's ein deutsches Essen.
Wenn dann ein Fleischchen weiß und mild
Im Kraute liegt, das ist ein Bild
Wie Venus in den Rosen.

In Bernhausen hat Gustav Schwab als junger Vikar gewirkt und seine ersten schwäbischen Romanzen gedichtet, auch die Albaussicht vom Uhlberg poetisch geschildert. In demselben Dorfe ist Mörike als Knabe und als Student gern zu Besuch gewesen, da sein Onkel Neuffer, der Vater seines Bäsles Klärchen, dort Pfarrer war.

Mörike hat auf den Fildern starke Anregungen für die märchenduftige Idylle empfangen. 1826 siedelte seine Mutter nach Nürtingen über. Im Herbst desselben Jahres wurde er Vikar, und nun begannen seine Wanderjahre. Zuerst kam er als Vikar nach Oberboihingen, eine halbe Stunde von Nürtingen entfernt. Er machte „über diesen Aspekten weder ein gutes, noch ein saures, sondern lediglich ein Schafsgesicht". Die Verhältnisse dort waren in der Tat ungünstig, und schon nach 14 Tagen wurde Mörike nach Möhringen versetzt, wo er vom Dezember 1826 bis zum Mai 1827 blieb. Zunächst hatte er zwar Mühe, sich in die fremden Verhältnisse einzugewöhnen, was ihm die Gesellschaft von etwa 16 Vögeln erleichtern sollte, aber schließlich fühlte er sich ganz wohl dort. Dann kam er nach Köngen, wo alles von einem ganz anderen, feineren Korn war als in Möhringen. Nach einem einjährigen Urlaub, in dem er sich schriftstellerisch betätigen sollte, kam er wieder als Vikar nach Pflummern, und als er auch dort unzufrieden war, im Mai 1828 als Pfarrverweser nach Plattenhardt. Im Pfarrhause wohnte anfangs noch die Familie seines verstorbenen Vor-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gängers, des Pfarrers Rau. Bald gewann er die Liebe der Tochter Luise, mit der er sich verlobte. (Nach der Versicherung seiner Biographen ist Luise Rau das Vorbild der Agnes im „Maler Nolten".) Die zahlreichen, an das Mädchen gerichteten Briefe gehören zu den schönsten Brautbriefen, die je geschrieben worden sind.

Rosenzeit, wie schnell vorbei,
Schnell vorbei
Bist du doch gegangen!
Wär' mein Lieb mir blieben treu,
Blieben treu,
Sollte mir nicht bangen. (Mörike.)

Die Verlobung wurde nach vier Jahren gelöst, und darüber zerbrechen die Biographen des Dichters sich noch heute den Kopf. Inzwischen war Mörike als Vikar nach Owen gekommen. 1831 erhielt er einen Urlaub, den er in Stuttgart zubrachte. Eine Zeitlang weilte er in Hohenheim, wo sein Bruder Ludwig auf der Landwirtschaftlichen Akademie studierte. In den berühmten Gärten des Schlosses soll die Arbeit an seinem „Maler Nolten" besonders fröhlich gediehen sein. Mit der Ernennung zum Pfarrer in Cleversulzbach schloß Mörikes Wanderzeit.

Echterdingen liegt an der Landstraße, die früher den Verkehr vom Herzen Württembergs über Tübingen nach der Schweiz vermittelte. Der Ort war ehemals auch ein Sammelplatz für die herzoglichen Jagdgäste. Im Sommer 1908 wurde Echterdingen berühmt durch die Katastrophe des dort zerstörten Zeppelin-Luftschiffes. Dieses Unglück gereichte dem Erfinder allerdings insofern zum Segen, als es das deutsche Volk zu einer großartigen nationalen Kundgebung und einer Spende von 6 Millionen Mark begeisterte.

Während die Filder fast ganz entwaldet sind, ist im höher gelegenen Schönbuch noch ein großes Stück des alten Reichsforstes erhalten.

Die Straße von Stuttgart nach Tübingen, die den ehemaligen Reichsforst durchschneidet, führt über Degerloch, Echterdingen, Waldenbuch, Dettenhausen, Bebenhausen, Lustnau. Auf dieser sogenannten Schweizer Straße verkehrten bis 1845 täglich zwei Eilwagenkurse mit Umspann in der „Post" in dem alten Städtchen Waldenbuch. Diesen Weg sind viele berühmte Männer gezogen, so 1781 Friedrich Nicolai, der bekannte Berliner Buchhändler und Aufklärer, 1782 Johann Caspar Lavater, 1793 in umgekehrter


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Richtung auf dem Marsch zum Rhein die Führer der französischen Emigranten: der Prinz Condé, die Herzöge Bourbon, Enghien und Berry, im Frühjahr 1794 Schiller mit seinem Freund, dem Hofmedikus von Hoven aus Ludwigsburg auf dem Wege nach Tübingen, im September 1797 Goethe auf der Reise nach der Schweiz. Besonders häufig aber ging diesen Weg Ludwig Uhland (seit 1811). Oft begleitete er Freunde von Tübingen bis Waldenbuch, wo er nach einem Scheidetrunk wieder umkehrte. „Lesung meiner neuesten Gedichte in Waldenbuch“, trug Uhland am 19. August 1814 in sein Tagebuch ein, und aus anderen Notizen ersehen wir, daß er auf dem Wege auch öfters gedichtet hat.

In Waldenbuch kehrten damals die Tübinger Studenten mit Vorliebe in dem „Gasthaus zur Krone“ ein. Zwei lange Tische aus Lindenholz sind noch heute mit eingeschnittenen Namen aus jener Zeit bedeckt; darunter ist auch der des unglücklichen Karl Ludwig Sand, der von 1814/15 in Tübingen Theologie studierte und fünf Jahre später Kotzebue ermordete.

Der berühmte Bildhauer Dannecker verbrachte seine ersten Lebensjahre im Hause seiner Großeltern zu Waldenbuch. Hier fand 1823 ein junger Theologe, der spätere berühmte Professor Dr. Karl von Hase, die Idee zu seiner Erzählung „Des alten Pfarrers Testament“. Auch Wilhelm Hauff hielt sich mit seinen Freunden aus der Burschenschaft dort auf. In Waldenbuch lebte auch zur Zeit der Seherin von Prevorst die Färberstochter Mine Weiß, die schlafwache Zustände hatte und von dem Tübinger Arzt Professor Eschenmayer geheilt wurde.

In den zwanziger Jahren sind Mörike und Hauff wiederholt auf der Straße der Studenten und Dichter gepilgert. Auch die beiden Brüder und Dichter Paul und Gustav Pfizer verkehrten von 1820—30 auf ihren Wanderungen und Fahrten zwischen Stuttgart und Tübingen oft in Waldenbuch.

Lenau, der 1831 in Stuttgart war, besuchte von dort aus Uhland in Tübingen, und Hebbel zog im September 1836 zu Fuß über die Filder zu Uhland.

Karl Gerok, der seit 1832 Zögling und dann Repetent im Tübinger Stift war, beschreibt in seinen Jugenderinnerungen den Weg über die sieben Berge, den die Studenten damals selbst zur Weihnachtszeit bald nach Mitternacht unter die Füße nahmen, um von den kurz bemessenen Feiertagen nichts zu verlieren. Im kalten Mondenschein wanderten sie plaudernd und lachend durch Wälder, Felder und Ortschaften r


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rückten dann in Stuttgart ein, wenn die verschlafenen Bewohner dort eben erst ihre Fensterläden öffneten. „Das war damals eine lebhafte Landstraße, ein Stück des uralten Verkehrsweges zwischen Ulm und Schaffhausen. Da begegnete sich der wandernde Handwerksbursche mit Ranzen und Knotenstock und der flotte Student auf seinem Klepper oder in einem windschiefen Chaischen ... In scharfem Trabe rasselte der gelbe Postwagen daher mit dem blasenden Schwager auf dem Sattelpferd, während der achtspännige Frachtwagen mit dem klingenden Blechbehänge seiner stämmigen Rosse sich in gemessenem Schritte fortbewegte, den Fuhrmann im blauen Staubhemde zur Seite. Der Filderbauer im langen weißen Kittel führte seine Krauthäupter nach der Stadt, und die rotbäckige Dorfdirne trug ihren Grasbund auf dem Kopf nach Hause. Über den Kornfeldern aber jubilierten die Lerchen, und am östlichen Horizont hinter den Kirchtürmen stattlicher Dörfer zog sich die blaue Bergkette der Schwäbischen Alb hin mit ihren Burgen vom Hohenzollern bis hinab zum Hohenstaufen. Jetzt wächst Gras auf dieser Landstraße. Keine wohlbeleibte Frau Hirschwirtin trägt in Echterdingen dem Bruder Studio die dampfende Sauerkrautschüssel mehr auf, und der prächtige Eichentisch in der Krone zu Waldenbuch, mit den vielen hundert eingeschnittenen Burschennamen, steht verlassen, wenn er überhaupt noch steht in der einsamen Ecke, in der kein Studentenwitz und kein Burschenlied mehr klingt. Die Eisenbahn hat den Verkehr links und rechts abgelenkt von der uralten Schweizer Straße."

Im Herbst 1861 pfiff erstmals die Lokomotive im oberen Neckartal bei Tübingen. Zum letztenmal waren, wie Albert Pfister erzählt, die rüstig mit dem Gehstab einherschreitenden Jünglinge gesehen worden, die von Stuttgart her über Waldenbuch durch die Laubhallen des Schönbuchs daherzogen und schon von ferne durch Schwenken der Mützen und Zuruf ihre alma mater begrüßten. Mit dem Jahre 1862 drängten sich die Ankömmlinge erstmals vom Bahnhof her über die Neckarbrücke zur Stadt. Die Straße aber, der Gerok den Nachruf gewidmet, ist gangbar geblieben wie ehemals, die alten Namentische stehen unverändert in der Waldenbucher Krone, und in Echterdingen gibt's immer noch Filderkraut mit Rauchfleisch. Als neu aber sind Radfahrer und Automobile in Erscheinung getreten, die indes selten die alte Straße von Degerloch bis Waldenbuch berühren, sondern auf der neuen bequemeren Strecke Degerloch-Möhringen-Steinenbronn-Waldenbuch dorthin gelangen.

Das Pfarrdorf Vaihingen liegt am Ende des Nesenbach-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tales auf der Höhe der Filder. Auf dem sogenannten „Endelbang“, nahe bei dem Ort, zeigt sich eine prachtvolle Aussicht in das Kaltental und über die Filder bis zur fernen Kette der Schwäbischen Alb. An einem südlichen Abhang, gegen das Elfental zu, liegen meistens mit Silvanern, Elblingen, Gutedeln und Trollingern angepflanzte Weinberge, deren Erzeugnis ein sogenannter „Schiller“[1]) ist. Die ausgedehnte Obstzucht beschäftigt sich mit den gewöhnlichen Mostsorten, etwas Tafelobst und ziemlich viel Zwetschgen. Auch befinden sich hier Bierbrauereien und Gasthäuser, die häufig von Stuttgarter Spaziergängern besucht werden.

Ursprünglich war der Ort ein Besitztum der Pfalzgrafen von Tübingen; Pfalzgraf Gottfried verkaufte ihn um 500 Pfund Heller an das Spital zu Eßlingen, und die Grafen von Württemberg unterließen es daher nicht, im Städtekrieg 1281 diese eßlingische Besitzung hart mitzunehmen. 1378 nahm Graf Eberhard den Ort mit Gewalt in Besitz und gab ihn nur nach Friedensschluß zurück; 1449 wurde Vaihingen von den Württembergern fast gänzlich verbrannt; 1593 verkaufte Eßlingen wegen seiner vielen Schulden den Ort an Württemberg, bei dem er von nun an auch blieb. Im September 1634 wurde Vaihingen von den Kaiserlichen und 1693 durch die Franzosen ausgeplündert; letztere nahmen sogar die Glocken vom Kirchturme mit fort.

Westlich der Filder liegt Böblingen, auf drei Seiten vom Wald umschlossen. Es war von jeher wegen seiner guten, frischen Luft bekannt; nannte doch Herzog Ludwig sein Böblingen nie anders als seine Apotheke. Die Fürsten hielten dort ihre Jagden, und den verwitweten Gräfinnen und Herzoginnen war Böblingen ein trauter Witwensitz. Karl Gerok war eine Zeitlang Prediger in Böblingen, bevor er nach Stuttgart zurückkehrte, wo er 1808 Oberhofprediger wurde. Im Weltkrieg war in Böblingen ein ansehnlicher Fliegerhorst.

Zwischen Böblingen und Sindelfingen war es, wo im Bauernkrieg der Truchseß von Waldburg, im Mai 1525, den entscheidenden Schlag gegen die Aufständischen führte und ihnen jene schwere Niederlage beibrachte, von der sie sich in der Folge nicht mehr zu erholen vermochten. Ein benachbartes, dem Walde zuziehendes Tal, das sogenannte Martertal, soll seinen Namen den schrecklichen Szenen verdanken, die sich nach jenem Kampfe bei der Flucht der geschlagenen und hier massenhaft getöteten Bauern ereigneten.

---

[1]) Wein, aus weißen und roten Trauben gemischt.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sindelfingen selbst, seit lange der Sitz einer namhaften Weberei-industrie, ist dem Freunde der vaterländischen Geschichte und Baukunst bekannt durch ein reichbegütertes Chorherrnstift, das einst dort bestand, sowie die ehemals dazu gehörige alte Kirche, deren stämmiger, in ein spitzes Zeltdach auslaufender Turm schon von ferne sich bemerkbar macht. Das Chorherrnstift ist außer seinem Reichtum, um dessenwillen es freilich auch, zumal von seinen stets geldbedürftigen Schirmvögten und Nachbarn aus dem Tübinger Grafenhause des 13. Jahrhunderts, nicht selten an seinen Einkünften „berupft“ wurde, durch eine alte Chronik bemerkenswert, die aus seiner Mitte hervorging und, in der Hauptsache von einem Kanoniker Konrad von Wurmlingen, einem Zeitgenossen Kaiser Rudolfs I. und Adolfs von Nassau, verfaßt, für die gleichzeitige Geschichte Schwabens und des Reiches von Bedeutung ist. Leider kam das Original während des 30jährigen Krieges abhanden, ihren Inhalt aber haben uns Auszüge von Crusius und Gabelkofer erhalten.

Das Stift von Sindelfingen gehörte zu den bedeutendsten und reichsten des Landes, die Pfründen der Chorherren und die Propstei waren sehr gesucht, aber das Jahr 1486 führte eine Änderung herbei: Papst Sixtus IV. genehmigte die Gründung der Universität in Tübingen, der wichtigsten Stadt des Grafen Eberhard in seinem Landesteil; die Einkünfte verschiedener Pfarreien wurden der neuen Universität überwiesen, die bedeutendste Fundation der Universität waren aber die Pfründen des St. Martinstifts in Sindelfingen: acht Kanonikate samt der Propstei und acht Kaplaneipfründen wurden mit dem St. Georgenstift Tübingen vereinigt, an das damit auch die dem Stift Sindelfingen längst einverleibten Kirchen zu Leonberg, Feuerbach, Neckarthailfingen, Grötzingen, Weil im Dorf, Dagersheim, Darmsheim übergingen. Dem Stift zu Sindelfingen wurde damit der Todesstoß versetzt, mit den noch übrig gebliebenen Abfällen fristete das reduzierte „regulierte Chorherrenstift“ sein Dasein, aber bei der kärglichen Ausstattung erfolgte rasch sein Niedergang, bis die Reformation seine Auflösung bewirkte. Von den Gebäuden des ehemaligen Stiftes ist nur die Propstei erhalten. Die Kirche St. Martin, die 1083 eingeweiht wurde, eine Pfeilerbasilika, flachgedeckt, dreischiffig, gehört der ersten Periode des romanischen Stils in Deutschland an, den sie in großer Einfachheit und Reinheit wiedergibt. Seit der Reformation dient sie dem evangelischen Gottesdienst.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf den Fildern.

Von Justinus Kerner.



uf den Fildern, unter den Bäumen,
Wo die goldnen Äpfel sind,
Wo der Kohl wie Silber glänzet,
Spielte sie, ein lichtes Kind [1].

Auf den Fildern, unter den
Bäumen,
Wo der Bauer emsig schafft,
Lernte sorgen sie und sammeln
Einer Hausfrau Wissenschaft.

Auf den Fildern, unter den Bäumen,
Schwabenlandes echter Flur,
Wuchs sie auf zur treusten Tochter
Württembergischer Natur.

Auf den Fildern, unter den Bäumen,
Gab einst Gott den Segen ihr:
Lerne lieben, schaffen, dulden,
Sprach er: Kind, ich bleib' bei dir!

Über den Fildern, über den Bäumen,
Auf der Achalm hohem Haupt,
Fand ich sie im Gold des Morgens,
Hat sie mir das Herz geraubt.

Über die Filder, über die Bäume,
Stieg die Lerche himmelwärts,
Sang ihr Lied, als ich sie drückte
Da auf ewig an das Herz.

(1845.)

Tübingen.

Von Tony Kellen.

Auch Tübingen fehlt nicht der alte poetische Zauber, den so manche deutsche Universitätsstadt ausübt. Es hat mich am meisten an Marburg erinnert, nicht bloß wegen seiner Lage an einem Berge, seinen engen, winkligen Straßen, sondern auch weil es, wie die Hessenstadt, eigentlich nur Universitätsstadt ist. Hier wie dort dreht sich alles um die Studenten, und wer etwa glaubt, die schönen Häuser da droben auf dem Berge gehörten Rentnern, ist im Irrtum: es sind Studentenverbindungshäuser.

Tübingen hat aber vor anderen kleinen Universitätsstädten noch einen besonderen Reiz: Uhlands Name hat einen strahlenden Glanz über

[1]) Bezieht sich auf Rickele, Kerners Gattin, die in Ruith auf den Fildern geboren war.

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

die alte Musenstadt am Neckar ausgebreitet. Es gibt wohl keinen deutschen Dichter, dem eine einzige Stadt in solchem Sinne zur Heimatstadt von der Wiege bis zum Grabe geworden wäre wie Tübingen für Uhland. Dort steht seines Vaters, Großvaters und Urgroßvaters Haus, und bis in unsere Tage blühte das Handelsgeschäft, das der letztgenannte gegründet. Dort steht sein Geburtshaus an der Neckarhalde, sein Wohn- und Sterbehaus am Österberg, die Schule, worin er als Knabe gelernt, die Hochschule, der er als akademischer Bürger und als gefeierter Lehrer angehört hat. Dort ist auch sein Grab mit dem schlichten Steine, auf dem nur der vielsagende Name Ludwig Uhland steht. Die Höhen und Täler, Wälder und Schluchten, Flüsse und Bäche, Burgen und Kirchen ringsum hat der Dichter in jungen und alten Tagen betreten und durch seine Lieder verherrlicht.

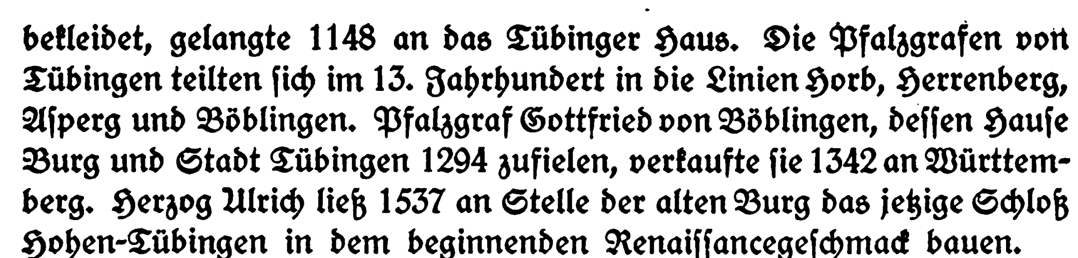


Nach dem Schattenriß von Luise Duttenhofer.

Ehe wir zu der Stadt hinaufgehen, kommen wir an dem Denkmal Uhlands vorbei, umringt von den Genien, denen er gehuldigt. Der Dichter steht da im Straßenanzug, schlicht und bieder, wie er im Leben war.

Die Stadt hat eine ganz eigentümliche Lage: sie ist unterhalb des Schlosses über den schmalen, mitten durch sie hinziehenden Bergrücken in beide Täler, das Neckar- und das Ammertal, herabgebaut. Es ist eine höckerige, winklige Stadt mit alten, hochbegiebelten Häusern, die meist an dem steilen Abhange gebaut sind. Die Vorderseite der Stadt ist dem hier noch jugendlich bescheidenen Neckar zugewandt.

Die Grafen von Tübingen lassen sich zurückverfolgen bis zu dem Nagoldsgaugrafen Anselm im Jahre 966. Die schwäbische Pfalzgrafenwürde, zuvor von den Grafen von Dillingen



bekleidet, gelangte 1148 an das Tübinger Haus. Die Pfalzgrafen von Tübingen teilten sich im 13. Jahrhundert in die Linien Horb, Herrenberg, Asperg und Böblingen. Pfalzgraf Gottfried von Böblingen, dessen Hause Burg und Stadt Tübingen 1294 zufielen, verkaufte sie 1342 an Württemberg. Herzog Ulrich ließ 1537 an Stelle der alten Burg das jetzige Schloß Hohen-Tübingen in dem beginnenden Renaissancegeschmack bauen.

Die letzten Pfalzgrafen gerieten durch Teilung und schlechten Haushalt immer tiefer in Schulden und mußten endlich alles verkaufen. Als letzter des einst so mächtigen Geschlechtes starb, lebenssatt und betrübt durch den frühen Tod seiner Söhne, 1667 der Schloßhauptmann Hans Jörg, der letzte Herr von Tübingen.

Die Universität wurde 1477 von dem Grafen Eberhard im Bart gestiftet, der 1493 Tübingen auch ein neues Stadtrecht verlieh.

Der Tübinger Vertrag von 1514 zwischen dem Herzog Ulrich von Württemberg und den Landständen, die des Herzogs Schulden übernahmen, sicherte ihnen die Herrschaft. Dieser Vertrag bildete seither die Grundlage der württembergischen Verfassung.

Im Jahre 1519 wurde Tübingen von dem Schwäbischen Bund belagert und erobert. 1647 wurde es von den Franzosen unter Turenne belagert und eingenommen; ebenso wurde es 1688 an den Brigadegeneral Peysonnel übergeben, der die Festungswerke schleifen ließ.

Seit alter Zeit wohnt in der oberen Stadt die gebildete Bürgerschaft, in der unteren Stadt, der „Gogerei“, sind die Tübinger Weingärtner ansässig, ein fleißiger, urwüchsiger Stamm, der sich mit Erfolg gegen den Schliff der Zeit zu wehren verstand. An das Innere der Stadt haben sich zwei neue Vorstädte angeschlossen, von denen die östliche die neuen Gebäude der Universität enthält.

Reich an geschichtlichen Erinnerungen ist die gotische Stiftskirche zum hl. Georg, die gerade im Sattel des Bergrückens erbaut ist. Ihr stolzer Chor schwebt einem Schiffe gleich über der Straße, weil er auf hohen Mauern ruht. Innen liegen Reihen an Reihen, auf prachtvollen Grabplatten die Steinbilder der Grafen und Herzöge von Württemberg mit ihren Gemahlinnen, Söhnen und Töchtern. Die Kirche enthält auch Grabmäler Tübinger Gelehrter, so Crusius, Osianders, Andreas und Hans Ungnads, des Druckers der lateinischen Bibelübersetzung. An der Kirche sieht man Tübingens Wahrzeichen: es ist ein armer, aufs Rad geflochtener Tübinger Bäckergeselle, der, von seiner Wanderschaft heimkehrend, verdächtig war, seinen Weggenossen ermordet zu haben. Man flocht ihn aufs Rad, aber seine Unschuld kam später durch

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

das plötzliche Erscheinen des Totgeglaubten an den Tag. Zur Buße und zum ewigen Gedächtnis an diesen Justizmord ließ Kaiser Maximilian das Wahrzeichen am Rundfenster der Kirche anbringen.

Altertümlich schön ist der Marktplatz mit dem vielfenstrigen, bemalten gotischen Rathause aus dem Jahre 1435, den stolzen Giebelhäusern und dem reichen steinernen Renaissancebrunnen.

In der nahen Wilhelmstraße kommt man zu dem wichtigsten Gebäude der Stadt, der Universität. Das Gebäude ist 1845 eröffnet worden. Dazu gehören noch verschiedene, im Ammertal gelegene Institute und die Sternwarte im alten Schloß. In den Universitätsanlagen ist das Denkmal des liebenswürdigen Tübinger Musikdirektors Silcher, der für Studenten und Volk hier so manches schöne Lied komponierte.



Tübingens Wahrzeichen.

Als Graf Eberhard im Bart die Universität gegründet hatte, die 1484 die kaiserliche Bestätigung erhielt, schrieben sich mehrere Herren von seinem Hofe als erste Mitglieder in die Matrikel ein. Zuerst machte die neue Hochschule von sich reden zur Zeit der Reformation, und von da an hat die Tübinger Theologie und Philologie keine geringe Rolle gespielt. Im übrigen blieb es aber in der Hauptsache erst der Neuzeit vorbehalten, Tübingen die achtunggebietende Stellung zu verschaffen, die es jetzt unter seinen Schwestern einnimmt. Männer wie Bebel, Melanchthon, Reuchlin, Andreae, Frischlin, Osiander, Gmelin, Tafel, Uhland, Strauß, Vischer, Mohl, Hefele usw. haben an der schwäbischen Hochschule gewirkt, und groß ist die Zahl ihrer Schüler, die in Kirche und Staat, im öffentlichen und privaten Leben tüchtige Männer wurden. Unsere Zeit sieht die Eberhardina in der schönsten Blüte; der Besuch der letzten Jahre ist der höchste, der je erreicht wurde.

Die alma mater war stets reich fundiert. Im Reformationszeitalter wurde sie vom Herzog Christoph reorganisiert. Das evangelisch-theologische Stift war 1536 von dem Herzog Ulrich gegründet worden. Während seiner Verbannung hatte er in Marburg bei seinem Freund und Bundesgenossen, dem Landgrafen Philipp von Hessen, eine solche Anstalt gesehen, und nach deren Muster richtete er das Tübinger Stipendium, wie es anfänglich hieß, ein. Denjenigen Städten, denen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er Einkünfte und Güter der eingezogenen geistlichen Stiftungen überlassen hatte, machte er zur Bedingung, daß sie unbemittelte, aber zum Studium befähigte Bürgerssöhne auf der Tübinger Hochschule unterhalten sollten. Diese Einrichtung, darauf berechnet, der evangelischen Kirche ein jährliches Kontingent an Geistlichen und Professoren zu verschaffen, wurde von Herzog Christoph durch Gründung der „Klosterschulen" ergänzt. In den aufgehobenen Klöstern ließ er nämlich niedere evangelische Seminare errichten, in die 14—15jährige Knaben nach vorgängiger Prüfung („Landexamen") kostenfrei aufgenommen wurden.

Das Stift wurde 1547 in dem aufgehobenen Augustinereremitenkloster eingerichtet, das 1262 gegründet und von 1464—1513 neu erbaut worden war. Der Bau hat seit jener Zeit natürlich vielerlei Umwandlungen erfahren. Er erscheint gegen die Stadt hin niedrig, weil halbversunken im alten Bärengraben, gegen den Neckar hin riesig hoch. Über dem alten Augustinerkloster, dessen Kirche, Kreuzgang und andere gotische Räume es in sich aufgenommen hat, ward es Stockwerk um Stockwerk hinaufgebaut.

Im Stift sollten nach den Bestimmungen des Herzogs Kirchendiener zum Lehr- und Predigtamt förderlichst erzogen werden. Die Zucht war lange Zeit von der der niederen Klosterschulen nicht sonderlich verschieden; strenge Regeln hielten die Zöglinge im Zaume, aber es fehlte doch nicht an Mißständen mancherlei Art, und mehr als einmal erwies sich die Anstalt als reformbedürftig. Ursprünglich mußten die Stiftler die alte Mönchskutte tragen; mit der Zeit trat aber, während die Repetenten sie beibehielten, bei ihnen an Stelle derselben der schwarze Mantel mit weißen Überschlägen, die frühere Tracht der protestantischen Geistlichkeit.

Im Laufe der Jahrhunderte sind aus dem Stift zahlreiche bedeutende Männer hervorgegangen. So studierten allein in neuerer Zeit darin: Hölderlin, Schelling, Hegel, Schwab, Stählin, Baur, Strauß, Zeller, Vischer, Waiblinger, Mörike, Hauff, Pfizer, Kurz usw. Allerdings haben viele der Tüchtigsten sich dem strengen Geist der Anstalt nicht gefügt und haben ihre Lebensziele im Kampf mit dem Stift und dessen Einrichtungen und außerhalb der Theologie gesucht und erreicht.

Von jeher erhielten die Stiftler eine besondere Prägung, die auf das ganze Land abgefärbt hat und nach Ansicht mancher Schwaben die Absperrung der altwürttembergischen Kultur von der übrigen deutschen verschuldet hat. Daß das Stift das schwäbische Geistesleben gewaltig beeinflußt hat, läßt sich nicht leugnen. Für die evangelische Kirche


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber hat sich die Einrichtung des Stiftes in Verbindung mit den Klosterschulen, die in ganz Deutschland einzig dasteht, durchaus bewährt. In einer Zeit, wo das theologische Studium aus inneren und äußeren Gründen nur mehr wenig Reiz auf die Jugend ausübt, besitzt Württemberg eine genügende Anzahl von Kandidaten der evangelischen Theologie und kann sogar eine Art Ausfuhrgeschäft damit betreiben, denn während es höchst selten einem Nichtwürttemberger Zugang zu der evangelisch-theologischen Fakultät in Tübingen eröffnet, nehmen ehemalige Stiftler theologische Lehrstühle in ganz Deutschland ein.

Eine Erweiterung erfuhr die Universität Tübingen, als 1817 die fünf Jahre zuvor in Ellwangen errichtete katholische Landesuniversität mit ihr vereinigt und ein dem evangelischen Seminar entsprechendes katholisches Konvikt, das Wilhelmsstift, in dem 1816 aufgehobenen Collegium illustre gegründet wurde. Ferner trat 1817 zu den fünf Fakultäten als sechste eine staatswissenschaftliche und 1863 eine naturwissenschaftliche hinzu.

Obschon Tübingen mit seinen holprigen, engen Straßen, seinen alten, dürftigen Häusern den Studenten keinen modernen Komfort zu bieten vermag, dürfte es doch nicht leicht eine Universität geben, welcher der Student eine treuere Anhänglichkeit bewahrt als gerade Tübingen. Er weiß nämlich, daß er nicht verschwindet in ihrer großen Bevölkerung, daß er jedesmal zum mindesten der achte Bewohner von Tübingen ist. Und dieses für ihn so günstige Verhältnis weiß auch der Tübinger Bürger wohl zu würdigen. Freilich dürften die Gründe dieser Anerkennung zunächst ziemlich egoistischer Natur sein, da der Student dem Tübinger Philister die beste, ja fast einzige Einnahmequelle ist. Und wenn man bedenkt, daß Wohnungen, Bier, Wein, Bücher, Seidel, Elfenbein- und Meerschaumwaren, Schläger und chirurgische Instrumente die gangbarsten Artikel in Tübingen sind, dann begreift man, wie gerechtfertigt das Angstgeschrei der Bürgerschaft war, als man früher einmal die Universität nach der Landeshauptstadt verlegen wollte. Aber es ist auch ein natürlicher Trieb der Hochachtung des Tübinger Philisters dem Studenten gegenüber nicht der geringste Grund, weshalb dieser sich dort heimisch fühlt.

Natürlich trägt auch die prachtvolle, erinnerungsreiche Landschaft dazu bei, das Interesse des Studenten für Tübingen zu wecken und zu fesseln. Nicht zum wenigsten das alte Schloß.

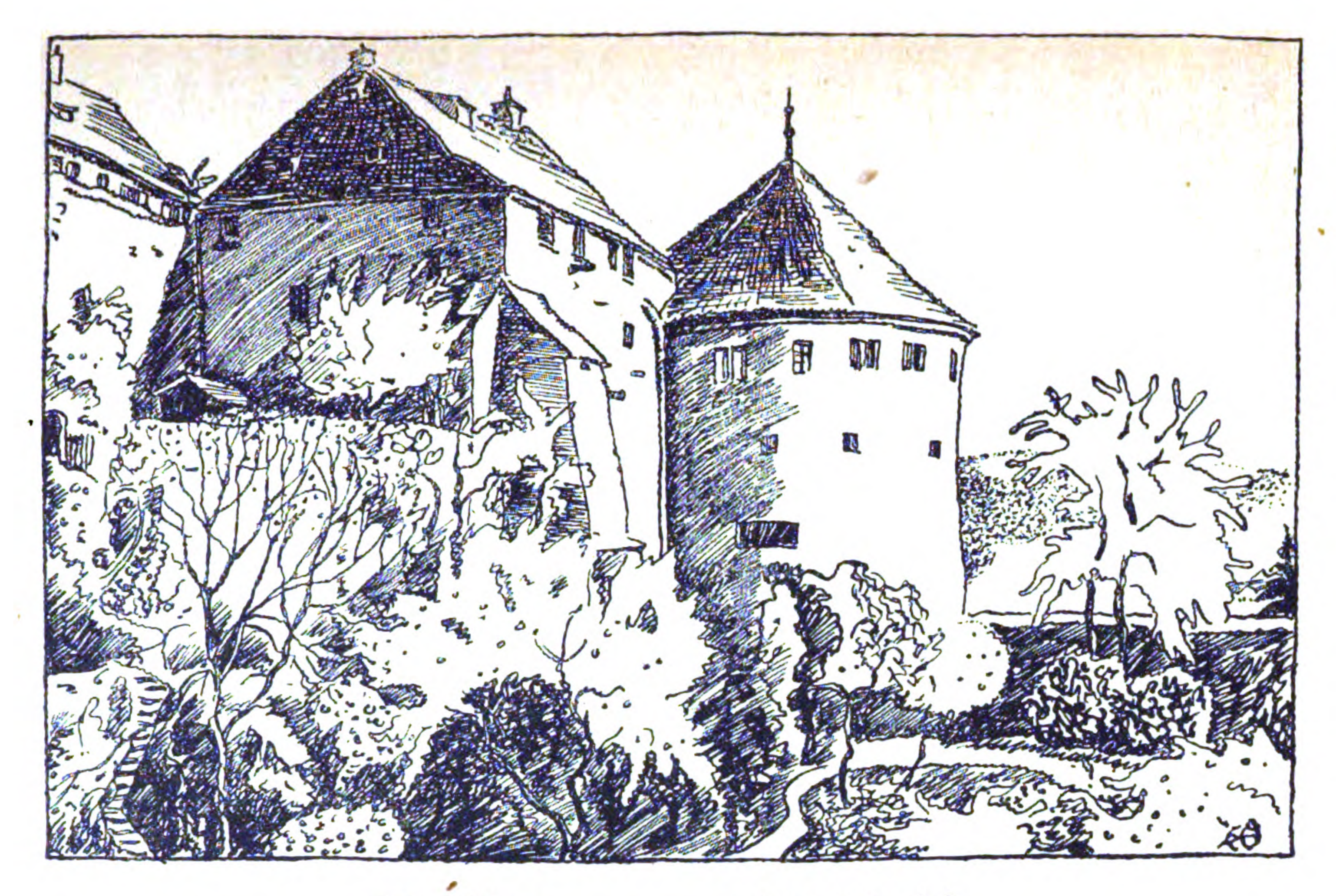
Beim Rathaus führt die enge, steile Burgsteige hinauf zu dem die Stadt beherrschenden Hohen-Tübingen. Das Schloß, einst die stärkste


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Tübingen (Schloß)

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Festung Württembergs, war sechs Jahrhunderte lang (1078—1693) der Schauplatz vieler Belagerungen und der Zankapfel mancher Fürstengeschlechter, die sie abwechslungsweise inne hatten. Manche Heere mußten dem tapferen Widerstande der Burg weichen; auch die aufständischen Bauern, genannt „der arme Konrad", zerschellten ihre harten Köpfe an den noch härteren Mauern. Schlimmer erging es der Burg im Dreißigjährigen Kriege: sie mußte sich dem Herzog von Lothringen ergeben. In den Franzosenkriegen entging sie mit knapper Not der völligen Schleifung durch Melac, den Mordbrenner Ludwigs XIV., der die Pfalz verwüstet und das herrliche Heidelberger Schloß zerstört hatte.

Ein Burggraben trennt das Schloß von der Stadt; eine steinerne, auf schöngeschwungenem Bogen stehende Brücke führt zu dem merkwürdigen ersten Schloßtor mit schöner Renaissancefassade. Das zweite Schloßtor ist weniger symmetrisch, aber ebenfalls in Renaissance gehalten. Das Schloß selbst bildet ein ziemlich regelmäßiges Viereck, nach Nord und Süd durch hohe Mauern gestützt. Der Rittersaal und andere Räume beherbergten lange die Universitätsbibliothek, bis für diese ein Neubau aufgeführt wurde.

Im hochgewölbten Keller unter dem alten Rittersaal liegt das Tübinger Faß, das schon von Fischart besungene große „Tübinger Buch". Das Ungetüm ist 8 m lang, 5 m hoch und faßt 84 000 Liter. Herzog Ulrich von Württemberg hatte es aus Freude über den guten und reichlichen 1556er Wein aus 90 Eichenstämmen anfertigen lassen. Es ist aber schon lange leer und wurmstichig. Wer das Schaurige liebt, mag sich auch die Rittergefängnisse, die Folterkammer, das Burgverlies u. dgl. zeigen lassen. Freundlicher ist es draußen auf dem „Schänzle", wo man eine herrliche Aussicht auf die Stadt, das Ammer-, Neckar- und Steinlachtal und die Kette der Schwäbischen Alb mit ihren Burgen und Ruinen, namentlich dem weit hervorragenden Hohenzollern, genießt.

Hier oben empfinden wir, mit welch zauberischer Anmut Geschichte, Poesie und Natur das Land, das wir vor uns sehen, umwoben haben. Da liegen sie vor uns, die bekannten Gipfel der Rauhen Alb, vom Zoller bis zum Staufen, unter ihnen die stolze Achalm, der glänzende Neufen, die kühne Teck. Da sehen wir die alte Reichsstadt Reutlingen und bei ihr die schroffen Felsen, die das reizende Tal des Lichtensteins unseren Blicken entziehen. Und „droben stehet die Kapelle", die vielbesungene Wurmlinger, und drunten steht Uhlands bescheidenes Haus. In der Ferne die Höhen des Schwarzwaldes, die weiten Flächen des

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

dunkeln Schönbuchs, um uns ein Garten voll Reben, Hopfen und Obst, unter uns die verwirrende Giebelmasse der Stadt und der in sanften Krümmungen sich windende Neckar. Wer sollte hier nicht mit Lust verweilen, wenn er auch schon längst von Tübingen Abschied nehmen mußte? Daher denn auch ein so inniges und wahrhaft ideales studentisches Leben hier pulsiert, wie es die Freude an einer an geschichtlichen Erinnerungen und landschaftlichen Schönheiten so überreichen Natur allein zuwege bringen kann; daher jenes maßvolle Verhältnis zwischen Studium und Erholung, nach dem der Student sein Tun hier bemessen kann.

Kehren wir über die Neckarbrücke, auf der das Denkmal des Grafen Eberhard im Bart steht, in die untere Stadt zurück. Am Neckar steht noch heute das Haus, in dem Hölderlin in sanftem Wahnsinn lebte. Er war gerade ein Jahr in der Klinik gewesen, dann brachte man ihn zu dem wohlhabenden und gebildeten Tischlermeister Zimmer in ein Haus am linken Ufer des Neckars, hineingebaut in den ehemaligen Zwinger der Stadt. Im ersten Stock war ein hübsches Erkerzimmer für den Kranken hergerichtet, der von seinem Fenster aus auf den Fluß mit seinen lieblichen Wiesen und Uferweiden hinabsehen konnte und darüber hinaus in das prächtige Steinlachtal und auf die im Sonnenschein weiß erglänzende Kette der Alb. Noch 36 Jahre verbrachte der unglückliche Dichter in diesem Hause, bis der Tod ihn erlöste. Im Botanischen Garten in Tübingen wurde ihm 1881 ein schönes Denkmal errichtet. Unter den alten Baumkronen erhebt sich auf grauem Sockel das weiße Marmorbild des Genius des Ruhmes, das sterngekrönte Haupt zum Äther gehoben, die Linke auf einen Säulenstumpf gestützt, während die Rechte in freier, schöner Bewegung dem Grabe des Dichters, das unweit von dem Denkmal gelegen ist, einen Lorbeerkranz zustreckt. Außer Hölderlin und Uhland ruhen auf dem Tübinger Friedhof eine Menge bekannter Männer: Friedrich Silcher, die Dichter Hermann Kurz, Karl Mayer und Paul Pfizer, auch die Erzählerin Ottilie Wildermuth, ferner von bedeutenden Gelehrten: der Ästhetiker R. Köstlin, der Jurist Chr. Bernhard Köstlin, der Botaniker Mohl, der Orientalist R. Roth, der Mediziner Felix



Hölderlin.

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

v. Niemeyer, der Anatom Henke, der Historiker Bernhard Kugler, der Geologe Quenstedt, der Kanzler Rümelin usw.

In den hübschen Anlagen am Neckar, wo es natürlich nicht an einer Seufzerallee, Liebeshain genannt, fehlt, steht eine Büste der liebenswürdigen Schriftstellerin Ottilie Wildermuth.

Anmutig ist die Umgebung von Tübingen, reich an mannigfachen schönen Landschaften, von denen nur Bebenhausen mit seinem früheren Kloster, dem jetzigen Aufenthalt des früheren Königs von Württemberg, erwähnt sei.

Eduard Paulus, ein Kunsthistoriker und Dichter, hat in einer schönen Schrift nachgewiesen, wie Uhland in Tübingen und der weiteren Umgebung dichterisch angeregt wurde. Er hat damit gleichsam einen poetischen Führer durch die Gegend geschrieben. Er selbst hat auch Tübingen einige schöne Verse gewidmet:

Hier hat sich abgespielt ein Dichterleben,
Das war so lauter wie der Sonnenschein
Und wie die Lüfte, die so frisch und rein
Die alte frohe Musenstadt umschweben.
Gebietend schaut sie aus dem Grün der Reben
Mit ihrer Pfalz ins Neckartal hinein,
Im Hintergrund aus grauem Kalkgestein
Das Albgebirg', von Buchenwald umgeben.
So oft der Frühling kommt ins deutsche Land,
Daß auch die „fernsten, tiefsten Täler" blühen,
Und über der Gebirge Felsenrand
Den „Alpen gleich" die Abendwolken glühen,
Erwachen auch in aller Herzen wieder,
O Ludwig Uhland, deine süßen Lieder.

Aus: Die Lese. Stuttgart, 1920.

Die Tübinger Schloßlinde.

Von Gustav Schwab.

1.

Und wie wollt' ich dein vergessen,
Du getreue Musenstadt,
Die mein ganzes Herz besessen
Und mich wohl gepfleget hat.
Von dir singen, von dir sagen
Könnt' ich gar viel Leid und Freud',
Doch nicht ist's aus fernen Tagen,
Ach! mir ist, als wär's erst heut!


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber heute gib' mir Kunde
Tief aus deiner alten Zeit,
Als dich von dem schwäb'schen
Bunde
Ulrich, unser Herr, befreit.

Zwar er kam in schwerem Zorne,
Schlug dir ein dein zagend Schloß,
Daß die Sträucher und die Dorne
Standen auf den Trümmern bloß.

Doch er hat es neu erbauet,
Stark und fürstlich es erhöht;
Blickt, ihr Enkel, auf, und schauet,
Wie es noch so stattlich steht!

Stolz auf seinem schlanken Renner
Ritt der Herzog mitten ein,
Hoher Rat der weisen Männer
Zog gemächlich hinterdrein.

Aus den Zellen, aus den Schenken,
Dicht in Mantel und in Bart,
Sah man Hut und Degen schwenken
Den Studenten alter Art.

Vor den Toren vom Barette
Wirft der Fürst ein Lindenreis:
„Wachs' und blüh' an dieser Stätte
Als ein Bäumlein grün und weiß!"

Keiner wagt es, drauf zu treten,
Frommer Boden hüllt es ein,
Unter Jubeln und Gebeten
Geht der Zug zur Burg hinein.

2.

Als sie fünfzehn Jahr gestanden,
Sah'n schon alle Steine grau,
Vieles hatten überstanden
Fürst zumal und Fürstenbau.

Denn das span'sche Kriegsgewitter
War gezogen durch das Land,
Doch am Tor die steinern' Ritter
Hielten unbezwung'nen Stand.

Und die Linde vor den Toren
Rauschte freudiglich darein,
Als von Fürstenhand erkoren
Freie Wächterin zu sein.

Rauscht' und blühte fünfzehn Jahre,
Bis ein Winter wieder kam,
Der den Herzog auf der Bahre
Von dem treuen Schlosse nahm.

Mit der welken Blätter Zittern
Flüsterte sein Baum darein,
Und das edle Paar von Rittern
Jetzo schien es erst von Stein.

Lehrer viel und Schüler wallen
Durch die Straßen schleichend bang,
Aus den Sälen, aus den Hallen
Tönt ein frommer Sterbgesang.

Doch die graue Landesfeste
Zeuget noch von ihrem Herrn,
Hätten gleich die fremden Gäste
Sie zerstöret gar zu gern [1]).

Und der Baum, der blüht noch
immer,
Seit manch hundert Sommern gut,
Ziert mit grüner Zweige Schimmer
Manchen freien Musenhut.

Horch, sie rauscht im Abendwinde,
Wandle, Herzog, durch dein Schloß,
Komm' und pflück' von deiner Linde
Einen frischen Blütensproß!

[1]) Die Franzosen im Jahre 1688.

Tübinger Burschenlied.

Von Justinus Kerner.

O Tübingen! Du teure Stadt!
Bin deiner Weisheit voll und satt!
Ade! ihr alten Mauern!
Aus ist es mit dem Trauern!

Und aus wohl mit dem blanken Geld,
Doch in der weiten, freien Welt
Lebt stets der Bursche munter.
Juchhei! Ins Tal hinunter!

Der Neckar rauscht, die Sonn' nicht steht,
Der Wind von Wolk' zu Wolke weht
Und Storch und Reiher fliegen,
Juchhei! in langen Zügen.

O Erde! wie bist neu du mir!
O Herz! wie regt es sich in dir
Mit Jauchzen und mit Singen,
Daß möcht' die Brust zerspringen.

Fahr aus, du Staub, der in mich kam,
Schulweisheit und der Bücherkram,
In alle Winde fliehe,
Daß die Natur einziehe!

Herz! öffne dich nur weit, nur weit,
Sieh, all die grüne Herrlichkeit
Muß in dir Raum jetzt finden.
Ade! ihr Herrn dahinten.

Die Kapelle[1].

Von Ludwig Uhland.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Tal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Tal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal!

Ludwig Uhland.

Von Emanuel Geibel.

Wohl Größ're preist man unser eigen,
Um deren Stirnen ewig grün
Im Kranz gewebt aus Eichenzweigen
Die Lorbeern der Hellenen blühn;

---

[1]) Gemeint ist die Wurmlinger Kapelle, die auch von Lenau, Gustav Schwab, Albert Knapp und anderen Dichtern besungen worden ist.

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Doch keiner sang in unsrer Mitte,
Der, so wie er, unwandelbar
Ein Spiegel vaterländ'scher Sitte,
Ein Herold deutscher Ehren war.

Drum, wenn wir seinen Weisen lauschen,
Umweht es uns wie Heimatluft,
Wir hören deutsches Waldesrauschen,
Wir atmen deutschen Maienduft.
Die Herrlichkeit verscholl'ner Tage
Steigt mondbeglänzt vor uns herauf,
Uns geht beim Waldhornruf der Sage
Das Herz in süßem Schauder auf.

Und wenn mit männlich ernstem Fodern
Sein Lied nach Freiheit ruft und Recht,
Auch das ist deutschen Geistes Lodern,
Beharrlich, prunklos, stark und echt.
Es lehrt uns — was das Schicksal sende —
Dem Weltlauf fest ins Auge schaun;
Es lehrt uns, treu sein bis ans Ende
Und auf der Zukunft Sterne trau'n.

Wie ich wurde.

Von Isolde Kurz.

Eine Zeit, wo ich nicht dichtete, hat es nicht für mich gegeben. Sobald ich meiner selbst bewußt wurde, summte und flatterte es von Rhythmen und Reimen um mich her; für nichts hatte ich so scharfe Ohren wie für diese Klänge. Einen Sinn verband ich mit den wahrhaft „dionysischen" Hymnen, die ich im Garten auf- und abstürmend vor mich hinsang, natürlich nicht, es war nur ein Lallen von sangbaren Worten, in denen sich der innere Drang entlud. Erst im achten oder neunten Jahr mischte sich ein Zug objektiver Darstellung darein, und ich verfaßte nun ein Gedicht über Alexander den Großen, das zwar sehr ernsthaft gemeint, aber in seiner Trockenheit von unwiderstehlicher Komik war, denn ich hatte ihm ein Übungsstück aus der lateinischen Grammatik, dem „Middendorf", fast wörtlich zugrunde gelegt. Kaum hatte ich es mit heiligem Eifer zu Papier gebracht, so war es mir auch schon von den Brüdern entrissen und ging im Hause von Hand zu Hand, natürlich


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unter Salven von Gelächter. Es wurde auswendig gelernt und mir bei jeder Gelegenheit erbarmungslos ins Gesicht gesungen und rezitiert. Und ich lachte selber mit, teils um nicht doppelt die Gefoppte zu sein, teils weil ich die unfreiwillige Komik meines Erzeugnisses wirklich verstanden hatte. Aber heimlich litt ich große Not, die unglücklichen Verse wurden zu Erinnyen, vor deren plötzlichem Auftauchen ich noch zitterte, als ich schon ein großes Mädchen war. Indessen ließ ich mich nicht abschrecken, sondern nahm einen höheren Flug und dichtete im Tone Schillerscher Balladen weiter, denn jetzt begann Gelesenes auf mich einzuwirken. Ich hatte unendliche Zeit, da ich nicht zur Schule geschickt wurde, auch keinerlei regelrechten Privatunterricht genoß. Meiner ungewöhnlichen Frühreife und schnellen Fassungskraft wegen — ich konnte schon im dritten Jahre lesen, schreiben und Uhlandsche Gedichte auswendig hersagen — und vielleicht auch ein wenig, weil ich doch nur ein Mädchen war, hielten die Eltern bei mir das Lernen für überflüssig, und seitdem die Brüder in die Schule gingen, wodurch der häusliche Unterricht wegfiel, blieb ich ganz den Händen der Mutter Natur und meiner Phantasie überlassen. Das bißchen lateinische Grammatik, das mir die Mutter am Morgen während des Haarkämmens beibrachte, bildete meinen einzigen festen Untergrund. Doch hatte ich zum Glück einen natürlichen Sprachinstinkt, so daß die leisesten Fingerzeige genügten, und daß mir auch später von den fremden Sprachen, die ich nur durch das Ohr lernte, der grammatische Bau sofort völlig durchsichtig war. Mit Ausnahme dieser morgendlichen Kämm- und Übungsstunde, die sich meiner langen, unbändigen Haare wegen immer länger hinzog, als mir lieb war, lief ich völlig frei wie ein Füllen auf der Weide. Meine Weide aber war, außer den grünen Wiesen hinterm Hause, des Vaters Bücherzimmer, wo ich halbe Tage verkrochen saß, um im wirren Durcheinander alles zu verschlingen, was ich von den Regalen langen konnte; meine größte Leidenschaft war die Mythologie, besonders die griechische und die nordische. Der massenhafte Stoff, der sich in meinem Hirn anhäufte, machte sich dann wieder in heimlichen Produktionen Luft. Zwischen dem zehnten und zwölften Jahre unterhielt ich eine sehr rege Fabrik von Dramen, die zumeist unter dem Zeichen Voltaires standen, mit dem die Mutter mich früh bekannt machte. Die Stoffe hatte ich dem Plutarch und Herodot entnommen, die Blankverse, in denen ich die Stücke schrieb, gingen natürlich auf hohen Stelzen. Nur einmal verließ ich den klassischen Boden, um in Eile das vaterländische Drama zu schaffen, das, wie es hieß, dem deutschen Volk noch immer


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mangelte. Ich wählte meinen Helden in der Geschichte von Württemberg, den schrecklichen Herzog Ulrich, der seinen Mundschenk Hans von Hutten wegen einer Liebesintrige bei der Jagd im Schönbuch eigenhändig an einem Eichbaum aufknüpfte. Ich machte eifrig historische Studien und schrieb mein Stück diesmal in Prosa, auch legte ich die Stelzen ganz ab, um recht kräftig und eindringlich zu sein. Am Schluß mußte Ulrich von Hutten auftreten, um dem Tyrannen in einer lateinischen Schmährede das Weltgericht anzukündigen. Das Opus fand, vermutlich seiner kräftigen Sprache wegen, einen über alles Erhoffen freudigen Anklang in dem jüngeren Familienkreise, und unter den Geschwistern wurde einstimmig beschlossen, es alsbald aufzuführen. Die Szenerie bot keine Schwierigkeit, denn wir hatten noch vom Weihnachtsfeste her den Tannenbaum, der den Schönbucher Wald darstellen mußte, zum Überfluß wurde auf die Hinterwand eines Kleiderschrankes mit grüner Farbe ein Eichbaum gemalt. Die Rollen waren verteilt und auswendig gelernt, die des gehängten Ritters war der Verfasserin selber zugefallen, zu Proben aber hatte man leider keine Zeit gehabt, weil der Tannenbaum schon seine Nadeln abzuwerfen begann. Es mußte also unverweilt zur Aufführung geschritten werden. Schon saß das Publikum, bestehend aus Eltern und Dienstboten, auf seinen Sitzen, der Vorhang sollte eben — nicht aufgezogen, sondern zur Seite geschoben werden, als ein schlimmer Zwischenfall das Stück zu Falle brachte, noch ehe es die Lampen gesehen hatte. Der erste Schauspieler, der die Titelrolle hatte, erklärte mir nämlich kategorisch, daß er unter keinen Umständen sich zu dem in der Rolle vorgeschriebenen Fußfall hergeben werde, und daß ich entweder die betreffende Szene noch in aller Eile abändern oder auf die ganze Aufführung verzichten müsse. Da ich nun an den Eingebungen des Genius nicht rütteln lassen wollte und jener Fußfall des Herzogs vor seinem Vasallen überdies historisch war, so glaubte ich, keinesfalls nachgeben zu dürfen, und es entspann sich ein leidenschaftlicher Streit unter den Mitspielern, der schnell in Tätlichkeiten und allgemeines Geheul ausartete. Das Familienoberhaupt mußte einschreiten, um den Frieden wiederherzustellen, und das vaterländische Drama wurde unter den heißen Tränen der elfjährigen Verfasserin auf immer begraben.

Nach dieser Katastrophe verlor ich die Lust an den dramatischen Lorbeern und wandte mich mehr und mehr der lyrischen Muse zu, die mir aber seltsamerweise nur zur Nachtzeit erscheinen wollte. Nie werde ich die Seligkeit ihrer nächtlichen Eingebungen vergessen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entzückte Herzklopfen, bis alles vorüber war, und auch der letzte widerstrebende Reim sich eingefügt hatte. Ich wagte kaum einzuschlafen, aus Furcht, der Schatz verschwinde über Nacht. Und die innige Befriedigung, wenn er am Morgen noch da war! In der Nacht aufzustehen und ihn dingfest zu machen, war nicht möglich, weil ich mich sonst verraten hätte. Die Gedichte erschienen mir als das Heimlichste und Eigenste, was ich besaß; wenn eine fremde Hand sie berührte, wurden sie mir entwertet und entweiht. Und ich hatte mich jetzt doppelt zu hüten. Seit die Verse besser wurden, drohte mir die Indiskretion geschmeichelter Elternliebe, die mir ebensoviel Pein verursachte wie der Hohn der Brüder. Endlich mochte ich gar nichts mehr niederschreiben, und die Folge war merkwürdigerweise, daß der Strom versiegte. Als ich heranwuchs, verstummte ich ganz. Die Stimme, die mich so oft des Nachts entzückt hatte, ließ sich jahrelang nicht mehr hören. Ich bedauerte es nicht, ich verschloß sogar absichtlich die Ohren gegen sie. Ein unwiderleglicher Instinkt sagte mir, daß diese Gabe mich von den Menschen trennte, mich einsam in ein Traumreich bannte. Mich aber zog es mit allen Fasern ins Leben. Doch der freiwillige Verzicht nützte mir nicht das geringste, ich blieb dennoch in meinen Zauberkreis eingeschlossen. Poesie läßt sich nicht ablegen wie ein Kleid. Sie besteht ja nicht in der bewußten Tätigkeit, sondern in der angeborenen, unwandelbaren, durch nichts zu erwerbenden, durch nichts zu verscherzenden Stellung zu allen sichtbaren und unsichtbaren Dingen. Und so begrüßte ich es endlich doch als ein hohes Glück, als mir um die Wende des zwanzigsten Jahres die verloren geglaubte Gabe zurückkam, die mich von da an niemals wieder verlassen hat. Nur daß die lyrischen Eingebungen fortan an Perioden gebunden blieben, denen irgendein stärkerer Anstoß vorausgehen muß. Alsdann steigt alles, was lange Zeit in der Tiefe geschlummert hat, gleichviel was sein Gegenstand sei, zusammen an die Oberfläche.

Aus: Im Spiegel. Literarisches Echo. 4. Jahrg., Heft 15.

Bilder aus Bebenhausen.

Von Eduard Mörike.

1. Kunst und Natur.

Heute dein einsames Tal durchstreifend, o trautestes Kloster,
 Fand ich im Walde zunächst jenen verödeten Grund,
Dem du die mächtigen Quader verdankst und was dir zum Schmucke
 Deines gegliederten Turms alles der Meister verliehn.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ganz ein Gebilde des fühlenden Geistes, verleugnest du dennoch
Nimmer den Mutterschoß drüben am felsigen Hang:
Spielend ahmst du den schlanken Kristall und die rankende Pflanze
Nach und so manches Getier, das in den Klüften sich birgt.



Bebenhausen (Schreibturm).

2. Brunnenkapelle am Kreuzgang.

Hier einst sah man die Scheiben gemalt, und Fenster an Fenster
Strahlte der dämmernde Raum, welcher ein Brünnlein umschloß,
Daß auf der tauenden Fläche die farbigen Lichter sich wiegten,
Zauberisch, wenn du wie heut', herbstliche Sonne, geglänzt.
Jetzo schattest du nur gleichgültig das steinerne Schmuckwerk
Ab am Boden, und längst füllt sich die Schale nicht mehr.
Aber du zeigst mir tröstlich im Garten ein blühendes Leben,
Das dein wonniger Strahl locket aus Moder und Schutt.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3. Kapitelsaal.

Wieder und wieder bestaun' ich die Pracht der romanischen Halle,
Herrliche Bogen, auf kurzstämmige Säulen gestellt.
Rauh von Korn ist der Stein, doch nahm er willig die Zierde
Auch zu der Großheit auf, welche die Massen beseelt.
Nur ein düsteres Halblicht sendet der Tag durch die schmalen
Fenster herein und streift dort ein vergessenes Grab:
Rudolf dem Stifter [1]) und ihr, Mechthildis, der frommen, vergönnte
Dankbar das Kloster, im Port seiner Geweihten zu ruhn.

4. Sommerrefektorium.

Sommerlich hell empfängt dich ein Saal: man glaubt sich in einem
Dom, doch ein heiterer Geist spricht im Erhabnen dich an.
Ha, wie entzückt auffsteiget das Aug' im Flug mit den schlanken
Pfeilern! Der Palme vergleicht fast sich ihr luftiger Bau.
Denn vielstrahlig umher aus dem Büschel verlaufen die Rippen
Oben und knüpfen, geschweift, jenes unendliche Netz,
Dessen Felder phantastisch mit grünenden Ranken der Maler
Leicht ausfüllte: da lebt, was nur im Walde sich nährt,
Frei in der Luft ein springender Eber, der Hirsch und das Eichhorn;
Habicht und Kauz und Fasan schaukeln sich auf dem Gezweig.
Wenn, von der Jagd herkommend, als Gast hier speiste der Pfalzgraf,
Sah er beim Becher mit Lust über sich sein Paradies.

5. Gang zwischen den Schlafzellen.

Hundertfach wechseln die Formen des zierlich gemodelten Estrichs
Auf dem Flur des Dorments, rötlich in Würfel gebrannt:
Rebengewinde mit grüner Glasur und bläulichen Trauben,
Täubchen dabei, paarweis, rings in die Ecken verteilt;
Auch dein gotisches Blatt, Chelidonium, dessen lebendig
Wucherndes Muster noch heut' draußen die Pfeiler begrünt;
Auch, in heraldischer Zeichnung, erscheint vielfältig die Lilie,
Blume der Jungfrau, weiß schimmernd auf rötlichem Grund.
Alles mit Sinn und Geschmack, zur Bewunderung! Aber auch alles
Fast in Trümmern, und nur seufzend verließ ich den Ort.

---

[1]) Pfalzgraf Rudolf von Tübingen, gestorben 1219.


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Bebenhausen.

6. Am Kirnberg.

Hinter dem Bandhaus [1]) langhin dehnt sich die Wiese nach Mittag
Längs dem hügligen Saum dieser bewaldeten Höhn,
Bis querüber ein mächtiger Damm sich wirft, wie mit grünem
Sammet gedeckt: ehdem faßte das Becken den See,
Welcher die Schwelle noch netzte des Pförtleins dort in der Mauer,
Wo am eisernen Ring spielte der wartende Kahn.
Sah ich doch jüngst in der Kirche das Heiligenbild mit dem Kloster
Hinten im Grund: tiefblau spiegelt der Weiher es ab;
Und auf dem Schifflein fahren in Ruh' zwei Zisterzienser,
Weiß die Gewänder und schwarz, Angel und Reuse zur Hand.
Als wie ein Schattenspiel, so hell von Farben, so kindlich,
Lachte die Landschaft mich gleich und die Gruppe mich an.

7. Nachmittags.

Drei Uhr schlägt es im Kloster. Wie klar durch die schwülige Stille
Gleitet herüber zum Waldrande mit Beben der Schall,
Wo er lieblich zerfließt, in der Biene Gesumm sich mischend,
Das mich Ruhenden hier unter den Tannen umgibt!

8. Verzicht.

Bleistift nahmen wir mit und Zeichenpapier und das Reißbrett:
Aber wie schön ist der Tag! und wir verdürben ihn so?

[1]) Küferei und Speicher.



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beinah dächt' ich, wir ließen es gar, wir schauen und genießen!
  Wenig verliert ihr, und nichts wahrlich verlieret die Kunst.
Hätt' ich auch endlich mein Blatt vom Gasthaus an und der Kirche
  Bis zur Mühle herab fertig gekritzelt: was ist's?
Hinter den licht durchbrochenen Turm, wer malt mir dies süße,
  Schimmernde Blau und wer rundum das warme Gebirg? —
Nein, wo ich künftig auch sei, fürwahr mit geschlossenen Augen
  Seh ich das Ganze vor mir, wie es kein Bildchen uns gibt.

Aus den Gedichten. 1864. (Gekürzt.)

Der Neckar.

Von Friedrich Hölderlin.

In deinen Tälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,
  Und all der holden Hügel, die dich,
    Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.

Auf ihren Gipfeln löste des Himmels Luft
Mir oft der Knechtschaft Schmerzen; und aus dem Tal,
  Wie Leben aus dem Freudebecher,
    Glänzte die bläuliche Silberwelle.

Der Berge Quellen eilten hinab zu dir,
Mit ihnen auch mein Herz, und du nahmst uns mit
  Zum stillerhab'nen Rhein, zu seinen
    Städten hinunter und lust'gen Inseln. —

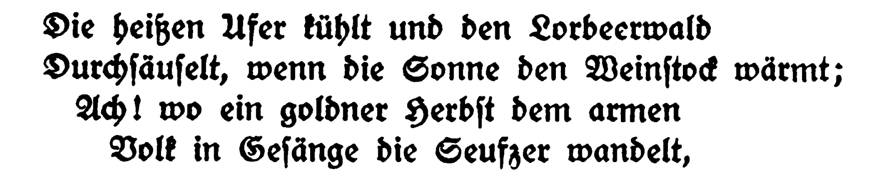
Noch dünkt die Welt mir schön, und das Aug' entflieht,
Verlangend nach den Reizen der Erde, mir
  Zum goldenen Paktol, zu Smyrnas
    Ufer, zu Ilions Wald. Auch möcht' ich

Bei Sunium oft landen, den stummen Pfad
Nach deinen Säulen fragen, Olympion!
  Noch eh' der Sturmwind und das Alter
    Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Gottesbilder auch dich begräbt;
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
  Die nicht mehr ist. Und o ihr schönen
    Inseln Joniens! wo die Meerluft

Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



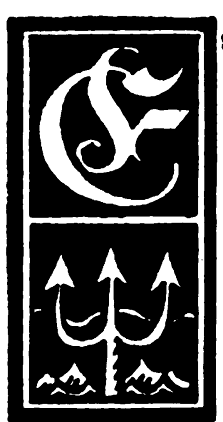
Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald
Durchsäuselt, wenn die Sonne den Weinstock wärmt;
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gesänge die Seufzer wandelt,

Wenn sein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt, und der Mastixbaum
Von Harze träuft, und Pauk' und Zimbel
Zum labyrinthischen Tanze klingen.

Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch,
Mein Schutzgott einst; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Neckar nicht mit seinen
Lieblichen Weisen und Uferweiden.

Auf der Wanderschaft durchs Neckarland.

Von Karl Siber.



Es ist ein köstlich Ding für einen jungen Menschen, mit einem Bündel, das nicht schwerer wiegt als seine Sorgen, zur Sommerzeit den Neckar hinunterzuwandern. Allerhand Käuze trifft er auf seinem Wege. Solche, die mit dem lieben Gott auf einem besonders vertrauten Fuße leben und ihm pfiffigerweise immer wieder einen Schafftag abzustehlen wissen, bis sie, des Reisens müde, an ihre Werkbank zurückkehren. Und solche, die ganz und gar vom rechten Weg abgekommen sind und immer erleichtert aufatmen, wenn sie den Landjäger im Rücken wissen. — O Neckar, du vielgeliebter, wunderschöner Neckar du! Kein Jüngferlein hat so runde Ellbogen und so sanfte Kniescheiben wie du! Du plätscherst und fließest ohn' Rast und Ruh' an Wäldern und Städten und Dörflein vorbei, an sonnigen Rebhügeln und maigrünen Wiesen. Manchmal springst du in ewigjunger Lust mit jauchzendem „Hopsa!" ein Wehr hinunter, oder du fließest in königlicher Ruhe durch ein traumstilles Tal, treibst Mühlräder oder trägst, wie ein Vater seine Kindlein, voll heiterer Gelassenheit ein Schifflein auf deinem Rücken. Und so wie ein Vater lässest du dich von deinen Schwabenkindern fast bis aufs letzte Tröpflein ausnützen und tust deine Arbeit in alle Ewigkeit. Darum ist auch unsere Liebe zu dir von Uranfang an und wird kein Ende haben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir bringen sie mit auf die Welt; sie wurzelte bei unseren Urahnen ebenso tief, wie sie einmal in unsern Kindskindern stecken wird.

Und Balduin wanderte diesen wunderschönen, vielgeliebten Neckar hinunter. Führte ihn einmal sein Weg vom Wasser ab, dann wurde sein Herz traurig und er schaute sehnsüchtig nach jenem Silberblinken aus, das wie das Willkommentüchlein der Liebsten winken und die Seele froh und hell machen konnte. Zweimal hatte er schon Rast gemacht, aber jedesmal zwang es ihn weiter — den Neckar abwärts.

— —

Es war an einem Sonntagmorgen, als Balduin in eine Stadt mit etwa „40 000 Seelen", wie im Städte- und Ortsverzeichnis geschrieben steht, wieder gehobenen Mutes einzog. Mitten durch sie floß der Neckar, und das war ganz nach Balduins Wunsch. Hier wollte er bleiben, wenn's möglich war. Er stand an einem Brückengeländer und sah von oben einer Anzahl badender Buben zu. Sie plantschten in ausgelassener Fröhlichkeit im Wasser herum, spritzten sich neckend und füllten die Luft mit ihrem hellen Geschrei. Vor dem Badehäuschen saß der Badewächter mit sonnverbrannten Armen und ebensolchem Gesicht und strickte Netze. Manchmal ließ er einen Warnungsruf hören, wenn ein junger Wagehals gar zu weit hinausschwamm. Er war bei den Knaben eine gewaltige Autorität, deren Geheiß sofort ohne weiteres Folge geleistet wurde. Junge Mädchen und Burschen ruderten ihre Nachen um die Badenden herum und ließen sich in seligem Genießen den Fluß hinabtreiben. Die Mädchen hatten die Hände in den Schoß gelegt und träumelten still vor sich. Ihre jungen Seelen waren voll Wunsch und tiefer Sehnsucht, und ihre Augen glänzten wie feuchte Rosenknospen. Weiße Tauben glänzten silbern auf im Flug durch den heiteren Sonnenschein. Festtäglich gekleidete Menschen passierten gemächlichen Ganges die Brücke. Wenn ein Gefährt vorüberrasselte, dann schwang die Brücke ganz sacht mit, und Balduin empfand dieses Schwingen als einen feinen, vergnüglichen Kitzel. Er lächelte stille vor sich hin: so frei und wohl war ihm heute, wie seit langem nicht mehr! —

Nun huben vom Stadtinnern her die Glocken an zu singen und die Leute in die Kirche zu rufen. „Jetzt geht die Mutter mit dem Vater zur Kirche," dachte Balduin, und er war mit all seinen Gedanken wieder zu Hause. Er sah die Hauptstraße des Städtleins vor sich, die Bürger und Bauern, wie sie mit dem Gesangbuch zur Kirche wallten. Er sah den greisen Pfarrer Tailfinger auf der Kanzel stehen und mit seiner



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

singenden Stimme das Wort Gottes predigen. Unten saßen die Frauen mit andächtig lauschenden Mienen und oben die Männer, die in ihrer robusten Art des Pfarrers Worte weniger ernst nahmen und mit ihren Gedanken mehr denn einmal von der Predigt abirrten. Dann trat ihm ganz deutlich das jämmerliche Kruzifix vor Augen, das die Gemeinde schon lange durch ein repräsentableres ersetzen wollte. Aber es blieb seit Jahren bei diesem Wollen.

Was wohl die Mutter zu seinem heimlichen Fortgehen gesagt haben mochte? Und der Vater? Ob sich dessen Zorn wohl schon gelegt hatte? Später, wenn er etwas geworden war, wollte er nach Hause schreiben — oder vielleicht gar wieder heimkommen. Vorher aber nicht. Die Eltern sollten sehen, daß er kein schlechter Mensch, sondern nur der Begehrlichkeit eines unglückseligen Mädchens zum Opfer gefallen sei. —

Wieder fuhr ein Wagen über die Brücke und ließ Balduin aus seinem Sinnen aufschrecken. Er sah noch einmal, wie um einen Sack voll von dem frohen Bilde mitzunehmen, den Neckar hinunter und wandte sich dann dem Innern der Stadt zu. Da herrschte ein reg geschäftiges Treiben! Die „Elektrische" rasselte und klingelte durch die Straßen, Droschken ratterten über das Pflaster, ein Turnverein marschierte in gleichmäßigem Schritt die Hauptstraße herunter, der Bannerträger mit wehender Fahne voraus. Kinder lärmten auf den Straßen, und Touristen mit Rucksäcken wallten zu zweien oder in Gruppen durch die Stadt, den umliegenden Dörfern und Wäldern zu. — „Hier möcht' ich bleiben," dachte Balduin wieder und sah nach einem Wirtshaus aus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

O ihr zauberlieblichen, schwäbischen Landstraßen mit eurem sanften Auf und Ab, euren Windungen und lustigem Gradeaus! „Pratzeltvolle" Äpfel- und Birnbäume stehen verlockend am Wegrand, und die Buben gehen ihnen mit Steinen zu Leibe. Lange Gartenzäune mit mächtigen Zahnlücken wandern eine Strecke Weges mit; dann bleiben sie plötzlich stehen und sagen: „Bis hierher dürfen wir mit — nun müßt Ihr halt sehen, daß Ihr allein weiter kommt. Gehabt Euch wohl, Herr Nachbar." Und braune Felder und grüne Wiesen grüßen zu uns herüber, und uralte Schäfer stehen, auf ihre Schaufel gestützt, und gucken ein Loch in den Himmel. Und um sie blöken Schafe und rupfen mit ihren Sammetmäulern das zarteste Gras ab. Es ist ein gesegneter Frieden im Land, und der Wanderer singt und trillert mit der Lerche himmelweit oben ein Lied um die Wette und setzt einen lauten Juchzer

Digitized by Google · Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hintenan. — O Wanderlust! O selige Freiheit! Wie wunderwunderschön bist du! —

Balduin aber sah nichts von den tausend Wundern um und um. Er sah nicht, wie die fernen Berge im dunklen Blau zu ihm herüberwinkten und breit und bequem hingestreckt da lagen wie Leute, die ihr Schäfchen im Trockenen haben. Er hörte nicht, wie der Sommerwind durch die Baumkronen harfte und ihm eine feine Wandermusik aufspielte. Er ging fürbaß als einer, dem man all seine Baßgeigen vom Himmel geholt hatte. Über versonnte Wiesen und Äcker huschte manchmal der Schatten einer fliehenden Wolke, die es eilig hatte, heimzukommen. Bienen flogen wählerisch suchend über Goldlack und Marienblumen hin. Ein aufgeschreckter Hase jagte „springst nicht, so gilt's nicht" über das Feld, und ein junger Fuhrmann rasselte lustig auf der Landstraße jenem Dörflein zu, von wo ein weißer Kirchturm zwischen Buchen und jungen Birken neugierig den Hals herüberreckte.

Balduin sah und hörte nichts davon. Er trug den Schmerz seiner glücklosen Liebe durch dunkle Tannenwälder, in denen Kuckucke wichtig und mit hellem Rufe ihre Meinungen austauschten, und Spechte geschäftig einen Stamm hinaufklopften. Er sah und hörte nichts und stiefelte taub und blind auf einsamen Wegen dahin. Manchmal aber blieb er stehen und langte dahin, wo das Herz sitzen mußte — und stöhnte wie einer, dem die Welt ein arges Jammertal geworden ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie waren in ein Städtlein gekommen, das ganz im Grünen lag. Links stieg ein Tannenwald einen sanften Berg hinan und rechts lief ein geschäftiges Bächlein hinter den letzten Häusern vorbei. Gänse schnatterten über den Marktplatz; Kinder spielten in der Sonne, und ein junger Fuhrmann saß in blauem Kittel auf einem Leiterwagen und blies auf einem Lindenblatt ein schwäbisches Liedlein, das von einem ungetreuen Schatz handeln mußte, denn es war gar traurig anzuhören.

„Siehst du, das ist das Schwabenland," sagte der Frieder zu Balduin. „Diese schwermütige Fröhlichkeit von den Leuten. Das findest du bloß bei uns. Grad' als ob sie sagen wollten: ‚Ich bin so saumäßig lustig, daß ich am liebsten heulen möcht'.'"

„Ja, so ist's," gab Balduin zur Antwort. „Und vielleicht steckt grad' da der schönste Wert des Schwabenvolks drin, denn es entspringt der strengen, herben Ehrlichkeit, die unser ganzes Inwendiges ausfüllt.

Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Schwab' sein heißt: mit schwerem Blut durchs Leben gehen und sich manche Last aufhalsen, die andere sich niemals aufladen oder leicht wieder abschütteln. Denn der Schwab' sagt sich: das muß eben auch mitgenommen werden — und einer muß es ans Ziel tragen — also schleppt er sich damit."

„Ja," nickte der Frieder versonnen. „Wie eine Mutter — — so wie eine Mutter mit tausend ewigen Sorgen."

Unter diesen Betrachtungen waren sie vor den „Goldenen Löwen" gekommen. Die Steinstufen zur Wirtsstube schimmerten in der Sonne über den ganzen Marktplatz hin.

„Da machen wir Rast," sagte Balduin.

„Ja — — ich kann — nicht mehr — —," keuchte der Frieder und stützte sich schwerer auf den Genossen.

„Wart' nur, wir ruhen uns ein, zwei Tage aus, dann setzen wir uns auf die Eisenbahn. — In drei Tagen sind wir zu Haus."

„Zu Haus," sagte der Frieder leise nach, und sein hageres Gesicht leuchtete....

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aus: Die wunderlichen Schicksale des Balduin Lechleitner. Stuttgart 1919, Franckh.

Rückkehr in die Heimat (Nürtingen).

Von Friedrich Hölderlin.

Ihr milden Lüfte, Boten Italiens,
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom,
Ihr wogenden Gebirg', o all ihr
Sonnigen Gipfel, so seid ihr's wieder!

Du stiller Ort, in Träumen erschienst du fern
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnenden!
Und du, mein Haus, und ihr, Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

Wie lang ist's, o wie lange! Des Kindes Ruh'
Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und Glück,
Doch du, mein Vaterland, du heilig-
Duldendes, siehe, du bist geblieben!


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freu'n, erziehst du, teures! die Deinen auch
Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Busen dem Jünglinge
Die eigenmächtigen Wünsche besänftiget
Und stille vor dem Schicksal sind, dann
Gibt der Geläuterte dir sich selber.

Lebt wohl denn, Jugendtage, du Rosenpfad
Der Lieb', und all ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! und nimm und segne du mein
Leben, o Himmel der Heimat, wieder!

Eßlingen.

Von Wolff Durian.



Die Nebelschleier heben sich schwer aus dem Bett des Neckars und kriechen zwischen den Säulenschatten der Pyramidenpappeln und unter struppen Kopfweiden durch, auf die Stadt zu. Um diese Zeit hüllt sich die Pliensaubrücke mit ihren stolzen schweren Römerbogen in blauen Duft und fängt zu träumen an von alten Zeiten, während die Räder der Bauernfuhrwerke über ihren Rücken knarren und sich stauen vor der Schranke beim Gleisübergang dicht hinter dem alten reichsstädtischen Tor, von dem ein verblaßtes Wappen müde und verzeihend lächelt. Das Tor ist das Auge der Stadt. Einmal wollte es ein unternehmender Mann verpflanzen; er wollte den Platz für einen zeitgemäßen Fabrikschlot oder ein Eisenbahngeleise. Aber da erhoben sich grollende Stimmen, Bürgerstimmen. Und mit Recht. Man läßt sich doch nicht sein Auge ausreißen und an den linken Ellbogen versetzen.

Hinter dem Auge beginnt der Lebensnerv der alten Stadt. Die Pliensau, die Straße der Eßlinger. Man kann in Eßlingen umhergehen als Fremder und hat das Gefühl, als durchforsche man einen verlassenen Ameisenhügel. Wenig Schaufenster, wenig Menschen, überall Altertum, Antiquitäten: Tore, Mauerreste, die sturmfest emporgähnende Burg, alte Häuser mit schweren, geschnitzten Eichentüren, holprige Pflaster in Spitzwegs Art. Aber da landet man zufällig in der Pliensau und

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entdeckt die Eßlinger und ist erstaunt: es gibt ja wohl im Lande Württemberg keine so gemütliche Verkehrsstraße mehr. In die Pliensau muß man gehen in der Vorweihnachtszeit. Die Läden sind bunt und lustig, jeder will gern etwas Besonderes sein und Stil zeigen, wie man es in der großen modernen Stadt sieht. Da liegt dann etwas von Herzen Kommendes, Rührendes drin; es ist wie eine kleine ungestillte Sehnsucht nach pulsendem Leben, nach der neuen Zeit. Und paßt nicht zu der alten reichsstädtischen Staffage, zu den schweren melancholischen Quadern der Bürgerhäuser, zu dem schmalen Raum von Gehsteig zu Gehsteig, zu der Enge der Gehsteige selber nicht, die so entzückend alt und unsachlich sind, daß man sich mit Vergnügen immer wieder davon herunterdrängen läßt aufs holprige Pflaster zwischen die Räder eines kuhbespannten Gemüsewagens. Zumal die Menschen, die in der Straße gehen, so gutartig sind, so wenig zeitgemäß. Zwischen ihnen kann noch wirklich Gemeinsamkeitsgefühl und Weihnachtsstimmung werden. Und dann sind ja die Eßlinger Mädchen berühmt. Ich denke, mit Recht. Sie gehen in Kleidern und Pelzen nach der letzten Mode, die Frau Bauers Schneidersalon aus Berlin und Wien, früher angeblich noch von weiter her, vermittelt. Sie besuchen Herrn Stockers stimmungsvollen Bücherladen, wo die Bücherrücken auf Sackleinwand ausgestellt werden und zwischen den bunten Rücken der Anna Schieber, Finckh, Schussen, Supper, Flaischlen und Agnes Günther Schnüre mit braunen Holzperlen liegen und kleine Ölstudien des Eßlinger Malers Fuchs prangen und vielleicht ein kleines schimmerndes Figürchen in Porzellan von Rosenthal. Im Laden stehen immer eine Menge von jenen Eßlingerinnen und wühlen. Man darf bei Stocker wühlen. Und eine Leihbibliothek ist auch da.

Gleich um die Ecke ist das alte Rathaus. Ein schwankender Treppengiebel in pompejanisch Rot, uralte Patina, wie aus einem Blatt von Spitzweg ausgeschnitten. Obenauf die alte Aposteluhr und ein blaugoldner Himmelsglobus. Man kann davor stehen und träumen. Aber dann soll man sich nicht umdrehen, denn sonst sieht man das neue Rathaus. Vielleicht ist es deshalb so niederschmetternd neu, weil es gerade dem lieben Altertum gegenüberstehen muß. Gleich schlimm für beide Teile. Auf dem Marktplatz steht die Stadtkirche. Zwei massige Türme und dazwischen eine Verbindungsbrücke. Ein prächtiger Gedanke ist diese Verbindungsbrücke. Innen in der Kirche ist es kalt. Nach jedem Oratoriumkonzert hat die Eßlinger Gesellschaft Schnupfen. Weiter drüben im Grünen versteckt steht die Frauenkirche, ein kleines gotisches



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schmuckstück. Zierlich geputzt und schlank wie eine Dame aus ritterlicher Zeit. In jeder Baukunstgeschichte ist sie abgebildet. Sie steckt schon in den Neckarhaldner Weinbergen. Von da aus geht es über rötliche Erde und verschüttete Pflasterung hinauf bis in den Himmel. Auf dem Gipfel des Himmels liegt die Heimstättenkolonie, putzige Häuschen wie aus einem Nürnberger Spielkasten. Und bei jedem Haus ein Garten. Da war früher ein nettes Kaffeehaus, in dem es von Angorakatzen wimmelte. Es waren ihrer wenigstens ein Dutzend da. Einmal habe ich eine mit gezogenem Kriegsschwert gegen einen roten Metzgershund verteidigt. Sie war eine weiße Schönheit mit himmelblauen Augen.

An den Sonntagen wallfahrtet man hinter den breiten Bürgerrücken drein die steile Landolinssteige hinauf nach der Burg. Überall rund um die Stadt ist's grün. Die Bäume lachen einem ins Fenster. Im Frühling sind die Mauertrümmer der Burg mit Kirschblüten überkränzt. Oben, in einem Verschlag, stehen noch ein paar Kanonen aus Mélacs Zeit. Und dann ist da der „Dicke Turm“, ein unglaublich dicker, kurzer Turm mit Fenstern rundum und einer roten Ziegelkappe. Gegenüber ein kleines Häuschen, das an verfallenen Mauerresten klebt: das Mélachäuschen. Hier drinnen soll den schlimmen französischen Räuberhauptmann der Teufel geholt haben in der Nacht, als er Eßlingen anzünden ließ. Und dann kommt die Treppe mit den Schießscharten, durch die sich der Efeu rankt, und den 365 Stufen. Man tut noch einen Blick von oben zwischen Wildrosenbüschen durch über die abenteuerlichen Umrisse der Altstadthäuser hin. Die Beutau ist die reine Federzeichnung von Kubin. Dann geht's hinab, 365 Stufen tief, und man landet erschüttert auf romantischem Pflaster. Wohin jetzt? Sollen wir durch die dunkle Webergasse gehen und in der breiten, lichten Ebershalde die Cattleyen in Grupps Orchideentreibhäusern betrachten? Wir können dann noch hinaus bis zum Friedhof. Dort ist ein uralter Grabstein, um den in schweigendem Ernst vier hohe Fichten stehen. Oder nein; lieber zurück ins lebende Eßlingen, nach der Pliensau.

Aus: Der Schwabenspiegel. 1920.

Aus Kindertagen.

Von Anna Schieber [1]).

Ich bin wieder einmal die alten Wege gegangen. Den Landolinsberg hinauf gegen die Burg hin und den grünen Weg entlang. Mich dünkt,

[1]) Die Erzählerin stammt aus Eßlingen.



er sei nicht mehr so grün wie einst. Ich kann mir noch Zeiten denken, da schlugen die Büsche und Bäume hoch über einem zusammen, und man war ganz ins Grüne hineingetaucht. Bis sich dann auf einmal die Wölbung auftat und das Neckartal vor einem lag, und alles in Licht und Sonne und Farbe und Duft schwamm, die Stadt, die liebe, alte Stadt mit ihren Türmen und Giebeln und Gassen und der Neckar und die jenseitigen Höhen. Wenn dann eine Uhr zu schlagen anhub und eine nach der anderen folgte, die auf dem neuen Rathaus und die auf dem alten Rathaus, auf der beim Zwölfuhrschlag der Adler mit den Flügeln schlug, und auf der Stadtkirche und dem Schelztor und dem Pliensautor, und die hellen und die dunkleren Töne da oben in der Luft verzitterten. Und wenn dann noch die Vesperglöckchen nacheinander läuteten, das helle, flinke auf der Burg drüben zuerst, und man wußte: in fünf Minuten kannst du drunten sein, da, wo der Giebel des Vaterhauses hart an die alte Stadtmauer anstößt.

Ich kann doch nicht verlangen, daß alles noch gleich sei wie damals. Das alte Schützenhäuschen kann ich nicht mehr finden, das dem Weinbergschützen zum Unterstand diente. Und in die Weinberge hinein, die sonst dort hinanstiegen, haben sie eine Villenstraße gebaut. Sie haben recht, es ist da schön zu wohnen. Und der grüne Weg ist viel breiter als früher und hat schöne Anlagen mit Sitzbänken. Ich kann es nicht anders verlangen, aber ich bin doch lieber weitergegangen. Es wohnt jeder einmal im Paradiese, und es muß jeder einmal hinaus und den Acker bauen, der Dornen und Disteln trägt. So lang man drin ist, weiß man's nicht, und wenn man davon weiß, dann ist man — drin gewesen. Und man sucht den Ort, aber er ist nicht mehr. Dann muß man still sein und sich in sich selbst bergen, denn da allein ist er noch zu finden. Da grünen noch die alten Bäume und reifen die Früchte, die später nirgends mehr so frisch und süß zu finden sind; da wandeln die Gestalten, die längst dahin sind, da ist alles unverloren aufgehoben; und es liegt noch ein Goldglanz darüber, das ist der Edelrost, den die Jahre dazu tun.

Der Weinberg, in dem der Mattheiß einst seine Reben beschnitt, ist auch nicht mehr. Zwar, als ich vorüberging, wehte der süße Duft der Rebenblüte fein und stark aus dem Garten, der an seiner Stelle liegt, zu mir herüber. Aber es ist nur ein Wandelgang, mit Wein bewachsen, der den Garten oben abschließt, und zwischen den Lücken schimmern dunkle Blumenbeete und die weißen Wände eines neuen Hauses gegen die Straße herauf.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So muß ich versuchen, die Erinnerung, die mit dem Duft der blühenden Reben und dem grünen Weg und dem Mattheiß zusammenhängt, aus mir herauszuholen und sie noch einmal ans Tageslicht zu bringen, ehe sie der Vergessenheit anheimfällt, wie alles, was seine Zeit auf Erden gehabt hat.

Zwar der Anfang liegt mir nicht offen; es ist ein lichter Nebel darüber gebreitet, wie über einen Maimorgen. Man sieht nur die Umrisse, die nach und nach schärfer und bestimmter werden, während der Nebel sich lichtet, bis auf einmal Häuser und Bäume dastehen und ein Fluß aufglitzert und Gestalten, die man kennt, dazwischen hingehen.

Ein Morgen dämmert mir zuerst herauf, wenn ich an den Mattheiß denke. Er war im Weinberg, draußen vor der Stadt. Wie ich aber dahin gekommen bin, weiß ich nicht mehr zu sagen. Es war sonnig und doch kühl dabei, und ich weiß noch, daß in dem leuchtenden Blau des Himmels große, zusammengeballte, weiße Wolken hingen, die langsam fortsegelten, und daß ich zu dem Mattheiß sagte, ich möchte auf so einer Wolke in den Himmel hineinschwimmen. Der Mattheiß sah mich an und schüttelte mit dem Kopf, denn er konnte nicht begreifen, daß man sich so etwas wünschen mochte. Er war groß, grobknochig und hager und kam, wie der Volksmund sagt, „oben herein", das heißt, er trug den Kopf und die Schultern stark vornübergebeugt. Das kam wohl davon, daß er viele Jahre seines Lebens die schweren Butten voll Erde den steilen Weinbergshang hinaufgetragen hat. Aus seinem schwarzbebarteten Gesicht heraus aber sahen ein paar gute, blaue Augen in die Welt hinein und auf mich nieder, als er sagte: „Auf was für Gedanken kommst du aber auch. Auf einer Wolke! tätest ja herunterfallen. In den Himmel kommst du auch so noch, heißt das, wenn du brav bist."

Aber so tief wollte ich die Sache nicht genommen wissen. Mir war nur beim Anblick der leuchtenden Segler da oben die Sehnsucht aufgestiegen, die auch schon in einem Kinderherzen Platz hat, und die die Arme breiten möchte in lichte, unbekannte Fernen voll Glanz und Herrlichkeit. Nun kam ich wieder auf die Erde herunter.

Der Mattheiß hantierte schon wieder mit seiner Schere an den Reben herum. Ich war seither auf einem Weinbergsmäuerchen gesessen, jetzt kam ich heran und sah ihm zu. Die Schere klappte eintönig weiter, und wo sie zugriff, da fielen saftstrotzende Triebe auf die Erde und hingen schwere, klare Tropfen an den Wunden der Reben. Die lösten einander ab und klatschten auf dem Boden auf, und der Boden trank sie in sich hinein.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Mattheiß, warum tust du so?“ wollte ich wissen. „Warum läuft das Wasser da heraus, und warum schneidest du alles Holz weg?“ Und der Mattheiß gab mir Auskunft wie ein Schulmeister und auch wie ein Philosoph, und ich meine, damals habe mein Kinderherz zum erstenmal gespürt, wenn auch unklar, daß es auf der Welt Wunden und Schmerzen und Tränen gebe, die sein müssen, und die man einem nicht ersparen könne. Ich hielt mein Halstüchlein an eine solche tropfende Wunde, denn der Mattheiß hatte mir gesagt, daß das geweint sei, was die Reben jetzt tun, und ich meinte, ich müsse den funkelnden Regen aufhalten. Aber das Wasser drang hindurch, und ich mußte mein Tüchlein in die Sonne breiten zum Trocknen, und so lang es trocknete, ersah ich mir eine Freude, die das flüchtige Leid schnell vergessen ließ. Am unteren Ende des steilen Hanges stand ein Syringenbaum in voller Blüte, und ich brach von dem niedrigsten Ast ein paar prächtige lila Blütendolden und begann eines jener zerbrechlichen Kränzlein zu flechten, die man hie und da mit Rührung und Staunen noch nach Jahren in seinen alten Schulbüchern getrocknet findet, die aber an der Sonne so schnell vergehen, wie die Stunde, in der sie geschaffen wurden.

Mattheiß war ein alter Metzgerknecht, der neben dem Beruf her seines Herrn Weinberg bearbeitete. Den Herrn sah ich auch ein paarmal. Er war klein und dick und kurzatmig und hatte rote, entzündete Äuglein, die wie zwei schmale Schlitze in dem runden, rötlichen Gesicht standen. Als ich eines Tages bei meinem Freund auf der Weinbergsmauer saß und mit ihm sein Vesper teilte, Blutwurst und Schwarzbrot, und wir im allervergnüglichsten Gespräch waren, da kam der Herr an einem Stock mit kurzen, eiligen Schrittlein dahergesteckelt und schnaubte gefährlich, als es aufwärts ging, und sah mich mit seinen kleinen Äuglein verwundert an. Er war gar kein böser Mann, nicht im mindesten, aber es war mir unbehaglich, daß er nun so umhersuchte und die Traubenstöcke besah, die schön angesetzt hatten, und daß er meinen Freund Mattheiß dies und jenes zu tun anwies, und daß er mich schließlich in einen meiner bloßen Arme kniff und — he —he — he! hervorhustete, indem er mit Wetzstahl und Messer, die er unter der Schürze hängen hatte, eine üble Musik vollbrachte: „Die sind gut fett, die.“

Das alles schien mir eine Einmischung in unser stilles, schönes Weinbergsleben zu sein und besonders in meines Freundes Königreich. Denn ich hatte ihm den Weinberg schon lange zugeteilt als seinen Ort, an dem er regiere und walte und daheim sei, und an den ich zu ihm kommen konnte als in sein Eigentum.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„Ja, was denkst du auch," sagte der Mattheiß, als ich ihm meine Entrüstung und meine ganze Anschauung vortrug. „Was denkst du auch. Ich — und einen eigenen Wengert. Das wär noch schöner. Ich bin ein armer Dienstbot. Das bin ich meiner Lebtag gewesen." Es tat mir etwas weh, als er das so ruhig hinsagte. Ich hätte ihm etwas schenken mögen, ein Stück Land oder ein Haus oder Rosse und Wagen. Aber ich hatte nichts, das ich verschenken konnte. Da sagte er, und deutete mit dem Hauenstiel hinüber, wo die weißen Kreuze und Grabsteine des Friedhofes in der Sonne schimmerten und die dunklen Zypressen wie ernste Wächter standen: „Guck, Kind, da kriegt einmal ein jeder sein Plätzle. So groß er's braucht und nicht größer, auch nicht kleiner. Der Wengert, so lang ich drin schaffe, gehört mir jeder Traubenstock, und mitnehmen kann ihn der Herr nicht und der Knecht auch nicht."

Er war ein Philosoph, mein Freund Mattheiß, ein Lebenskünstler. Das verstand ich damals nicht. Aber irgendetwas in mir, eine Unruhe, ein Drang kam zur Ruhe. Es war nicht unrecht, wie es war, es war recht. Dem Mattheiß war es recht. Da war es mir auch recht.

Einmal schickte er mir einen Gruß in die Ferne. Das war, als ich zur Herbstzeit in der Vakanz verreist war. Da trat viel Neues in mein Leben, Menschen, Gärten, Wälder und Berge, Eichhörnchen und junge Raben, eine Schaukel zwischen zwei Bäumen, auf der man hoch in die Lüfte fliegen konnte, Buben und Mädchen und ein Luftkegelspiel. Ich lebte ganz in der Gegenwart, und ich glaube nicht, daß irgendein Gedanke in diesen Tagen den Mattheiß auch nur gestreift hat.

Da kam eines Morgens eine große Holzschachtel aus der Heimat an mich mit der Post, und als ich die Schnüre löste und den Deckel aufhob, da lachten mich aus grünen und purpurnen Blättern heraus die schönsten Trauben an. Blauschwarze, großbeerige Portugieser, und hellgrüne, durchsichtige Gutedel, und die gelblichen, süßen Muskateller, die die würzigsten von allen sind.

Da war ich mit einem Schlag eine reiche, wichtige Persönlichkeit geworden, die Gaben auszuteilen hatte, und es ging an ein großes Schmausen und Sichfreuen. Es war aber ein Blatt auf den Boden gefallen, liniiertes Papier aus einem alten Schreibheft, das hob eine Magd auf und gab es mir, denn es war ein Brief an mich, in großen, ungelenken, groben Schriftzügen, von meinem alten Freund geschrieben. Er dachte an mich, und weil die Trauben reif waren und ich nicht da, schickte er mir diesen Gruß, „ehrlich bezahlt an den Herrn," wie er deutlich schrieb. Ich hatte den Brief lange Zeit aufgehoben; nun ist er nicht


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

mehr vorhanden, ich weiß auch nur noch den Schluß ganz wörtlich. Er lautete: „Ewig dein getreuer Matthias Holzapfel, Knecht bei Metzger Hammer in der Apothekergasse."

Das kam mir damals sehr schön und sehr rührend vor, und vielleicht war es mir einen Augenblick, als müsse ich jetzt gleich geschwind zu meinem Freund hinlaufen und mich zu ihm auf die niedrige Mauer setzen.

Aber als ich heimkam und mich meine Mutter fragte, ob ich ihm auch gedankt habe, da hatte ich's nicht getan. Es ist so eine Sache ums Danken bei Kindern. Sie haben das Herzlein voll, wenn ihnen jemand etwas Liebes tut, und wenn man ihnen dann ins Gesicht sieht, so kann man's aus den Augen herauslesen, daß da etwas lebt und überfließt. Aber zum Sagen kommt's nicht so leicht, und wenn man's von ihnen verlangt, daß sie's sagen, dann ist der Herzensdank gewöhnlich vorbei, ausgelöscht.

Aber das tat meine liebe Mutter nicht. Sie sagte nur: „Er hat ein paarmal nach dir gefragt. Er ist ein Guter."

Da kam es mich an, daß ich ihn sehen wollte, und ich suchte unter meinen Besitztümern nach etwas, das ich ihm schenken könnte und fand ein Bildchen aus einem durchsichtigen Stoff, den wir Menschenhaut nannten. Das war purpurrot, und es war ein goldenes Blumenkörbchen darauf gedruckt, und ein schöner Vers stand darunter. Das wollte ich ihm bringen. Ich ging zum Haus und zur Stadt hinaus; das war nicht weit, und ich lief und lief, und es war ein starker Wind um mich her. Die ganze Gegend war grau, und es war herbstlich kühl, und droben am Himmel riß ein Sturm die Wolken dahin, daß sie flogen. Es waren große, schwere Gebilde, und sie veränderten sich fortwährend, aber als ich im Laufen zu ihnen hinaufsah, trieb mir der Wind Staub in die Augen, und zugleich fühlte ich, daß einzelne Tropfen fielen. Da lief ich noch schneller, denn nun war ich ganz nahe an dem Weinberg, und ich dachte nicht anders, als daß der Mattheiß da sein müsse, wenn ich ihn suche.

Aber ich fand ihn nicht. Im Weinberg sah es trostlos aus. Er war abgeherbstet, und der Wind riß dürre Ranken und raschelnde, welke Blätter umher, die Pfähle aber standen noch immer im Boden und hatten nichts mehr zu halten. Da rief ich, so laut ich konnte: „Mattheiß, Mattheiß!" Aber nirgends wurde sein schlürfender Schritt hörbar, nirgends trat er hervor in seinem zerschundenen Lederjanker und mit seinem guten Gesicht. Da stieg ich die vielen Staffeln empor bis zur Höhe des grünen Weges, denn vielleicht konnte er auch dort droben sein. Ich kam mir auf einmal so allein vor in dem kühlen, starken Wehen.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als ich oben ankam, fing es an stark zu regnen, der Mattheiß aber war nirgends zu finden. Da trat ich in das offenstehende Schützenhäuschen und setzte mich, da kein anderer Sitz vorhanden war, auf den Sims der scheibenlosen Fensteröffnung, um im Trockenen zu warten, bis es ausgeregnet habe. Es goß in Strömen; das Tal war von breiten, wallenden Wolkennebeln fast ganz verhüllt, und ich sah nur in undeutlichen Umrissen Türme und Häuser daliegen und hörte Uhren schlagen wie aus weiter Ferne, und mich kam ein Grausen an, das war schön und schrecklich zugleich, vor dem Vergehen des Jahres und der Sonne und vor allem Fern- und Alleinsein. Da, in dem Augenblick, als ich mich besann, ob ich nicht mein Röckchen über den Kopf tun und heimlaufen wolle, riß der Wind mein schönes Bildchen, das neben mir auf dem Sims lag, in den Regen hinaus, und ich sah es davonwirbeln und dann schwer und naß niedersinken und wußte, daß es jetzt vergehe. Da schlurfte etwas daher, das man noch nicht sehen konnte, aber ich wußte, daß es der Mattheiß sei, noch eh' ich ihn sah, und war von aller Einsamkeit erlöst. Er tropfte vor Nässe, und als er hereinkam, flossen Bäche von ihm, aber wir waren vergnügt und froh, und er erzählte mir im Warten eine Geschichte von einem Weingärtner aus der Zeit, als die Franzosen im Land waren, um den Anfang des 19. Jahrhunderts.

Derweil hatte der Regen aufgehört; in der grauen Wolkenwand war ein Riß entstanden, daraus sah das Himmelsblau hervor, und drunten in der Stadt fingen die Dächer an zu glänzen, weil ein blasser Sonnenstrahl über ihre nassen Giebel hinging. Das ist das letztemal, von dem ich mir denken kann, daß ich mit dem Mattheiß dort draußen zusammen war. Und es ist auch möglich, daß es überhaupt das letztemal war. Es kam der Winter, da sahen wir uns nie. Und es kam der Frühling, da war ich ein blasses Pflänzlein und lange krank. Ich weiß nicht mehr recht, was es war, ich weiß nur noch, daß ich in einem Gitterbett lag und allerhand Gesichter und Figuren aus den Tapetenmustern herausstudierte, und daß ich mich viele Tage und Stunden lang an den Bildern in „Arndts wahrem Christentum" vergnügte.

Und einmal kam ein Tag, da sonnte ich mich draußen in dem kleinen Mauergärtchen hinter dem Hause. Es war alles wieder neu und schön. Der Schnittlauch und der junge Salat waren so grün und die Blumen in der Rabatte so freudig. Im Nachbarhof watschelten junge Entlein um eine Entenmutter herum und patschten in einen Wassertümpel hinein. Die Geschwister spielten im Hof, und mein großer Bruder saß im Kastanienbaum und las. Der Vater kam und strich mir mit seiner


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

großen, guten Hand übers Haar, und ich duckte mich in sie hinein wie ein Vögelein ins Nest, und auf einmal spürte ich den feinen, starken Duft der Rebenblüte von der Kammerz her, die das Stück Stadtmauer bedeckte, das unseren Garten abschloß. Da fiel mir vieles ein, das ich den Winter über vergessen hatte, und auch der Mattheiß fiel mir ein, und ich dachte, er werde nun auch im Weinberg sein, und ich wollte ihn bald einmal besuchen.

Aber ehe ich dazu kam, hörte ich eines Nachmittags vom Fenster aus ein Gespräch an, das zwei Männer auf der Straße miteinander führten.

„Nein, nein, es hat ihm niemand etwas getan," sagte der eine. „Es ist ein Herzschlag oder so etwas gewesen. Er ist der ganzen Länge nach in den Reben gelegen, mit dem Gesicht auf dem Boden."

Und der andere sagte: „Es ist ihm gut gegangen, wär' ein mancher froh, er käme so leicht weg von der Welt. Wenn ich denke, wie sich der alte Hammer plagen muß schon seit Jahren, er kriegt schier keine Luft mehr."

„Ja, aber im Bett sterben wär' doch besser," sagte der erste. „Wenn ich denke, so auf dem Weinbergsboden," — dann verhallten ihre Worte und ihre Schritte, und ich war in großer Not. Es war ja zwar nicht auszudenken, aber es konnte doch sein, daß sie den Mattheiß meinten, und dann war ein scharfer Riß in der sonnigen Frühlingswelt, von der ich eben erst wieder Besitz genommen hatte. Denn wie konnte das sein, daß ein Mensch auf einmal nicht mehr lebte, sondern mit dem Gesicht auf dem Weinbergsboden lag und nicht mehr aufstand? Ein Mensch, den man kannte und der in den Reben schaffen mußte und dorthin gehörte und sonst nirgends? Das konnte nicht sein, sonst zerriß etwas. Und ich wollte schnell zur Mutter gehen, daß sie das Dunkle aus der Welt schaffe mit einem guten Wort. Aber ich fand sie nicht, sie machte einen Ausgang; das sagte die Magd Mine, die ich in der Küche antraf, und sie sagte auch noch, gleichgültig, unters Rübenputzen hinein: „Jetzt kannst du auch deinem alten Metzgerknecht zur Leich' gehen. Den haben sie im Wengert gefunden, da ist er schon ganz steif gewesen."

Ich wäre am liebsten aus der Küche geflohen, irgendwohin, wo mich das alles, das Dunkle, nicht erreichen konnte. Aber ich mußte vorher noch etwas wissen, und ich fragte ängstlich: „Ist er noch draußen? Liegt er immer noch so da und hat das Gesicht auf dem Boden?"

Da lachte die Mine und sagte: „Du bist ein Dummes. Er liegt daheim in seiner Kammer, da haben sie ihn hingetragen. Das wär noch schöner, wenn man einen grad' liegen ließe. Geh' weg, ich muß dahin, an den

10*


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Spülstein." Und weil sie sah, daß ich ganz aus dem Gleis war, wollte sie mich noch ein wenig aufrichten und sagte: „Mach' kein so Gesicht, fort müssen wir alle."

Sie sah selber so breit und rot und gesund aus, und wenn sie lachte, zeigte sie zwei Reihen starker, gesunder Zähne. Das mit dem Fortmüssen, das war wohl nicht so bitter ernst bei ihr.

Da schlich ich mich die Treppe hinunter und zum Haus hinaus. Wenn mir jetzt die Mutter begegnet wäre.

Aber sie kam nicht. Mich zog etwas vorwärts, das wußte ich nicht zu benennen. Ich ging durch die Webergasse und über den Markt. Ich sah Fuhrwerke fahren und hörte einen Fuhrmann auf einem Rosenblatt eine lustige Melodie blasen; ein Spitzer stand hinten auf dem Wagen und bellte in die blaue Luft hinein. Kinder spielten im Kreise: „Mariechen saß auf einem Stein", und sie riefen mich an, ich sollte mittun. Aber wie konnte ich mittun? Die Obstliese saß da, breit und mächtig, wie sie immer war, und hielt Kirschen feil, die waren noch selten und teuer, und strickte daneben an einem mächtigen Strumpf. Ein Ausrufer schellte etwas aus, da standen die Leute hin und horchten. Und ich stand vor der trübseligen Apothekergasse und wußte, daß ich da hinein müsse, und es graute mir doch davor.

Die Apotheke stand im hellen Sonnenlicht am Markt. Über ihrer Tür fraßen zwei Schlangen aus einer Schüssel, und die Schüssel glänzte, und die Scheiben der Fenster glänzten, und es waren blühende Blumenstöcke an den Fenstern, und dort hinten in dem engen Gäßchen war der Tod.

Es war alles ganz still und leer dort drinnen. Die Häuser standen so hoch und standen eng beisammen und neigten sich nah zueinander. Das mußte alles so sein, es konnte nicht anders sein. Der Metzgerladen hatte ein vergittertes Fenster nach der Straße heraus, und es hingen Würste dahinter und ein zerteiltes Schaf. Eine rostige Schelle war neben der Haustür angebracht, ich wußte, wie sie tat, schwach und heiser; aber es war natürlich, daß jetzt niemand daran zog, und daß es ganz still war ringsherum. Die Haustür stand offen; man sah in einen langen, schmalen Öhrn hinein, und ich trat ein, und meine Kindertritte hallten in der Stille, und ich mußte an allen Türen vorbei, ohne zu wissen, was dahinter liege, bis an die letzte linker Hand. Da stand ich still, und mein Herz schlug laut, und ich horchte, ob niemand komme, denn es war so einsam. Aber ich wußte, daß es so sein müsse. Es war ein breiter, eiserner Riegel vor der Tür; er war nur ein wenig vor-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschoben mit seiner Spitze. Ich zog ihn zurück und trat hinein. Es war eine enge Kammer, lang und schmal. Ein Fenster hatte sie, das ging nach dem Hof hinaus; es war mit einem alten, rissigen Vorhang verhüllt. Hinten in der Ecke stand das Bett. Das war auch verhüllt, das heißt, es lag etwas darauf, das war mit einem Leintuch zugedeckt.

Wenn jetzt die Mutter dagewesen wäre.

Aber sie war nicht und niemand war da.

Mir schlug das Herz noch lauter als vorher.

Aber dann schlug ich doch das Leintuch zurück, ich mußte, es mochte sein, wie es wollte. Und da lag etwas, das war einmal der Mattheiß gewesen.

Eine lang ausgestreckte Gestalt, unglaublich lang und gerade, die Hände, die großen, breiten Hände lagen auf der Brust und waren gefaltet und sahen so seltsam blaß aus und so wuchtig schwer. Und das Gesicht, das war, als hätte ich es vor langer Zeit gut gekannt, und es hätte damals mit mir geredet, aber nun sei es so fremd und fern geworden, daß es nicht zum Aussagen war. Die Augen waren geschlossen, aber der Mund war ein wenig geöffnet, und es war eigentlich, als ob er lächeln wollte, aber über etwas ganz Feierliches, Merkwürdiges. Nur über der Stirn lief ein bläulich gefärbter Riß, da war er wohl auf dem Weinbergsboden aufgeschlagen. Es war mir, als ob ich mich nicht rühren könne, jetzt nicht und nie mehr. Als ob ich immer dastehen und den fremden Mann ansehen müsse, und irgendwo draußen, ganz fern, ging das Leben weiter, hier drinnen aber war es so atemlos still.

Da wagte ich es nach einer Weile und tippte mit dem Finger seine Hand an. Und es ging ein seltsam schauerlicher Strom von Eiseskälte durch mich hindurch, bis ganz innen hinein.

Da ergriff mich plötzlich und mit Gewalt das Grauen des Lebens vor dem Tode, und ich entrann der Kammer und dem Haus und der düsteren Gasse und lief über den Marktplatz, auf dem das Gold der sinkenden Sonne lag, und weiter und heim.

Von weitem sah ich den Vater unter der Haustür stehen. Er hatte die Hand schützend vor die Augen gelegt und sah nach irgend etwas aus, und ich drängte mich an ihn und barg mich in seiner lieben, lebendigen Nähe vor allem Grausen. Aber es war nicht so schnell zu verscheuchen. Ich weiß noch, daß es Nacht war, und daß ich im Bett lag und die Augen schloß, aber es drängte sich überall hinein.

Da hörte ich Tritte, und meine Mutter kam mit einem Lämpchen herein, denn sie hatte gehört, wie ich mich umherwarf. Und sie küßte


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mich und sagte, der Mattheiß sei beim lieben Gott, und da kämen wir alle hin, wenn wir sterben. Aber das konnte ich nicht begreifen, denn er lag ja in seiner Kammer und war so kalt. Sie sagte aber, ich solle mich nicht darüber besinnen, das werde schon alles ganz richtig besorgt, und das in der Kammer sei gar nicht mehr der rechte Mattheiß, das habe ich doch selber gesehen; den rechten habe der liebe Gott in seine Hand genommen, und er habe uns alle darin.

Aber ich mußte mich doch noch besinnen. Da setzte sie sich an mein Bett und sang mir mit halber Stimme ein Lied, das hüllte mich ganz warm und weich ein. Ich blinzelte noch hie und da zwischen den Lidern hervor, um sie da sitzen zu sehen, und während sie sang, kam eine große Hand über mich hin, die wurde größer und größer und nahm mich ganz in sich hinein. Ich wußte, wem sie gehöre, aber ich konnte mich nicht auf den Namen besinnen, und es machte mir auch keine Mühe, denn es war überaus gut darin zu sein.

Als ich erwachte, war ein Sonnentag. Es schien zu den Fenstern herein und hatte tausend arbeitsame, lebendige Geräusche und breitete ein Bilderbuch vor meine Augen, und alles, was lebte, regte sich und war fröhlich.

Aus: Wanderschuhe und andere Erzählungen. Heilbronn 1920, Eugen Salzer.

Der Württemberg.

Von Prof. Dr. Karl E. Endriß.

Sei gegrüßt, erlauchter Hügel,
Herzblatt unsres Schwabenlands,
Lieblich in des Neckars Spiegel
Malt sich ab dein Rebenkranz.

Fühlst den Hauch entschwund'ner Zeiten
Leis um deinen Scheitel wehn,
Sahst der Erde Herrlichkeiten
Kommen und vorübergehn.

So besingt der schwäbische Dichter Karl Gerok den bei Untertürkheim im Neckartal sich erhebenden, mit Reben- und Obstbaumgärten umrankten Berg, der auf seiner Höhe die Grabkapelle des Königs Wilhelm I. von Württemberg trägt. Früher hieß man den Berg nicht anders als den Rotenberg. Und doch war dies nicht sein wahrer Name. Jenen hatte die Pflugschar der Zeit hinweggenommen. Wohl wußte man, dort, wo die Kapelle still und ernst herniederschaut, stand einst eine Burg, die Burg Württemberg. Und die Schulkinder lehrte man: dort auf dem Rotenberg war der Stammsitz des Königshauses Württemberg;


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über 700 Jahre lang bestand jener; von dort aus hat sich das heutige Land Württemberg entwickelt, dort stand seine Wiege; das Land Württemberg war zuerst nur eine kleine Herrschaft, die sich an die Stammburg anschloß, hernach vergrößerte es sich zur Grafschaft, dann zum Herzogtum und zuletzt zum Königreich. Wie eine Sage mußte das klingen. Heute die Ruhestätte der Toten, ehemals eine Burgstätte, von der mächtige Taten ins Leben hinausgingen. Nur noch einen Hauch hatten die entschwundenen Zeiten von der alten Stammburg Württemberg zurückgelassen. Und doch ließ erst 1819 König Wilhelm I. die damals zwar etwas baufällige, aber nach den zeitgenössischen Bildern und Schriften immerhin noch stattliche Burg seiner Väter niederreißen und an deren Stelle für seine früh verstorbene Gemahlin Katharina, die den Wunsch ausgesprochen hatte, dort oben ihre letzte Ruhe zu finden, den Bau der jetzigen Kapelle erstehen. Wesentlich wohl erst von da ab bürgerte sich dann der Name Roter Berg nach dem unmittelbar am Württemberg gelegenen Dorfe Rotenberg auch für das Gebiet der Grabkapelle ein. Aber während der Zeit, da der Stammsitz Württemberg erstand, erblühte und zum Glanze sich erhob und siegreich durch Jahrhunderte hindurch sich behauptete, da hat sowohl für die Burg selbst wie für den Berg, der sie trug, der Name Württemberg gegolten, und eine trübe Laune des Schicksals allein hatte mit der Erbauung der Grabkapelle den ehrwürdigen Namen von seiner eigentlichen Heimat getilgt. Ein merkwürdiger Wandel, der so recht zeigt, wie leicht das Neue siegreich das Alte stürzt. Und doch, im steten Wechsel wird auch das Neue alt und Altes wieder neu. Es war am 22. Februar 1907, da verkündete die Tagesnummer der Cannstatter Zeitung als oberamtliche Bekanntmachung, daß mit Zustimmung des Königs das Ministerium des Innern für die auf der Markung Rotenberg sich erhebende Kuppe mit der königlichen Grabkapelle, auf welcher Stelle früher die Stammburg Württemberg stand, als amtliche Bezeichnung den Namen Württemberg[1]) wieder eingeführt habe. Diese Wiedereinführung des Namens Württemberg an seiner geschichtlichen Heimstätte war durch meine 1906 herausgegebene Schrift „Für Wirtembergs Scholle“ veranlaßt worden. Meine damalige

---

[1]) Die historisch richtige, fast sieben Jahrhunderte gebräuchliche Schreibweise ist Wirtemberg bzw. Wirtenberg. „Württemberg“ dagegen ist eine historisch nicht begründete, lediglich auf Schreibkünste zurückzuführende, im 16. Jahrhundert aufgekommene Mode der Verdoppelung einzelner Buchstaben: in Württemberg i (ü) und t; die Schreibung ist aber leider seit 1803 die amtliche.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Patenschaft gibt mir nun aber auch ein Anrecht, mich des neuen alten Württemberg weiter anzunehmen, und so möchte ich die Leser bekannt machen mit dem Württemberg, wie er war, wie er heute ist und wie er werden soll, d. h. wie ich es für ihn von Herzen wünsche.

Wie der Württemberg war. Weit ragt die geschichtliche, unseren Berg betreffende Überlieferung zurück. Schon aus den achtziger Jahren des 11. Jahrhunderts besitzen wir genaue Urkunden darüber, daß er damals schon eine Burg trug. Ihr Burgherr schrieb sich Konrad von Wirteneberg oder auch Wirtinisberk oder Wirtineberc und ähnlich. Schon vom Jahre 1081, dann nicht lange nach 1081, ferner 1090 und 1092 wird von Konrad von Wirteneberg urkundlich berichtet. Eine noch heute erhaltene Steininschrift, die in das innere Mauerwerk eines Nebenraumes der Grabkapelle eingefügt ist, und die aus der alten Burg stammt, kündet uns in Latein, daß „im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 1083 im 6. der Römer Zinszahl, am 7. Februar diese Kapelle geweiht wurde von Adalbert, der Wormser Kirche Bischof, zu Ehren des Heiligen ... (wahrscheinlich Nikolaus)."

Zur Zeit Konrads wurde nicht allein ein Kapellen-, sondern überhaupt ein Burgbau ausgeführt, und es kann keine Frage sein, diese Burg teilte mit ihrem Burgherrn den Namen; es gab schon damals ein Wirteneberg. Woher aber dieser Name kam, ob er der Stätte schon zugehörte, ob schon zuvor ein Burgbau oder eine Örtlichkeit dieses Namens dort bestand, oder ob er vom Eigennamen des Bauherrn aus sich auf die Burg übertrug, ist schwer zu entscheiden. Bei der Lage unseres Berges in unmittelbarer Nähe der alemannischen und fränkischen Gaugrenze und zudem in der Nachbarschaft des uralten wichtigen Verkehrspunktes im Neckartal, Cannstatt, möchte man fast annehmen, daß die Burgstätte Württemberg schon vor Konrad eine besondere Bedeutung erlangt hatte, und daß schon vor der Erbauung der Burg Konrads unser Berg der Württemberg war. Es ist aber auf Grund unserer heutigen Kenntnisse nicht möglich, diese Frage zu lösen, ebenso wie auch über die Herkunft des ersten bekannten Trägers des Namens Württemberg und über die Entstehung des Namens selbst nur Vermutungen geäußert werden können. So läßt sich vermuten, daß Konrad kein Schwabe war, sondern aus dem rheinischen Franken, und zwar der heutigen Pfalz, stammte, wofür seine Beziehungen zu Diemar von Trifels (Burg bei Annweiler in der Pfalz), dann aber auch die Bevorzugung fränkischer Vornamen in der späteren Folge der Herren von Württemberg, Konrad, Ludwig, Emich sprechen kann. Es wäre


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so also nicht ausgeschlossen, daß Konrad ursprünglich einen anderen Namen besaß, ja vielleicht gar den Trifels zugehörte und von der Stätte seiner Burg in Schwaben, seiner neuen Heimat, den Namen annahm, eine Namensgebung, die von den Edelfreien in der damaligen Zeit gar nicht so selten beliebt wurde. Die Gemahlin Konrads ist jedenfalls, urkundlich nachweisbar, Luitgard, eine Erbtochter des schwäbischen Geschlechts der Butelspach, das in dem ca. 9 km von Württemberg entfernten Beutelsbach ansässig war. Ein Bruder dieser Luitgard ist Bruno von Butelspach, der von 1105—1120 Abt zu Hirsau war; ein anderer Bruder, Konrad von Butelspach, der nach 1120 kinderlos verstarb. Wirteneberc ließe sich dann vielleicht als ein Beutelsbachisches Gut betrachten. Die Herkunft des Namens aber mag wohl am ehesten auf eine Person Wirto (männlicher Personennamen), wie es in Wirtinisberk, der ältesten bekannt gewordenen Niederschrift des Namens zum Ausdruck kommt, zurückzuführen sein. In der häufiger vorkommenden Form Wirteneberg oder ähnlich wäre dann wohl das Wirtene als die Mehrzahl von Wirto zu deuten, also Wirteneberg als Berg der Wirtene, d. h. der Nachfolger oder des Geschlechts des Wirto.

Zu Ende des 11. Jahrhunderts, zur Zeit als die Burg Württemberg erbaut wurde, werden die Höhen bei Rotenberg-Rüdern, das Gebiet um den Kernen herum, noch reich mit Wald bedeckt gewesen sein und außerdem auch die Nebentäler an ihrem Grunde. Auf Rodungen in solchen Waldgebieten weisen auch die Namen der nahen Orte Rotenberg, Immenrode und Lobenrot hin. Und noch in späterer Zeit wird von Ausrodungen in der Umgebung unseres Berges berichtet. Aus der Zeit um 1100—1120 wird wiederholt in den alten Urkunden von Waldbestand und Weinbaugebiet in der Nähe unseres Berges berichtet. 1120 wird eine Mühle zu Durinkheim (heutiges Ober- und Untertürkheim) als Beutelsbachisches Gut erwähnt. In der Landschaft um unseren Berg herum war also schon am Schluß des 11. Jahrhunderts der Grund gelegt zum heutigen Bilde. Mehr und mehr wurde seitdem der Wald ausgeholzt, mehr und mehr hat sich der Weinbau ausgedehnt, die Neckaraue ist kultiviert, der Flußlauf geregelt und die ganze Landschaft für die Kultur ausgenützt worden.

Als Sitz der Edelfreien und seit Ludwig I. (mutmaßlich einem Sohne Konrads II., dem Sohne Konrads I. und Luitgards) der Grafen von Wirtenberg oder Wirtemberg, wie nun der Name lautete, hatte die Burg in der damaligen fehdenreichen Zeit manche Belagerung durchzumachen. Wiederholt wurde die Burg geschleift und zerstört. So


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besonders 1311, als sie in dem von Kaiser Heinrich VII. gegen Eberhard den Erlauchten von Wirtemberg geführten Reichskrieg nach 79 tägiger Belagerung eingenommen und zerstört wurde. Aber die Burg wurde bald wieder von den „Wirtembergern" aufgebaut. 1343, 1346 und 1354 urkunden die Grafen bereits wieder auf Wirtemberg. Allerdings hatte der Stammsitz nunmehr nur noch die Bedeutung einer kleineren Burg, und Stuttgart war mittlerweile, und zwar noch von Eberhard dem Erlauchten, zum förmlichen Grafensitz gemacht worden. Die neuerstellte Burg wurde nach einer abermaligen Zerstörung im Jahre 1360 wieder aufgebaut und bestand bis 1519. Am 15. Oktober jenes Jahres ließ Herzog Wilhelm von Bayern, der Führer des gegen Herzog Ulrich von Wirtemberg kämpfenden schwäbischen Bundes, kurz nach der Niederlage Ulrichs bei Hedelfingen das Stammschloß Wirtemberg niederbrennen. Als jedoch Ulrich nach der für ihn glücklichen Schlacht bei Lauffen wieder Herr seines Landes geworden war, war eine seiner ersten Taten der Wiederaufbau der Stammburg seines Hauses, und in der von Ulrich ihr gegebenen Gestalt blieb dann die Burg bis zu ihrem Abbruch 1819. Ihr Name wurde zuletzt Württemberg geschrieben, jene erst seit König Friedrich allgemeiner gewordene, erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aufgetauchte Schreibweise.

Wenn wir heute die alten, zum Teil sehr schönen handschriftlichen Landbücher über Württemberg, die in der Landesbibliothek in Stuttgart aufbewahrt werden, durchblättern, so finden wir eine Fülle warmen Gedenkens über den Württemberg. Da wird nicht nur der Berg besungen, auch sein N a m e wird dichterisch in Legenden erklärt. Wirtemberg wird zurückgeführt auf einen Spruch des Kaisers zu einem seiner Edelleute: „dir wird der Berg" oder gar, weil der Kaiser so viele Berge hier gesehen habe, sei er in den Ruf ausgebrochen: „Hie nach dem andern wird ein Berg," und so sei dem Wirtemberg der Name geblieben, oder es wird dieser Name abgeleitet von einem Wirt am Berg. — Jakob Frischlin singt in lateinischen Reimen von „Wirtembergo monte rotundo [1])." Aber nicht allein aus dem Volke wurde unser Wirtemberg verehrt, ganz besonders auch seine Fürsten haben ihm Treue bewahrt, wie der wiederholte Aufbau der Burg bezeugt und wie das häufige Hofhalten der Landesfürsten in Wirtembergs Mauern bekundet.

Vergleichen wir damit den W ü r t t e m b e r g, w i e e r h e u t e i s t. Auf der Stätte, wo einst die Burg Württemberg stand, birgt ein

[1]) Wirtemberg, dem runden Berg.



in edlem griechischen Stil aufgeführter, 1824 vollendeter Kuppelbau die irdischen Überreste des Königs Wilhelm I., seiner ersten Gemahlin und beider Tochter, der Prinzessin Marie von Württemberg. Ernste Stille weiht den Ort. Den weißgetünchten Innenraum der Kapelle schmücken in karrarischem Marmor ausgeführte Standbilder der vier Evangelisten. Eine schmale Treppe führt vom Kapellenraum hinab zur Gruft. — Wer heute auf den Württemberg kommt, sucht vergeblich nach einem Reste des alten Stammsitzes; nur die Sarkophage der fürstlichen Toten bezeichnen die Stelle, wo die Burg Württemberg stand. Und wenn wir dann hinabschauen ins Neckartal, wo das Leben der Großstadt Stuttgart, der Hauptstadt Württembergs, flutet, wo bis 1918 das Haus Württemberg blühte und mit ihm das württembergische Volk, so beschleicht uns ein eigenartiges Gefühl, halb Weh und halb Lust. Württemberg, einst so lebensvoll, an seiner Spitze sein „König im Barte, Württembergs geliebter Herr", und Millionen Landeskinder um ihn geschart, und da, wo dieses Fürst und Volk umfassenden Württembergs Wiege stand, nur ein Ruheplatz der Toten. — Kein Stein zeugt mehr von der alten Herrlichkeit — und doch, wie leicht wäre dies anders zu machen! Ich bin auch überzeugt, so wie unser Berg Württemberg heute ist, kann und darf er es nicht bleiben. Unsere vaterländischen Gefühle fordern hier eine Änderung. Dort oben, wo unseres Vaterlandes Geburtsstätte ist, muß auch ein Lebenszeichen aufgerichtet werden, ein Denkmal für Württembergs Herrscher und des württembergischen Volkes Geschichte.

Der Württemberg, wie er hätte werden können. Ganz wie unsere Zeit es fordert, daß man auch die Ideale mit praktischen Interessen, so gut es immer sein kann, verbinde, soll auch der Württemberg eine Stätte reichen Nutzens nach idealer und realer Seite hin werden. Die Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale bedarf schon längst eines Neubaues, in dem sie würdig untergebracht werden kann. Man hat schon einige Pläne dazu vorgebracht und verschiedene Baugebiete empfohlen. Nun, es dürfte gar keine Frage sein: die schönste, die würdigste Baustätte dafür würde unser Württemberg sein. Es gebietet selbstverständlich die Pietät, daß man die heutige Grabkapelle so, wie sie ist, erhalten muß. Aber man umgebe sie mit einem Ringbau, der in einer nach neuzeitlichem Geschmack dem gesamten Landschaftsbilde der Umgebung angepaßten Bauform ausgeführt werde. Ein solcher Bau, der dann die Landesaltertümer, als die ehrwürdigen Zeugen der württembergischen Geschichte, in sich aufnehmen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sollte, würde im Verein mit der andachtgeweihten Kapelle eine Stätte der Erbauung in des Wortes vollster Bedeutung sein. — So schrieb ich im Jahre 1911 und mancher Beifall wurde mir zuteil. Zehn Jahre sind seitdem verflossen. Welch gewaltiger Wandel hat sich inzwischen im weiteren, wie im engeren Vaterland vollzogen. Der Wunsch, daß auf des Württembergs Höhe eine „Landesburg“ erstehen möchte, die die Landesaltertümer in sich vereinigen solle, als hehres Denkmal für des Landes Geschichte, ist heute seines hohen Flugs durch höhere Schicksalsfügung für immer beraubt. Ein Verhängnis hat die volle Erfüllung verwehrt. Aber des Wunsches innerster Kern ist früher als ich hoffen konnte, im Volke selbst verankert worden. Und jene Landesburg rückt aus dem Himmel dichterischen Träumens hernieder in der Großstadt Stuttgart Burg und Schloß. Wo noch vor wenig Jahren „Wilhelm im Barte“ Hof gehalten, rüstet die Gegenwart ein Denkmal der Geschichte. In der Könige Gemächer werden hinfort des Volksstaates Kunst- und Altertümer thronen. Als biedrer Bürgersmann wohnt Wilhelm an des Bodensees Gestade.

Aus: Der Württembergische Schwarzwald. 1911. Mit Schlußwort von 1921.

Der Schillerwein.

Von Hermann Kurz.

Ein armer Weingärtner hatte einen Schillerwein im Keller, der sein ein und alles war. Er liebte ihn wie seinen Augapfel und liebte ihn viel zu sehr, um sich auch nur einen Tropfen davon zu gönnen; im Gegenteil, das Faß lag wohl verspundet und unberührt im Keller, ein stilles Heiligtum. Als aber der Mann krank wurde und zu sterben kam, sagte er zu seinem Weibe: „Ich hab' eine wunderbare Lust, vor meinem Ende auch einmal meinen Schiller zu versuchen; gang, Weib, und hol' mir einen Schoppen herauf.“ Sie aber sah ihn wehmütig und bedächtig an. „O Johannesle, b'hilf di vollends,“ sagte sie. Und er behalf sich und starb, ohne von seinem Schiller gekostet zu haben.

Aus: Erzählungen. 3. Band. Stuttgart 1861, Franckhsche Verlagshandlung.

Im Gäu.

Von J. Eltz.

Westlich von dem Schönbuch und den Fildern dehnt sich das **Gäu** aus, das **obere Gäu** und das **Strohgäu**, die Kornkammer


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Württembergs. Außer Böblingen und Sindelfingen, die an der Grenze der Filder liegen, sind die bekanntesten Orte Weil der Stadt, Leonberg und Vaihingen an der Enz.

An der nach Calw und in den Schwarzwald führenden Bahn liegt Weil der Stadt, eine altertümliche ehemalige Reichsstadt im Würmtal. Von außen schon an den Gräben, Mauern und Türmen und innerhalb an den stattlichen Gebäuden, Kirchen und Kapellen erkennen wir die mittelalterliche Stadt. Ursprünglich den Grafen von Calw gehörig, kam später die Stadt ans Kloster Hirsau, ward aber schon 1275 reichsunmittelbar und blieb es bis zum Jahre 1803, wo sie mit acht anderen Reichsstädten, Klöstern und Stiftern zur Entschädigung für Mömpelgard an Württemberg überging. Das Bürgertum blühte in dieser Stadt bis zum Dreißigjährigen Kriege. Aus ihr gingen der Reformator Johannes Brenz und der Astronom Johannes Kepler hervor; die Geburtshäuser der beiden sind erhalten. Seit dem Dreißigjährigen Krieg und seit der Erstürmung und Zerstörung der Stadt durch die Franzosen unter Varennes hat sich Weil nur langsam und erst im Laufe des 19. Jahrhunderts wieder erholt. Jetzt ist es eine wohlhabende Stadt, in der die Landwirtschaft und das Kleingewerbe blühen. Das Rathaus hat seinen alten Charakter von 1582 wohl bewahrt. Die alte Pfarrkirche ist eine charaktervolle Schöpfung des späten Mittelalters; sie birgt einen Schatz von Arbeiten der Kleinkunst und des Kunsthandwerks. In Weil wohnte der Maler Lukas Moser, der 1431 das Altarwerk zu Tiefenbronn schuf. In der Stadt sind Kepler und Brenz Denkmäler errichtet worden. Dem größten Sohn der Stadt Weil hat Justinus Kerner folgendes Gedicht gewidmet:

Kepler.

Arm, preisgegeben jeglicher Beschwerde,
Vom undankbaren Heimatland vertrieben,
Sah er empor von dieser kalten Erde,
Und lernte recht die warmen Sonnen lieben.
Der Erd' entlehntes Licht er gern entbehrte,
War ihm die hell're Heimat doch geblieben,
Von Sonnengold sein hehres Haupt umflossen,
Stand jeder Himmel vor ihm aufgeschlossen.

(Deutscher Dichterwald 1813.)

Die Oberamtsstadt Leonberg liegt am Saum des Strohgäus auf einem Ausläufer des Engelbergs. Der große Brand von 1895 hat


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erfreulicherweise eine Reihe alter Häuser verschont, so das Rathaus, das Keplerhaus, in dem der große Astronom einen Teil seines Lebens zugebracht hat, das Stadtpfarrhaus, in dem der Philosoph Schelling geboren wurde, vor allem auch das ehemalige herzogliche Schloß, in dem Schillers Mutter wohnte. In dem alten Teil des Schlosses starb 1480 Graf Ulrich von Württemberg, der Vielgeliebte. Später ließ der Herzog Christoph es umbauen. Mit seinen ansehnlichen Nebengebäuden stolz auf der Höhe thronend, erhöht es den malerischen Reiz des Stadtbildes.

Korntal ist eine im Jahre 1819 auf einem alten Hofgut gegründete Gemeinde Altgläubiger, die sich dort nach Art der Brüdergemeinden mit eigener weltlicher und kirchlicher Verfassung einrichteten und gleich diesen ihre vortrefflichen Erziehungs- und Bildungsanstalten haben, deren Zöglinge sich über den ganzen Erdkreis verteilen.

Markgröningen ist ein uraltes Städtchen. Man findet hier schöne alte Holzhäuser, unter denen besonders das prächtige hochgieblige Rathaus mit einem zierlichen Türmchen auffällt. In der frühgotischen Kirche befindet sich die Grabplatte des Grafen Hartmann von Grüningen. Das Chor der im reinsten gotischen Stil erbauten Spitalkirche ist im Garten des 1297 gegründeten Heiliggeistspitals erhalten. In einem ehemaligen Schloß sind jetzt ein Lehrerinnenseminar und ein Waisenhaus für Mädchen untergebracht.

Aus Ludwigsburgs Vergangenheit.

Von Justinus Kerner.

1. Ludwigsburgs Gründung.



Ludwigsburg wurde vom Herzog Eberhard Ludwig (1677 bis 1733) in einer Gegend erbaut, in der er sich öfter der Jagd wegen aufhielt. Die zahlreichen Nachtigallen, die sich in ihr befanden, erfreuten ihn so, daß er sich in einem Hofe, der in dieser Gegend auf einer vom Walde umgebenen Wiese stand, dem Erbachhofe, einige Zimmer zum Übernachten einrichten ließ, woraus später ein Jagdschloß und nachher (seit 1717) diese Stadt entstand. Sie war zu meines Großvaters Zeit (um 1750) noch ganz in ihrem Werden begriffen und bestand erst aus wenig Häusern und Einwohnern; desto mehr mußte er sich mit ihrer Vergrößerung beschäftigen. Ein herzoglicher Befehl hatte allen Städten und Ämtern

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Landes auferlegt, ein Haus auf ihre Kosten in dieser neu erstehenden Stadt erbauen zu lassen. Stadt und Amt Weinsberg hatte das Los getroffen, das Oberamteigebäude daselbst bauen zu müssen — das Haus meiner Wiege. So verlieh mir Weinsberg unbewußt den Platz zur Wiege — wie es mir bald den zum Sarge geben wird [1]).

2. Ludwigsburg zur Zeit des Herzogs Karl.

Mein Geburtsort ist Ludwigsburg, eine der Haupt- und Residenzstädte Württembergs. Der Tag, an welchem ich geboren wurde, war der 18. September 1786. Mein Vater war Oberamtmann in dieser Stadt mit dem Titel eines Regierungsrates.

Während meiner ersten Kindheit regierte noch der Herzog Karl Eugen. Er hatte in Ludwigsburg seine Sommerresidenz, und in dieser Zeit füllten sich die weiten, menschenleeren Gassen, Linden- und Kastanienalleen Ludwigsburgs mit Hofleuten in seidenen Fräcken, Haarbeuteln und Degen und mit den herzoglichen Militärs in glänzenden Uniformen und Grenadierkappen, gegen welche die anderen wenigen Bewohner in bescheidenen Zivilröcken verschwanden. Das prachtvolle Schloß mit seingn weiten Plätzen und Gärten, der nahe Park mit dem sogenannten Favoritschlößchen, die schattenreichen Alleen von Linden und Kastanienbäumen, die in weiten Reihen auf die Stadt zu liefen und selbst in der Stadt die schönsten Schattengänge voll Blüten und Duft bildeten, der große weite Marktplatz der Stadt selbst mit seinen Arkaden waren oft der Schauplatz der Vergnügungen dieses weltlustigen Fürsten, Schauplätze von Festen, die, gedenkt man ihrer in der jetzigen Zeit, einem wie bunte Träume erscheinen. So fanden in der dem Schlosse gegenüber gelegenen Favorite die ungeheuersten Feuerwerke statt, mit einem Aufwande, der dem am Hofe von Versailles gleichkam. Auf dem bei der Stadt gelegenen See wurden Feste gegeben, bei denen schöne Mädchen der Stadt als Seeköniginnen figurieren mußten. In seinen früheren Zeiten schuf der Herzog oft im Winter, in den sein Geburtstag fiel, Zaubergärten, ähnlich denen, die in den Erzählungen von „Tausend und eine Nacht“ vorkommen. Er ließ in der Mitte des Herbstes über die wirklich bestehenden schönsten Orangengärten von 1000 Fuß in der Länge und 100 in der Breite ein ungeheures Gebäude von Glas errichten, das sie vor der Einwirkung des Winters schützte. In dessen Wänden verbreiteten zahllose Öfen Wärme. Das

[1]) Kerner starb aber erst 1862 und wurde auf dem Weinsberger Friedhof beerdigt.



Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganze Gewölbe des großen Gebäudes trug das schönste Grün, und es hing so in der Luft, daß man keinen einzigen Pfosten bemerkte. Da bogen sich Orangenbäume unter dem Gewicht ihrer Früchte. Da ging man durch Weingärten voll Trauben wie im Herbste, und Obstbäume boten ihre reichen Früchte dar. Andere Orangenbäume wölbten sich zu Lauben. Der ganze Garten bildete ein frisches Blätterwerk. Mehr als 30 Bassins spritzten ihre kühlen Wasser, und 100 000 Glaslampen, die nach oben einen prachtvollen Sternenhimmel bildeten, beleuchteten nach unten die schönsten Blumenbeete.

In diesem Zaubergarten nun wurden die großartigsten Spiele, dramatische Darstellungen und Ballette und Tonstücke von den größten Meistern damaliger Zeit ausgeführt. Das war noch die Zeit der stürmischen Periode dieses Herzogs, wo er bei einem solchen Fest einmal in weniger als fünf Minuten für 50 000 Taler Geschenke in geschmackvollen Kleinodien an die anwesenden Damen austeilte.

Auf dem großen Marktplatze, auf dem die Oberamtei, das Haus meiner Geburt, stand, wurden venezianische Messen gehalten. Der große Marktplatz war zeltartig mit Tüchern bedeckt, Verkäufer und Käufer waren maskiert. Es war ein buntes Getümmel von Masken, welche die tollsten Aufzüge und Spiele ausführten, worunter nicht das stärkste ein riesenhafter Heiducke des Herzogs war, der, in die Maske eines Wickelkindes gekleidet, in einer Wiege herumgeführt und mit Brei von einer Amme, die ein Zwerg war, gespeist wurde. Von den Fenstern des Oberamteigebäudes konnte man den Marktplatz am besten überschauen; daher nahm der Herzog in solcher Zeit mit seiner Gemahlin Franziska den Aufenthalt daselbst.

Meine Eltern mußten da jedesmal Raum schaffen, ja, auch die unteren Gelasse des Hauses, wo die Schreibstuben waren, mußten geleert werden, denn hier wurde in solcher Zeit eine Pharobank (Glücksspiel) eingerichtet.

Der Herzog mit seinem goldbordierten Hütchen, einer mit Buckeln versehenen, gepuderten Frisur mit einem Zöpfchen, seinem kirschroten Rocke, seiner gelben Pattenweste, seinen gelben Hosen, hohen Stiefeln und Stiefelstrümpfen und die Herzogin in weitem Reifrocke mit schlanker Taille, hoher gepuderter Frisur, auf der hoch oben eine gelbe Bandschleife wie ein Kanarienvogel saß, sind meine ganz in Nebel schwimmenden, traumhaftesten Erinnerungen.

Außer den venezianischen Messen gab es auf dem großen Marktplatze vor dem väterlichen Hause auch noch andere Auftritte, die sich in eine kindliche Phantasie fest einprägten.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hier marschierten oft die riesigen Grenadiere — man hieß sie Legioner des Herzogs — zur Parade oder bezogen die nahestehende Hauptwache. Sie waren nach dem Schnitte der Leibgarde Friedrichs des Großen gebildet, in Größe und Gestalt von Pappelbäumen, in roten Fräcken mit schwarzen Aufschlägen, und hatten auf den gepuderten Häuptern über den steinharten Zöpfen hohe spitze Grenadiermützen sitzen, die mit gelbem Bleche beschlagen waren. Oft hatte man hier auch derben Ohrenschmaus von einer Versammlung von Tambours, nach deren Trommelschlag ein gnädiger Pardon den diesem Soldatenjammer entlaufenen Landeskindern verkündigt wurde. Nicht selten fand auch auf diesem Platze die leidige Exekution eines Spießrutenlaufens statt oder konnte man aufgerichtete Galgen bewundern, an denen die Namen Desertierter angeschlagen waren.

Es ist mir noch wie ein Traum, daß ich die letzte, späteste Lieferung der von dem Herzog Karl an Holland verkauften, nach dem Kap bestimmten Truppen unter dem Gesang des schönen Liedes von Schubart: „Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark!“ die Schloßallee hinabziehen sah.

Noch lebendiger aber erinnere ich mich eines anderen Zuges — des nächtlichen Leichenzuges des Herzogs zur Gruft seiner Väter im Corps de Logis des Schlosses [1]). Wachskerzen und brennende Pechkränze waren von dem Tore an, durch das man von Stuttgart kommt, bis zur Schloßkirche aufgestellt. Durch diese ging der Zug mit der Leiche des Herzogs, von acht schwarz behängten Schimmeln gezogen, gefolgt von Wagen, Trabanten und Reitern, aber nicht langsam und feierlich, sondern unbegreiflicherweise rasch dem Dunkel zu, in dem aller Erdenglanz auf immer erlischt.

Der zum Himmel aufwirbelnde Rauch der Wachsfackeln und Pechkränze bildete hoch über den Alleen, dem Schloß und den Häusern der Stadt in dem erhellten Nachthimmel die sonderbarsten Gestalten, gleichsam einen gespenstischen Zug, mit dem mir der Geist des Herzogs über seiner Leiche zu schweben schien. Später, als nach der Regierung des Herzogs Ludwig eine große Stille eintrat und die Räume des Schlosses sehr verlassen standen, gebrauchten wir Knaben gerade oft jenen Teil des Corps de Logis des Schlosses, wo die Gruft sich befindet, zu unseren Soldatenspielen und blickten da oft durch das am Erdgeschoß befindliche Gitter auf den mit rotem Samt beschlagenen Sarkophag des Herzogs Karl und die anderen fürstlichen Särge nieder.

---

[1]) Der Herzog starb am 24. Oktober 1793.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3. Ludwigsburg nach dem Tode des Herzogs Ludwig.

Schon nach dem Tode des Herzogs Karl und noch mehr nach dem Tode des Herzogs Ludwig wurde Ludwigsburg durch Abzug des Hofes und eines Teiles vom Militär sehr verödet. Bevölkerung und Gewerbe waren ohnedies klein und desto auffallender die Menschenleere in den langen, weitgebauten Straßen. Ich erinnere mich noch mancher Sonntage, wo nachmittags der große Marktplatz vor unserem Hause so still war, daß man auf demselben fast die Perpendikel der benachbarten Turmuhr gehen hörte. In den Arkaden waren oft die einzige Bevölkerung die umherlaufenden Hühner, und nur das Krähen derselben unterbrach die Stille, die oft ringsherum herrschte. Eine auf die Hauptwache ziehende Schildwache, ein in der Ferne durch die Straßen ziehender Perückenmacher waren oft stundenlang die einzigen Figuren, die man von den Fenstern der Oberamtei in dem großen Raume erblickte außer der stehenden steinernen Figur des Herzogs Eberhard Ludwig, des Erbauers dieser Stadt, die mitten auf dem Markte auf dem Brunnen stand. Es war in Wahrheit so, wie ich in meinen „Reiseschatten" anführte, wo die Stadt Ludwigsburg unter dem Namen Grasburg vorkommt, weil aus dem unbetretenen Pflaster mancher Straßen und Plätze hohes Gras wuchs.

Aus: Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. 1849.

Das heutige Ludwigsburg.

Von C. Belschner.

O Lindenduft, o Lindenbaum!
Ihr mahnt mich wie ein Kindheitstraum,
Wo ich euch immer finde.
Die Linden lieb' ich überaus;
Es stand ja meines Vaters Haus
Im Schatten einer Linde.

Was hier der berühmte Gelehrte und Schriftsteller David Friedrich Strauß in gemütvollen Versen von seinem Vater**haus** rühmt, das darf heutzutage mit Fug und Recht von seiner ganzen Vater**stadt** gesagt werden. Gibt es doch nicht leicht irgendwo eine größere Stadt, in der sich die menschlichen Siedlungen in gleich inniger Weise mit der lebensfrischen Natur zu einem so eigenartigen Ganzen vereinigen wie in Ludwigsburg. Durch eine große Anzahl der weiträumigen



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

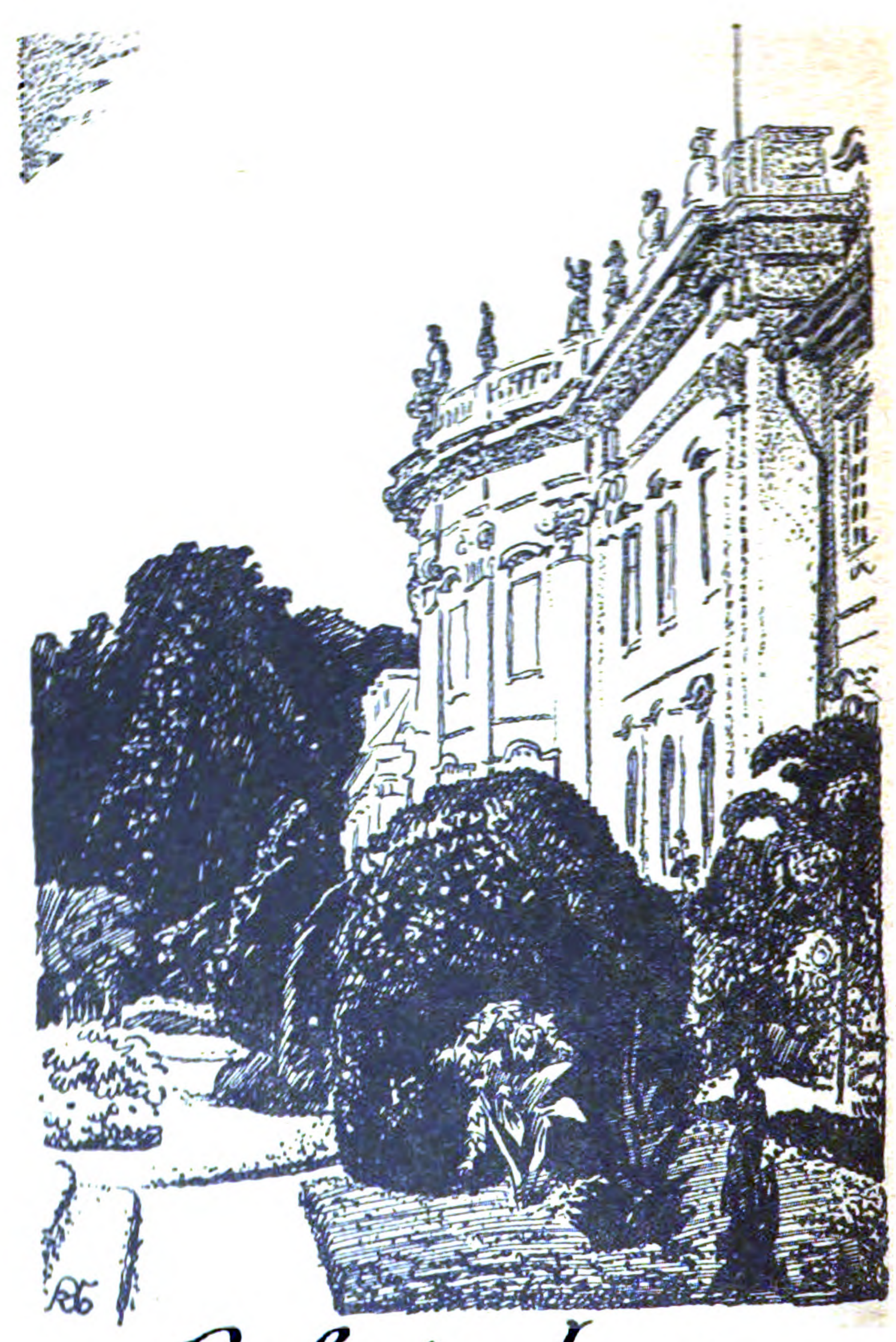
Straßen ziehen sich herrliche Baumgänge hin, von denen sich einige noch kilometerweit in die Nachbarorte fortsetzen. Hier wird unser Auge ergötzt von dem lebhaften Grün anmutiger Akazien, die, Baum an Baum gereiht, uns durch die ganze Stadt das Geleite geben; dort ruht unser Blick auf erquickenden Rasenplätzen; da lustwandeln wir unter munterem Vogelgezwitscher im Schatten majestätischer Linden, die uns im Sommer mit ihrem würzigen Duft umschmeicheln, und nebenan umfängt uns das stimmungsvolle Halbdunkel eines lebendigen gotischen Domes, gebildet aus himmelanstrebenden Kastanien, die zur Blütezeit ihr dichtes, sattgrünes Blätterdach mit Millionen weißer Kerzen beleuchten; und haben wir diese hehren Halle der Natur durchwandelt, so stehen wir vor einem großartigen Werke der Kunst, vor dem unabsehbaren Schloßbau, der weit und breit nicht seinesgleichen hat.

Einst stand an der Stelle, auf der sich jetzt die weitausgedehnten Schloßgebäude erheben, ein einsamer Meiereihof, in dessen nächster Nähe sich verschiedene kleine, von allerlei Wild belebte Wälder mit reichem Unterholz und mehrere kleine Seen befanden. Herzog Eberhard Ludwig (1676—1733) fand besonderes Wohlgefallen an diesem Platze. Der reiche Wildbestand und der verlockende Gesang der Nachtigallen zogen ihn mächtig an und veranlaßten ihn 1704 zum Bau eines Schlosses, für den er zuerst in Joh. Fr. Nette und dann in Giuseppe Frisoni hervorragende Baumeister gewann. Was diese Künstler im Laufe von 30 Jahren Bauzeit geschaffen haben, gehört zu den schönsten Werken der deutschen Barockkunst. Die Innenräume der aus 16 unter sich verbundenen Gebäuden bestehenden Schloßanlage, die sich um drei Höfe gruppiert, bergen eine Fülle von wunderbaren Sälen und Kabinetten, die eine hochentwickelte Kunst und unerschöpfliche Erfindungskraft mit den seltensten Reizen ausgestattet hat.

Und was haben diese Räume nicht alles gesehen? Es ist, als sei der Geist der Geschichte hier mit verdoppeltem Eifer geschäftig gewesen, um die spät entstandene Schöpfung mit einer so reichen Fülle von Ereignissen zu verknüpfen, wie sie andere ähnliche Bauwerke kaum in vielen Jahrhunderten erlebt haben. Welch glänzende Feste und Lustbarkeiten zur Zeit des Gründers und der habsüchtigen „Landesverderberin“ Grävenitz! Welche Aufregung im ganzen Lande, als hier Herzog Karl Alexander 1737 in dem unheimlich prächtigen Spiegelzimmer des alten Hauptbaues unerwartet sein Leben aushaucht!

Eine Zeit der Verödung; dann kommt durch den prachtliebenden Herzog Karl Eugen wieder neues Leben in die verlassenen Räume.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Ludwigsburg

Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Im Schlosse gehen täglich Fürstlichkeiten von nah und fern, eine Schar von Adligen, Höflinge aller Art, Abenteurer und Künstler in bunter Mischung aus und ein, um die rauschenden Festlichkeiten, deren Beschreibung uns heutzutage wie ein Märchen anmutet, mitzufeiern. Da widerhallen die Säle und das Theater von den süßesten Tönen, die der Zauberstab Jomellis, des einstigen Kapellmeisters der Peterskirche zu Rom, seinem aus lauter Virtuosen bestehenden Orchester zu entlocken weiß; ein Noverre führt seine sinnigsten Ballette auf, und der „Tanzgott“ Vestris aus Paris tanzt um königlichen Lohn mit berückender Kunstfertigkeit. Es entsteht hier das schönste und größte Opernhaus von ganz Deutschland, das einst auch die ungeteilte Bewunderung Goethes fand.

Abermals, und diesmal gänzlich verlassen, wird das vereinsamte Schloß nach Jahren erst Sommerresidenz des alternden Herzogs Ludwig Eugen und bald darauf der Mittelpunkt großer Ereignisse, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich ziehen. Herzog Friedrich II. besteigt 1797 den Thron seiner Väter und verschönert das Schloß und dessen Umgebung mit dem ihm eigenen Kunstsinn und mit feiner Empfindung für die Schönheit romantischer Natur. Die Tage des Glanzes sind wiedergekehrt, und jetzt wird das Schloß für Augenblicke sogar zum Ausgangspunkt der europäischen Politik. Am 2. Oktober 1805 trifft Napoleon I. hier ein und zwingt durch sein einschüchterndes, drohendes Wort: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich!“ den Kurfürsten zur Gefolgschaft. Am folgenden Tage geht eine Kriegserklärung an Österreich ab, und Siegesnachricht um Siegesnachricht folgt ihr auf dem Fuße. Mit Riesenschritten schreitet die Zeit ihren Gang. Am 1. Januar 1806 wird Friedrich unumschränkter König eines Landes von mehr als verdoppeltem Umfang. Ludwigsburg ist und bleibt seine Sommerresidenz, sein erklärter Lieblingssitz. Napoleon besucht ihn wiederholt am dortigen Hofe; am 2. Juni 1815 halten auch Kaiser Franz I. von Österreich und Alexander von Rußland Einzug in Ludwigsburg. Im folgenden Jahre, am 30. Oktober 1816, stirbt König Friedrich; in der Fürstengruft unter der Schloßkapelle, wo alle seine Vorgänger von dem Gründer der Stadt an beigesetzt sind, findet er seine letzte Ruhestätte. Nach seinem Tode behält seine Gemahlin Mathilde dauernd ihren Wohnsitz im Schlosse. Drei Jahre später wird die Ständeversammlung dorthin berufen, die im Verein mit der Regierung dem Land die längst ersehnte Verfassung geben soll. Die Bemühungen sind diesmal von Erfolg gekrönt; am 25. September 1819


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

findet im Schlosse ihre feierliche Bestätigung durch den König und die Stände statt. Dann — welch ein Wandel der Zeiten! Genau hundert Jahre später wird in den gleichen Räumen die durch die neuesten Ereignisse ins Leben gerufene republikanische Verfassung verkündigt.

Doch von all den Erinnerungen in den einsamen Räumen,

Von Klängen und von Bildern
Wird mir da mächtig bang,
Man sänge, sie zu schildern,
Wohl ein Jahrhundert lang.

Darum hinaus ins Freie! Der Zauberwald der Anlagen, die König Friedrich der Hauptsache nach aus einem öden Steinbruch in einen anziehenden Lustgarten umgeschaffen hat, nimmt uns auf. Welch anderer Geist umfängt uns da! Dort auf steilem Felsen an der Emichsburg umflüstert uns Äolsharfenton, und ein Hauch des alten Rittertums weht uns an, während ringsum eine lebensprühende, üppige Natur zum Genuß der Gegenwart auffordert.

Man muß vom Schloß und von seiner Umgebung ausgehen, wenn man das richtige Gesamtbild von Ludwigsburg erhalten will. Ist doch von dem einsamen Fürstensitz auf dem Erlachhof, wie in Mannheim und Karlsruhe, die Gründung der Stadt ausgegangen. Im Jahre 1709 lockte Eberhard Ludwigs Fürstenwort unter Zusicherung weitgehender Vergünstigungen die Ansiedler von nah und fern herbei. Anfangs ganz vom Hof und von seiner jeweiligen Gunst oder Ungunst abhängig, ist die Stadt nach schweren Wechselfällen allmählich bis auf 25 000 Einwohner angewachsen. Lange Zeit eine abhängige Garnison- und Beamtenstadt ist sie in den letzten Jahrzehnten, in denen sich ihr industrielles Leben zu reicher Blüte entwickelt hat, eine wirtschaftlich selbständige Stadt geworden, und es ist erfreulich zu beobachten, wie der Fremdenverkehr in ihr mit jedem Jahre einen größeren Umfang annimmt. Namentlich die benachbarte erste Hauptstadt hat ihr langgehegtes Vorurteil gegen die einstige Nebenbuhlerin aufgegeben, und es vergeht wohl kein Sonntag mehr, an dem nicht Hunderte von Besuchern aus der Nähe und Ferne Ludwigsburg zum Zielpunkt ihrer Ausflüge wählen.

Ein freundliches Bild breitet sich die Stadt behaglich zwischen zwei kleinen einladenden Wäldchen aus. Im Süden verliert sie sich in den vielgepriesenen Salonwald, an dessen Rand sich ein 45 m hoher Aussichtsturm erhebt. Von dessen Zinne aus kann der Besteiger dem schönen


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Württemberger Land so recht mitten ins Herz hineinsehen. Von den Bergen der Alb bis hinab zu den Höhen des Odenwaldes durchmißt der Blick das vielgestaltige Land, durch dessen Mitte sich der Neckar wie ein Silberfaden dahinzieht. Im Norden umrahmt die Stadt der Favoritepark, in dessen reizendem Schlößchen die überaus wertvolle Bildersammlung Altwürttemberg zu lohnendem Besuch einlädt. Majestätische Baumgänge geleiten den Wanderer von hier aus zu dem verlockend schönen Monrepos.

Zu aussichtsreichen Höhen, die einen herrlichen Blick auf das Neckartal und die Berge des Unterlandes eröffnen, steigt man im Osten hinan, während die Stadt im Westen ohne bestimmte Grenze übergeht in ein fruchtbares Garten- und Ackergelände, aus dem der wohlgeformte rebengrüne Asperg als Beherrscher der Gegend in einsamer Ruhe emporragt. Zwar fehlt der Stadt das belebende Element des munter dahingleitenden Flusses, dafür aber hat sie sich auch nach Neigung und Bequemlichkeit in die Breite ausgedehnt. Ihre geraden, lichten luftigen Straßen, die mit Anwendung großer Maße gezogen und überall mit bequemen, sauberen Gehwegen versehen sind, verlaufen ganz in der Richtung der Himmelsgegenden und gestatten nach allen Seiten den befreienden Durchblick in die Ferne. Der eigenartige Bau der Häuser vervollständigt den Eindruck des Ganzen.

Ganze Stadtviertel, in denen der künstlerische Geschmack der Gegenwart zum Ausdruck kommt, haben sich in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege der Altstadt angegliedert.

Das Gesamtbild der Stadt tritt vom Aussichtsturm und vom Kaiserstein beim Römerhügel am schönsten in den Gesichtskreis; freundlich ist auch die Aussicht von der Pflugfelder Höhe und selbst der flüchtige Blick vom Bahnwagenfenster, wenn der Zug die Stadt verläßt oder bevor er in den Bahnhof einfährt. Ein solcher Überblick zeigt aber auch, daß die Stadt auf keiner Seite eingeengt ist. So gewährt sie den Luftströmungen überall freien, ungehinderten Zutritt. Daher ist die Luft dort immer frisch und rein, und diesen Vorzug hat Ludwigsburg besonders vor der ersten Hauptstadt des Landes voraus.

So ist Ludwigsburg zwar die jüngste, aber nicht die geringste unter den Städten des schwäbischen Landes. Ein ganz eigenartiger Zauber waltet über dieser Stadt. Natur und Kunst haben ihre unsichtbaren Fäden gesponnen, und eine ereignisreiche Vergangenheit hat sie geheimnisvoll aufs wundersamste miteinander verwoben, und es ist durchaus nicht zufällig, daß Ludwigsburg eine so stattliche Reihe hervor-


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ragender Männer aus seinen Mauern hat hervorgehen sehen. Hat nicht Schwabens größter Sohn, Friedrich Schiller, hier Jugendeindrücke empfangen, die für sein ganzes Leben entscheidend waren, und haben sich nicht alle als Dichter und Denker berühmt gewordenen Söhne Ludwigsburgs, ein Justinus Kerner, Eduard Mörike, Friedrich Theodor Vischer, David Friedrich Strauß, Friedrich Notter, Ernst Friedrich Kauffmann und viel andere dankbar der mannigfachen Eindrücke und Anregungen erinnert, die ihnen der heimatliche Boden als köstliches Erbgut ins Leben mitgegeben hat?

Schiller bewahrte der Stätte seiner Jugendjahre zeitlebens eine treue Anhänglichkeit; diese bewog ihn auch, im Herbst 1793 für ein halbes Jahr in Ludwigsburg seinen Wohnsitz zu nehmen. Wenige Tage nach seiner Ankunft schrieb er an seinen Freund Körner: „Die Stadt ist überaus schön und lachend, und ob sie gleich eine Residenz ist, lebt man darin wie auf dem Lande.“ Eduard Mörike ließ, sofern es ihm nur die Verhältnisse gestatteten, keinen seiner Geburtstage vorübergehen, ohne seinem „unvergleichlichen Ludwigsburg“ einen Besuch abzustatten, um daselbst „unbeschrien und einsam die alten Pfade der Kindheit zu beschleichen“. David Friedrich Strauß hat die Stadt, in der seine Wiege stand, in köstlichen Versen besungen, und der große Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer rief ihr, noch in späten Jahren gern der Freuden seiner Jugend in der Vaterstadt gedenkend, die warm empfundenen Worte zu:

Das sind die alten Wege,
Die schattigen Alleen,
Des Parkes alte Stege,
Felsburg und kleine Seen.
Das sind die alten Gassen,
Der Marktplatz weit und breit,
Vollauf ist Raum gelassen
Für Kinder-Lustbarkeit.
Das sind die Laubengänge,
Die uns so wohl behagt,
Durch deren luft'ge Gänge
Wir jauchzend uns gejagt.

Aus: Führer durch Ludwigsburg und Umgebung. 4. Auflage. Ludwigsburg, J. Aigner.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Feste Hohenasperg.

Von M. Biffart.



ein Ortsname klingt dem Ohre des Württembergers so bekannt als der der Feste Hohenasperg, und selbst im Auslande hat derselbe eine gewisse Berühmtheit erlangt. Zwar verdankt er diese weniger den wundersamen Schicksalen und Ereignissen, welche die Festung, die in der Geschichte Württembergs stets eine wichtige Rolle gespielt hat, betrafen, als vielmehr dem gefürchteten Rufe, den sie als Staatsgefängnis bekam. Gewiß wird es daher für viele von Interesse sein, die Geschichte dieses merkwürdigen Platzes kennen zu lernen.

Etwa dreiviertel Stunden nordwestlich von Ludwigsburg ragt aus dem schönen, wellenförmigen Plateau, das sich zwischen der Enz, Glems und dem Neckar ausbreitet, frei und steil ansteigend ein hoher, mit Reben umgürteter Bergkegel empor, der Hohenasperg. Mächtige Wälle, dunkle Mauern und Türme krönen den flachen Scheitel des Berges und schauen ernst herab auf die blühenden Fluren, die einst so oft unter dem Donner der Geschütze der Feste gezittert und von Kriegsscharen aus aller Herren Länder verheert wurden, die gekommen waren, ihre Banner auf den Zinnen derselben aufzupflanzen. Jetzt herrscht Ruhe und Schweigen um den Berg; der Winzer hat sich der Außenwerke der Feste bemächtigt, und die tiefen Festungsgräben sind in blühende Gärten verwandelt. Das Arsenalgebäude birgt nicht mehr todbringende Geschosse und Waffen; an den engvergitterten Fenstern derselben zeigen sich die blassen Gesichter unglücklicher Gefangener, die ihre Verirrungen und die Verletzung der Gesetze mit strenger Haft büßen — Hohenasperg ist ein Staatsgefängnis geworden.

Von den Grafen von Asperg hat der letzte seines Namens, Graf Ulrich III., Stadt und Berg Asperg nebst dem übrigen Glemsgau 1308 an seinen Oheim, den Grafen Eberhard den Erlauchten von Württemberg, abgetreten. 1312 wurde die Burg zerstört, aber schon nach zwei Jahren wieder aufgebaut. Das neue Asperg bestand aus einem Schloß, einem großen Viereck und einem Hofe, von hohen Türmen, Vorwerken und einem breiten Graben umgeben, und dem unweit desselben an der Südwestseite des Berges gelegenen Städtchen, das etwa 20 Häuser mit 103 Einwohnern zählte.

Unter der Regierung des Herzogs Ulrich wurde Asperg 1519 von dem


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

berühmten Georg von Freundsberg belagert, doch erhielt der Kommandant der Festung, Hans Leonhard von Reischach, mit seiner Besatzung freien Abzug. Auch später wechselte die Burg mehrfach ihren Besitzer.

Kaum hatte Herzog Ulrich die Ruhe in seinem Lande hergestellt, so dachte er vor allem daran, die festen Plätze in verteidigungsfähigen Zustand zu setzen. Insbesondere war es Asperg, das er gänzlich umschuf und zu einer für die damalige Zeit starken und haltbaren Festung machte. Er ließ 1535 das Städtchen Asperg sowie die Schlösser Asperg und Richtenberg abbrechen. Die Einwohner des Städtchens siedelten sich am Fuß des Berges an und vereinigten sich mit dem Dörfchen Weichenberg, das von nun an den Namen Unterasperg erhielt. Auf dem Berge selbst ließ der Herzog mit einem Kostenaufwand von 67 000 Fl. eine regelmäßige Festung mit Bastionen und Türmen anlegen, die den Namen Hohenasperg erhielt.

Infolge des schmalkaldischen Krieges erhielt Hohenasperg sechs Jahre lang eine spanische Besatzung. Nach deren Abzug wurde die Festung mit bedeutenden Mitteln verstärkt. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde sie elf Monate lang (September 1634 bis Juli 1635) belagert. Württemberg hatte zu seinem Schaden ein Bündnis mit Schweden geschlossen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen ergossen sich die Kaiserlichen über Württemberg und belagerten Hohenasperg, in das sich zahlreiche Bewohner der Umgegend geflüchtet hatten. Die Schweden, die in der Festung lagen, verfuhren bei ihren Ausfällen gegen die Einwohner der umliegenden Dörfer ebenso grausam wie die Kaiserlichen; sie plünderten, wo sie etwas fanden, erhoben Kontributionen und nahmen sogar Geiseln mit fort. Nach vielfachen Plänkeleien wurde mit einer ernstlichen Belagerung der Festung begonnen, und schließlich mußte diese kapitulieren. Hohenasperg behielt vierzehn Jahre lang die kaiserliche Besatzung und wurde erst nach dem westfälischen Frieden, 1649, an Württemberg zurückgegeben.

Als 1688 die Franzosen ins Land einfielen, mußte Hohenasperg kapitulieren, um Stuttgart und Cannstatt vor einer Einäscherung zu schützen. Auch 1693 besetzten die Franzosen es wieder bei ihrem Einfall. Der Dauphin ließ es durch 400 Mann unter General Uxelles besetzen, die aber die Festung bald wieder verließen. Dies war das letzte Zucken des kriegerischen Lebens der Festung, die von nun an für den Krieg ohne Bedeutung blieb, obgleich die Festungswerke in der Eile wiederhergestellt wurden.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seit 1734 dient Hohenasperg als Staatsgefängnis. Nach dem Tode des Herzogs Karl Alexander hatte die Festung die Ehre, dessen Minister und Genossen, den Juden Süß Oppenheimer, die Räte von Bühler, Metz und Hallwachs sowie den Generalmajor von Remchingen als Gefangene in sich aufzunehmen. Süß Oppenheimer hatte dem Herzog als Geldmakler gedient und sich bei ihm so einzuschmeicheln gewußt, daß er zum geheimen Finanzrat und allmächtigen Minister erhoben worden war. Er hatte durch betrügerische Finanzoperationen im Verein mit einigen Genossen das Land ausgesaugt. Wegen Amtserschleichung, Betrugs, Hochverrats und Majestätsverbrechens wurde er zum Tode verurteilt und bei Stuttgart durch den Strang hingerichtet. Seine Genossen kamen mit Amtsentsetzung, Landesverweisung oder der Flucht davon.

Unter der Regierung des Herzogs Karl, der keinen Willen über sich kannte und sich nicht scheute, gewalttätige Maßregeln zu ergreifen, wenn es sich darum handelte, sich Gehorsam zu erzwingen, war Hohenasperg der Schauplatz mannigfacher Gewalthandlungen und Willkürjustiz. Dabei wurde des Herzogs eiserne Strenge nicht selten durch die Härte des Gouverneurs, namentlich des Generals Rieger, gesteigert. Der Herzog selbst besuchte Hohenasperg sehr oft, meist in Begleitung der Gräfin Franziska von Hohenheim, seiner späteren Gemahlin. Zu den bekanntesten Gefangenen in dieser Zeit gehörte der Oberamtmann Huber von Tübingen, der sich gegen das gesetzwidrige Eintreiben von Steuern gewehrt hatte, vor allem aber der Dichter Schubart, der vom 23. Januar 1777 bis zum 11. Mai 1787 auf Hohenasperg gefangen saß.

Der Herzog und nachmalige König Friedrich war so streng und so reizbar, daß Beamte und Offiziere stets fürchten mußten, nach Hohenasperg verschickt zu werden. Schon kurz nach seinem Regierungsantritt hatte er eine Anzahl widerspenstiger Ständemitglieder auf die Festung geschickt. Die Besatzung wurde bis auf 2000 Mann erhöht. Als König Wilhelm 1816 die Regierung antrat, wimmelte Hohenasperg von Gefangenen aller Art, bis ihre Reihen durch die Gnadenakte des neuen Königs bedeutend gelichtet wurden. 1839 wurde daselbst eine besondere Militärgefängnisanstalt errichtet, aber 1844 mit der Militärstrafanstalt in Stuttgart vereinigt. Wenn auch unter König Wilhelm eine viel größere Milde herrschte als unter seinem Vater, gab es doch während seiner Regierung drei Episoden, die Hohenasperg mit zahlreichen Gefangenen bevölkerten: die Zeit des Jugendbundes von 1825 (Burschenschaftsbewegung), die Militärverschwörung in Ludwigsburg (1833) und


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Märzbewegung von 1848. Berthold Auerbach büßte 1837 hier zwei Monate Festungshaft wegen Teilnahme an revolutionären Umtrieben der Burschenschaft ab. Im Jahre 1849 gelang es dem hier gefangen gehaltenen Parlamentsmitglied Rösler von Öls, dem sogenannten Reichskanarienvogel, zu entwischen, indem er sich an der vorderen Ecke der Mauer rechts vom Pavillon herabließ.

Seit 1884 ist das Gefängnis in der vormaligen Festung eine Filiale der Strafanstalt zu Ludwigsburg.

Nach: Geschichte der württembergischen Feste Hohenasperg und ihrer merkwürdigsten Gefangenen. Stuttgart 1858, Karl Aue.

Aus Schubarts Leben.

Von M. Biffart.

Christian Friedrich Daniel Schubart war 1739 zu Obersontheim (Grafschaft Limburg), wo sein Vater Kantor, Präzeptor und Pfarrverweser war, geboren. Der junge Schubart erhielt seine erste Bildung von seinem Vater, besuchte dann die Lyzeen zu Nördlingen und Nürnberg und studierte endlich Theologie in Ellwangen. Später lebte er in Ulm und schrieb dort die „Chronik", ein Zeitungsblatt, das, 1774 begonnen, die Aufmerksamkeit der damaligen gebildeten Welt auf sich zog und viel gelesen wurde.

Dieses Zeitungsblatt war Schubarts Unglück. Die Keckheit seiner Äußerungen und die Unvorsichtigkeit in seinen satirischen Ausfällen zog ihm Todfeinde zu. Wodurch er sich den Herzog Karl zum Feinde gemacht, ist nicht erwiesen. Man glaubt, folgendes, auf den Herzog gemünztes Distichon habe den ersten Anstoß gegeben:

Als Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein.

Der württembergische Oberamtmann Scholl von Blaubeuren wurde beauftragt, Schubart, den er gut kannte, auf württembergisches Gebiet zu locken. In der Wohnung des Oberamtmanns wurde Schubart vom Adjutanten des Herzogs, Major von Varnbühler, in Empfang genommen und nach Hohenasperg geführt. Bei seiner Ankunft auf der Festung war Herzog Karl mit seiner Gemahlin, der Gräfin Franziska von Hohenheim, zugegen.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schubart bat den ebenfalls anwesenden Festungskommandanten, General von Rieger, um Verwendung für seine Familie und erhielt die tröstliche Antwort, daß der Herzog seiner Frau einen Gnadengehalt von jährlich 200 Fl. bewilligt und seine Kinder in die Akademie aufgenommen habe. Schubart wurde nun in das für ihn bestimmte, im sogenannten Schubartsturme befindliche Gefängnis gebracht, ein enges Gemach mit einem Ziegelboden. Ein eiserner Ring an der Wand sollte den Gefangenen erinnern, daß er auf Befehl des Herzogs angeschlossen werden könne, wenn er sich unruhig bezeige. Er betrat sein Gefängnis, nicht ganz 39 Jahre alt, am 23. Januar 1777. Ein Verhör wurde nie mit ihm angestellt, auch der Grund seiner Verhaftung ihm nie mitgeteilt.

Häufig erhielt er Besuche von Pfarrer Hahn, und General von Rieger selbst nahm sich Mühe, Schubart zum Pietismus zu bekehren. Man gab ihm anfangs keine Lektüre als die Bibel, und erst später erhielt er die Bücher mystischer Theologen. Bei solcher Lektüre war es nicht schwer, seine warme Phantasie für eine trübe Mystik und phantastische Theosophie zu gewinnen. Er blieb dem Mystizismus auch in der Folge, selbst bei Gelagen mitten unter Zechbrüdern, getreu, ohne seine heitere Laune zu verleugnen.

Zuweilen erquickte der Kommandant Schubart mit Speise und, was ihm am liebsten war, mit Wein; letzteres hauptsächlich, wenn er einen wichtigen Brief für den General aufsetzen oder ein Gelegenheitsgedicht machen mußte. Er brauchte dazu den Wein zur Hebung seiner geistigen Kraft und nahm in Ermangelung desselben auch mit Schnaps vorlieb.

Aus der engen Haft, die 377 Tage gedauert, wurde Schubart am 3. Februar 1778 befreit und ihm ein luftiges, trockenes und freundliches Zimmer im Arsenalbau angewiesen. Ein Jahr später erschien der Herzog auf Hohenasperg und stellte ihm für das folgende Jahr seine Befreiung in Aussicht; allein die von Schubart gedichtete „Fürstengruft“ schob diesen Akt der Gnade noch weiter hinaus. Dagegen erhielt der Dichter Festungsfreiheit, d. h. er durfte ohne Aufsicht in der Festung umhergehen. Er beschäftigte sich nun viel mit Musik und errichtete aus den Soldaten der Garnison ein Theater, das stark und sogar vom Herzog selbst besucht wurde. Bald verfiel er nun wieder in seinen alten Leichtsinn. Der Hang zu Trunk und Verschwendung zeigte sich stärker als je.

„Der Herzog ist ein Satan gegen mich,“ sagt Schubart in einem Briefe vom 15. Januar 1785; „zwei Mördern erlaubte er, ihre Weiber zu sprechen, wenn sie wollten; m i r , der acht Jahre in unverschuldeter Gefangenschaft schmachtet, verweigert er den gleichen Trost.“ Im



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

selben Jahre erhielt Schubart die Erlaubnis, seine Gedichte herauszugeben, nachdem sie die Zensur passiert hatten.

Am 4. Juli 1786, im neunten Jahre seiner Haft, durften seine Frau und seine Kinder ihn besuchen. Der Herzog ließ sie nach Hohenasperg führen, und sie durften sechs Tage bei ihm bleiben.

Endlich öffnete ihm eine Hymne auf König Friedrich den Großen die Pforten des Gefängnisses. Der preußische Gesandte, Graf von Herzberg, und die Fürsprache einer Prinzessin beim König Friedrich Wilhelm II. bewirkten, daß der Herzog Schubart am 11. Mai 1787 nach zehnjähriger Haft freiließ. Der Herzog selbst erschien auf Hohenasperg, kündigte ihm die Freiheit an und ernannte ihn mit einem ansehnlichen Gehalt zum Hof- und Theaterdichter zu Stuttgart, als welcher er am 10. Oktober 1791 starb.

Aus: Geschichte der württembergischen Feste Hohenasperg und ihrer merkwürdigsten Gefangenen. Stuttgart 1858, Karl Aue.

Marbach.

Von Tony Kellen.



Zwei Stunden von Ludwigsburg liegt malerisch über dem Neckar das freundliche Städtchen Marbach, das als Schillers Geburtsort in aller Welt berühmt wurde. So unbedeutend wie es meist dargestellt wird, ist es übrigens nicht, und es hat sogar eine interessante Vergangenheit.

Marbach, früher Markbach geschrieben, ist ein Grenzort, die Marke des ältesten Frankens gegen Alemannien. Bei einem großen Gebäudebrand am Ende des 17. Jahrhunderts sind die Urkunden über Marbachs Geschichte verloren gegangen. Daß der Ort aber sehr alt und schon zu den Zeiten der Römer bekannt gewesen ist, beweisen die vielen ausgegrabenen römischen Altertümer. Die Stadt selbst soll eine römische Station gewesen sein. 1597 wurden bedeutende Mauerreste eines römischen Castrums ausgegraben, inzwischen aber wieder mit Ackerboden bedeckt. Der Ort gehörte im 10. Jahrhundert dem Bistum Speyer und erhielt 1109 die kaiserliche Bewilligung zur Errichtung eines Jahrmarktes und einer Münzstätte. 1361 wird Marbach eine Feste genannt. Die Grafen von Württemberg hatten hier sehr häufig ihre Hofhaltung, namentlich von 1361 bis 1456. Der Marbacher Bund wurde 1405 geschlossen: der Kurfürst von Mainz, der Graf Eberhard von Württemberg, der Markgraf

Bernhard von Baden, die Stadt Straßburg und 17 schwäbische Reichsstädte vereinigten sich zu Schutz und Trutz gegen die auf Beschränkung der Reichsstände gerichteten Absichten des Kaisers Ruprecht. 1463 kamen Stadt und Amt Marbach infolge einer unglücklichen Fehde zwischen dem Grafen Ulrich und dem Pfalzgrafen Friedrich unter pfälzische Oberherrschaft, wurden aber 1504 durch Herzog Ulrich davon befreit. Die Stadt hatte viel Kriegsungemach zu ertragen: 1546 eine dreitägige Plünderung durch die Spanier, 1609 starben 250 Personen an der Pest, 1642 widerfuhr ihr von den Truppen Bernhards von Weimar ein gleiches Schicksal wie 1546 von den spanischen; am 25. Juli 1693 wurde die Stadt von den Franzosen geplündert und niedergebrannt.

Marbach ist nicht bloß der Geburtsort Schillers, sondern auch von Anastasius Demmler (1520), Professor zu Tübingen, Orientalist, von Burkhard David Mauchard (1696), Professor der Anatomie und Chirurgie, ausgezeichneter Augenarzt, von Joh. Tobias Mayer (1723), Professor der Mathematik, berühmter Astronom und Geograph, von Joh. Friedrich Cloß oder Clossius (1735), Arzt, Fried. Ferd. Drück (1754), Professor der Geschichte und römischen Literatur, ferner des Kanzlers und Professors Dr. Karl Georg v. Wächter (1797).

Die Oberamtsstadt Marbach liegt in einer sehr fruchtbaren Gegend; nach den Aufzeichnungen Rudolf Mosers kann für den guten Jahrgang auf ein Erzeugnis von 2800 Eimern Wein und 6000 Scheffeln Getreide gerechnet werden. Die Reste der alten Festungsmauern und der eine erhaltene Torturm geben Marbach einen altertümlichen Charakter. Es ist ein freundliches Landstädtchen mit zwei- und dreistöckigen Holzhäusern, die, eng aneinandergebaut, sich schon von außen als Wohnungen schwäbischer Mittelbürger bekunden. Ein merkwürdiges Gebäude ist die auf einer Höhe vor der Stadt gelegene Alexanderkirche, erbaut in gotischem Stile 1450—81 von dem Baumeister der Stiftskirche von Stuttgart. In alter Zeit ging dahin eine große Wallfahrt. Im Chor der Kirche liegen begraben Konrad von Heinrieth und Kaspar Speth, die 1460 in einem Treffen bei Helfenberg gefallen sind. Der Friedhof, der die Kirche umgibt, war ehemals mit Mauern, Türmen und Schießscharten versehen. Im ehemaligen Schloß ist jetzt das Amtsgericht untergebracht. Das alte Schulhaus war ehemals ein Beguinenkloster. Das denkwürdigste Gebäude ist aber das schlichte Häuschen, in dem die Wiege unseres großen Schiller stand.

Die Marbacher haben 1833 das Niklastor abgebrochen, das von Benningen her die Stadtpforte bildete. Der Reitersmann, der am


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

14. März 1749 den Neckar entlang gen Marbach ritt, zog nicht durch das Tor, sondern kehrte vor demselben draußen ein, in der Herberge zum goldenen Löwen, deren Besitzer der Bäckermeister Kodweiß war.

Der Reiter war Johannes Kaspar Schiller, der Vater des Dichters. Er war seines Zeichens Regimentschirurg in einem bayrischen Husarenregiment, das seit 1745 unter österreichischen Fahnen in den Niederlanden gegen Frankreich gekämpft hatte. Der Friede von Aachen machte 1748 dem Kriege und damit den Kriegsdiensten des Feldschers ein Ende. So war er ins Schwabenland geritten, wo eine seiner Schwestern in Marbach an einen Fischer verheiratet war. Der junge, mit Sold und Beutegeld versehene Kriegsmann logierte im Löwen, und bald hatte er die 17 jährige Tochter des Bäckers Kodweiß, Elisabeth Dorothea, erobert. Am 22. Juli desselben Jahres war die Hochzeit. Kaspar Schiller wurde Bürger und Wundarzt zu Marbach. Als aber der Schwiegervater durch unvorsichtige Handlungen sein Vermögen verloren hatte, verließ Schiller Marbach und ließ sich als Fourier in das Regiment Prinz Louis in dem nahen Ludwigsburg aufnehmen. Seine Frau blieb einstweilen in Marbach zurück. Als Adjutant und Fähndrich zog Schiller 1757 in den Siebenjährigen Krieg.

In dieser Zeit kam Frau Dorothea Schiller in das bescheidene Haus des Säcklers Ulrich Schölkopf, in dem sie für sich und ein Töchterchen die untere Stube mietete. Ihr Mann wurde im März 1758 zum Leutnant befördert und kam heim. Einen kurzen Feldzug nach Hessen abgerechnet, weilte er bis zum Sommer 1759 in der Nähe seiner Familie. Während er aber vom August 1759 bis zum April 1760 abermals in Kriegsläuften abwesend war und im Würzburgischen lag, wurde ihm am 10. November 1759 sein Sohn Johann Christoph Friedrich, der spätere Dichter, geboren. Fünf Monate später kehrte der Vater zu den Seinigen zurück. Er lag mit seinem Stabe einige Monate in dem Dorfe Neckarweihingen zwischen Marbach und Ludwigsburg im Quartier, wo ihn seine Frau mit dem kleinen Friedrich auf dem Arm öfters besuchte. Bald darauf wurde er Hauptmann, doch mußte er wegen ständigen Wechsels seiner Garnison seine Familie in Marbach lassen, bis er sie 1764 nach Lorch an der Rems zu sich nahm. 1766 kam er nach Ludwigsburg; 1775 wurde er Intendant der Gärten auf der Solitüde bei Stuttgart.

Von Ludwigsburg kam der Knabe Schiller noch öfters mit seiner Mutter und seinen Geschwistern zu den armen Großeltern nach Marbach zu Besuch. Der alte Kodweiß war Torwart am Niklastor geworden



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und bewohnte das niedrige Häuschen an demselben bis zu seinem Tode im Jahre 1771.

Als Schiller 1805 gestorben war, wurde beabsichtigt, ihm in Marbach ein Denkmal zu errichten. Der Gedanke konnte nicht zur Ausführung kommen, dagegen wurde 1812 auf Anregung eines Marbacher Bürgers, des Gürtlermeisters Franke, durch Vernehmung der noch lebenden Zeugen das Geburtshaus des Dichters festgestellt. 1835 bildete sich ein Schillerverein, der aber erst 1859 die nötigen Mittel beschaffen konnte, um das Geburtshaus des Dichters zu kaufen und würdig wieder herzustellen.

Nicht ohne Rührung wird man die schlichten Räume durchwandern, in denen Schiller seine Kindheit verbracht hat. Das Haus ist mit feinem Geschmack wiederhergestellt worden. Seit 1859 sind darin eine Anzahl sehr wertvoller Erinnerungen an den Dichter und seine Familie untergebracht worden.

Am 9. Mai 1876 wurde auch ein Schillerdenkmal in Marbach enthüllt. Auf weitschauender Anhöhe vor der Stadt in reizender Umgebung, von der aus man einen sehr schönen Blick auf das Neckartal und die Stadt Ludwigsburg hat, erhebt sich das von Rau geschaffene Erzdenkmal, den Dichter in seiner vollen Manneskraft darstellend. Vor dem Denkmal steht das von dem Schwäbischen Schillerverein errichtete Schillermuseum, die meistbesuchte Erinnerungsstätte des Schwabenlandes, mit zahlreichen Originalbildnissen, Handschriften und persönlichen Andenken von Schiller und den andern Dichtern aus Schillers Heimatland, Wieland, Hölderlin, Uhland, Kerner, Mörike u. a., die in dieser Ehrenhalle für das geistige Leben in Schwaben um den größten unter ihnen vereinigt sind.

Als 1903 das Schillermuseum eröffnet wurde, schrieb Leopold Kloß: „Wenn Weimar das lebendigste und schönste Denkmal eines Goethe ist und sein wird, so ist Marbach das Denkmal eines Schiller, so sind in Marbach die Beweise dafür, daß Schwaben seinen großen Landsmann zu ehren weiß, gebracht. Keine steinerne und erzene Denkmäler können so laut und innig von ihm und über ihn reden wie jene zwei Häuser, die dort am Neckarstrand von ihm und seiner Größe zeugen. Will der Schwabe ihn kennen lernen neben seinen Werken, ihn als Menschen, ihn als Kind seiner Eltern, so zieht er an jene Stätte, die heute noch wie damals aussieht, als er uns geschenkt ward. Dort wird dem Suchenden von neuem bewußt, daß wahrhafte Größe kein Geburtsvorrecht kennt, sondern daß ein Gottesgnadentum dem Ärmsten in die Wiege gelegt werden kann.“



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schillers Besuch bei Schubart.

Von Friedr. Wilh. von Hoven.

Sehr interessant für mich war die Bekanntschaft mit dem damaligen Kommandanten der Festung Hohenasperg, dem wegen seines schrecklichen Schicksals nicht allein in Württemberg, sondern auch im Ausland berühmt gewordenen General von Rieger. So oft ich ihn besuchte, lud er mich nicht nur wieder aufs neue ein, sondern er bat mich auch, von meinen Freunden mitzubringen, welche ich wollte. Besonders aber wünschte er Schillern, den Verfasser der „Räuber", von dem er wußte, daß er mich öfters von Stuttgart aus besuche, persönlich kennen zu lernen. Ich versprach, daß dies gleich bei seinem nächsten Besuch geschehen solle, und der General, um sich den Besuch Schillers zu einem Fest zu machen, forderte Schubart, der Schillern noch nicht persönlich kannte, zu einer Rezension der „Räuber" auf, welche er ihm als einem Fremden vorlesen sollte. Schubart war mit seiner Rezension fertig; Schiller kam, wir begaben uns auf die Festung. Der General, hocherfreut über den Besuch Schillers, überhäufte ihn mit Höflichkeiten, und nun wurden wir zu Schubart geführt. Abgeredetermaßen wurde diesem Schiller unter dem Namen eines Dr. Fischer vorgestellt, und sobald die erste Begrüßung vorbei war, von dem General das Gespräch auf die „Räuber" geführt. Der angebliche Dr. Fischer sagte, daß er den Verfasser zwar kenne und sehr wünsche, das Urteil Schubarts über das Stück zu hören. Da fiel der General plötzlich ein: „Sie haben ja", sagte er, sich zu Schubart wendend, „eine Rezension der ‚Räuber' verfaßt; wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, sie dem Herrn Doktor vorzulesen?" Schubart holte sein Manuskript, las, ohne zu ahnen, daß der Verfasser der „Räuber" vor ihm stehe, die Rezension vor, und als er am Schlusse den Wunsch äußerte, daß er den großen Dichter persönlich kennen lernen möchte, sagte ihm Rieger, indem er ihn auf die Schulter klopfte: „Ihr Wunsch ist erfüllt; hier steht er vor Ihnen." „Ist es möglich?" rief Schubart frohlockend aus, „das ist also der Verfasser der ‚Räuber'!" Dies gesagt, fiel er Schiller um den Hals, küßte ihn, und Freudentränen glänzten in seinen Augen. Rieger war hocherfreut über das Gelingen der Überraschung, welche er Schubart bereitet hatte. Schiller und ich verließen vergnügt die Festung und gedachten in der Folge noch oft dieser Szene.

Aus: Biographie des Doktor Friedr. Wilh. v. Hoven.
Von ihm selbst geschrieben. Nürnberg, 1840.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schillers Flucht.

Von Andreas Streicher.

Der junge Schiller hatte aus eigener Wahl das Studium der Rechtswissenschaft mit dem der Medizin vertauscht. Nach dem Austritt aus der Hohen Karls-Schule war er zum Regiments-Medikus ernannt worden. Als er die „Räuber" in Mannheim hatte aufführen lassen, verbot ihm der Herzog, andere als medizinische Schriften drucken zu lassen und mit dem Ausland in Verbindung zu treten. Dies veranlaßte Schiller zu der Flucht aus Stuttgart, wobei er jedoch Rücksicht auf seinen Vater nehmen mußte, der auf der herzoglichen Solitüde in Stellung war. Über die eigentliche Flucht berichtet sein Freund Andreas Streicher, der ihn dabei begleitete, in seinem 1836 ohne Verfassernamen erschienenen Werke.

Schiller ging mit seinem Freund (Andreas Streicher) und Mad. Meier (der Gattin des Regisseurs vom Mannheimer Theater, die aus Stuttgart gebürtig war) auf die Solitüde, um seine Eltern und Schwestern noch einmal zu sehen, besonders aber seine Mutter, die jetzt von allem auf das genaueste unterrichtet war, Abschied zu nehmen und sie zu beruhigen. Der in der lachendsten Gegend fortlaufende Weg dahin wurde zu Fuß gemacht, welches die Gelegenheit bieten sollte, um von Mad. Meier unvermerkt alles erfahren zu können, was die innere Beschaffenheit des Theaters oder die Hoffnungen des Dichters betraf. Da aber alles dahin Einschlagende nur oberflächlich berührt wurde, auch ernsthaftere Fragen, aus Furcht, erraten zu werden, nicht wohl gestellt werden konnten, so blieb die Zukunft in derselben Dämmerung wie bisher, und es war nichts übrig, als sich auf das Glück zu verlassen.

Bei dem Eintritt in die Wohnung von Schillers Eltern befand sich nur die Mutter und die älteste Schwester gegenwärtig. So freundlich auch die Hausfrau die Fremden empfing, so war es ihr doch nicht möglich, sich so zu bemeistern, daß S. (Streicher) die Unruhe nicht aufgefallen wäre, mit der sie ihn anblickte, und oft zu reden versuchte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Glücklicherweise trat bald der Vater Schillers ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten, welche auf der Solitüde gehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit so ganz an sich zog, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen und seine Freunde der Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte.

Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber — ohne seine Mutter. Wie hätte diese sich zeigen können! Konnte und durfte sie auch den vorhabenden Schritt als eine Notwehr ansehen,


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch die er sein Dichtertalent, sein künftiges Glück sichern und vielleicht einer unverschuldeten Einkerkerung vorbeugen wollte, so mußte es ihr doch das Herz zermalmen, ihren einzigen Sohn auf immer verlieren zu müssen, und zwar aus Ursachen, die so unbedeutend waren, daß sie nach den damaligen Ansichten in jedem anderen Staat ohne besondere Folgen geblieben wären. Und dieser Sohn, in welchem sie beinahe ihr ganzes Selbst erblickte, der schon an der mütterlichen Brust die sanfte Gemütsart, die milde Denkweise eingesogen zu haben schien — er hatte ihr von jeher nichts als Freude gewährt; sie sah ihn mit all den Eigenschaften begabt, die sie so oft, so inbrünstig von der Gottheit für ihn erfleht hatte! Und nun! — — Wie schmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgesprochen worden sein mußte, ersah man an den Gesichtszügen des Sohnes, sowie an seinen feuchten, geröteten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Übel zuzuschreiben und konnte erst auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerstreuenden Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.

Auf der Solitüde erfuhr man, daß daselbst am 22. September (aus Anlaß des Besuches des Großfürsten von Rußland, des nachmaligen Kaisers Paul, und seiner Gemahlin) die große Hirschjagd, Schauspiel und eine allgemeine prächtige Beleuchtung stattfinden solle. Zu Hause angelangt, wurde zwischen Schiller und S. alles, was ihre Reise betraf, noch um so eifriger besprochen, als keine Zeit mehr zu verlieren war, da die Festlichkeiten bald zu Ende sein würden. Als man auch erfahren, welchen Tag Schillers Regiment die Wachen nicht zu besetzen habe, er folglich unter den Stadttoren Soldaten treffen werde, denen er nicht so genau wie seinen alten Grenadieren bekannt sei, so wurde die Abreise auf den 22. September, abends um 9 Uhr, festgesetzt.

Die bürgerliche Kleidung, welche sich Schiller hatte machen lassen, seine Wäsche, die Werke von Haller, Shakespeare usw., noch einige andere Dichter, wurden nach und nach von S. weggebracht, so daß für die späteren Stunden nur wenig mehr zu tun übrig blieb. Am letzten Vormittag sollte nach der Abrede um 10 Uhr alles bereit sein, was von Schiller noch wegzubringen war, und S. fand sich mit der Minute ein. Allein er fand nicht das Mindeste hergerichtet. Denn nachdem Schiller um acht Uhr in der Frühe von seinem letzten Besuch in dem Lazarett nach Hause gekehrt war, fielen ihm bei dem Zusammensuchen seiner Bücher die Oden von Klopstock in die Hände, unter denen eine ihn schon oft besonders angezogen und aufs neue so aufregte, daß er sogleich — jetzt in einem so entscheidenden Augenblick — ein Gegenstück dichtete. Un-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geachtet alles Drängens, alles Antreibens zur Eile, mußte S. dennoch zuerst die Ode und dann das Gegenstück anhören, welch letzterem — gewissermaßen aus Vorliebe für seinen begeisterten Freund — der Schönheit der Sprache und der Bestimmtheit der Bilder wegen S. einen entschiedenen Vorzug gab. Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter, von seinem Gegenstand abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte. Ja, es erforderte öfteres Fragen, ob nichts vergessen sei, sowie mehrmaliges Erinnern, daß nichts zurückgelassen werde. Erst am Nachmittage aber konnte alles in Ordnung gebracht werden, und abends neun Uhr kam Schiller in die Wohnung von S. mit einem Paar alter Pistolen unter seinem Kleide.

Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerstein hatte, wurde in den Koffer gelegt; die andere mit zerbrochenem Schloß in den Wagen getan. Daß aber beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst. Der Vorrat an Geld war bei den Reisenden nichts weniger als bedeutend; denn nach Anschaffung der nötigen Kleidungsstücke und anderer Sachen, die für unentbehrlich gehalten wurden, blieben Schiller noch 23 und S. noch 28 Gulden übrig, welche aber von der Hoffnung und dem jugendlichen Mut auf das Zehnfache gesteigert wurden.

Hätte Schiller nur noch einige Wochen warten und nicht durchaus sich schon jetzt entfernen wollen, so würde S. die nötige Summe bis Hamburg in den Händen gehabt haben. Aber die Ungeduld des unterdrückten Jünglings, eine Entscheidung herbeizuführen, ließ sich schon darum nicht bezähmen, weil er fürchtete, eine so gute Gelegenheit zum unbemerkten Entkommen ungenützt vorbeigehen zu lassen und dann weit mehr Schwierigkeit bei dem Herzog für die Gewährung seiner Bitten zu finden. Bis Mannheim, wie auch für einige Tage Aufenthalt daselbst, konnte das kleine Vermögen ausreichen, und was zum Weiterkommen fehlte, sollte S. nachgeschickt werden.

Nachdem der Wagen mit zwei Koffern und einem kleinen Klavier bepackt war, kam der schwere Kampf, den Schiller vor einigen Tagen bestanden, nun auch an S. — von seiner guten, frommen Mutter Abschied zu nehmen. Auch er war der einzige Sohn, und die mütterlichen Sorgen ließen sich nur dadurch beschwichtigen, daß Schiller nicht nur die unveränderlichste Treue gegen seinen Freund gelobte, sondern auch die zuverlässige Hoffnung aussprach, in vierzehn Tagen wieder zurück



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eintreffen und von der glücklich vollbrachten Reise Bericht geben zu wollen. Von Segenswünschen und Tränen begleitet, konnten die Freunde endlich um zehn Uhr nachts in den Wagen steigen und abfahren.

Der Weg wurde zum Eßlinger Tor heraus genommen, weil dieses das dunkelste war, und einer der bewährtesten Freunde Schillers als Leutnant die Wache hatte, damit, wenn sich ja eine Schwierigkeit ergäbe, diese durch Vermittlung des Offiziers sogleich gehoben werden könne.

Es war ein Glück, daß damals von keinem zu Wagen Reisenden ein Paß abgefordert wurde. Nur S. hatte sich einen nach Hamburg geben lassen, welches aber nur der überflüssig scheinenden Vorsicht wegen geschah.

So gefaßt die jungen Leute auch auf alles waren, und so wenig sie eigentlich zu fürchten hatten, so machte dennoch der Anruf der Schildwache: „Halt! Wer da? Unteroffizier heraus!“ einen unheimlichen Eindruck auf sie. Nach den Fragen: „Wer sind die Herren? Wo wollen sie hin?“ wurde von S. des Dichters Name in Doktor Ritter und der seinige in Doktor Wolf verwandelt, beide nach Eßlingen reisend, angegeben und so aufgeschrieben. Das Tor wurde nun geöffnet, die Reisenden fuhren vorwärts, mit forschenden Blicken in die Wachstube des Offiziers, in der sie zwar kein Licht, aber beide Fenster weit offen sahen. Als sie außer dem Tore waren, glaubten sie einer großen Gefahr entronnen zu sein, und gleichsam, als ob diese wiederkehren könnte, wurden, so lange als sie die Stadt umfahren mußten, um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, nur wenige Worte unter ihnen gewechselt. Wie aber einmal die erste Anhöhe hinter ihnen lag, kehrten Ruhe und Unbefangenheit zurück, das Gespräch wurde lebhafter und bezog sich nicht allein auf die jüngste Vergangenheit, sondern auch auf die bevorstehenden Ergebnisse. Gegen Mitternacht sah man links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röte am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitüde kam, zeigte das daselbst auf einer bedeutenden Erhöhung liegende Schloß mit allen seinen weitläufigen Nebengebäuden sich in einem Feuerglanze, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das Überraschendste ausnahm. Die reine, heitere Luft ließ alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller seinem Gefährten den Punkt zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald, wie von einem sympathischen Strahl berührt, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: „Meine Mutter!“

Es war ganz natürlich, daß die Erinnerung an die Verhältnisse, welche



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vor einigen Stunden auf das Ungewisse hin abgerissen wurden, nicht anders als wehmütig sein konnte. Andererseits war es aber wieder beruhigend, als gewiß voraussetzen zu können, daß in diesem Wirbel von Festen, außer den Müttern und Schwestern, niemand an die Reisenden denke, folglich Mannheim ohne Hindernis erreicht werden könne.

Morgens zwischen ein und zwei Uhr war die Station Entzweihingen erreicht, wo gerastet werden mußte. Als der Auftrag für etwas Kaffee erteilt war, zog Schiller sogleich ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor, von denen er die bedeutendsten seinem Gefährten vorlas. Das merkwürdigste darunter war „Die Fürstengruft", welches Schubart in den ersten Monaten seiner engen Gefangenschaft mit der Ecke einer Beinkleiderschnalle in die nassen Wände seines Kerkers eingegraben hatte. Damals (1782) war Schubart noch auf der Festung, wo er aber jetzt sehr leidlich gehalten wurde. In manchem dieser Gedichte fanden sich Anspielungen, die nicht schwer zu deuten waren und die keine nahe Befreiung ihres Verfassers erwarten ließen. Schiller hatte für die dichterischen Talente des Gefangenen sehr viel Hochachtung. Auch hatte er ihn einigemal auf dem Asperg besucht.

Nach drei Uhr wurde von Entzweihingen aufgebrochen, und nach acht Uhr morgens war die kurpfälzische, durch eine kleine Pyramide angedeutete Grenze erreicht, die mit einer Freude betreten wurde, als ob rückwärts alles Lästige geblieben wäre und das ersehnte Eldorado bald erreicht sein würde. Das Gefühl, eines harten Zwanges entledigt zu sein, verbunden mit dem heiligen Vorsatz, demselben sich nie mehr zu unterwerfen, belebten das bisher etwas düstere Gemüt Schillers zur gefälligsten Heiterkeit, wozu die angenehme Gegend, das muntere Wesen und Treiben der rüstigen Einwohner wohl auch das Ihrige beitrugen. „Sehen Sie," rief er seinem Begleiter zu, „sehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angestrichen sind! Ebenso freundlich ist auch der Geist der Regierung!"

Aus: Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785. Stuttgart und Augsburg 1836, Cotta.





Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schillers Reise nach Schwaben (1793).

Von Karoline von Wolzogen.



In der Mitte des Jahres 1793 schrieb Schiller an Körner: „Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden.“ Das Verlangen, dasselbe nach so langer Zeit wieder zu sehen, ward lebendiger, und im August unternahm er mit seiner Gattin die Reise nach Schwaben. Er verweilte zuerst in der damaligen Reichsstadt Heilbronn, wo er die freundlichste Aufnahme und in dem Umgange mit einigen geistvollen Männern die angenehmste Unterhaltung fand. Das kleine Gemeinwesen, in der lachendsten, reichen Gegend, wo Ordnung, Fleiß und Wohlhabenheit die Bürger beglückt, erfreute Schillern sehr, und das Wiedersehen der Eltern, Schwestern und Jugendfreunde nach so langer Trennung labte sein Herz.

Von Heilbronn aus schrieb er dem Herzoge von Württemberg im Sinn des dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse von seinem Vaterlande entfernt. Er erhielt zwar keine Antwort, aber durch seine Freunde die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert, Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignoriert werden.

Seit dem Frühling 1793 lebte ich in Schwaben, mehrenteils auf dem reizenden Landgute der Frau von Senkenberg, Gaisburg, wo ich das Cannstatter Bad gebrauchte, dessen gelinde Wirkung die Ärzte für mein Nervenübel sehr zuträglich fanden. Im September besuchte ich Schillers in Heilbronn, da meine Schwester ihrer Niederkunft entgegensah. Die vaterländische Luft, Jugenderinnerungen und die Nähe der Seinen hielten Schiller in sehr milder Stimmung.

Ich erinnere mich sehr merkwürdiger Gespräche, die Schiller in Heilbronn mit dem berühmten Arzte Gmelin über tierischen Magnetismus führte. Diese wichtige Entdeckung unserer Zeit zog ihn sehr an; doch fand er seinen eigenen Krankheitszustand für Versuche mit dieser Heilmethode nicht geeignet.

Da von dem Herzog von Württemberg keine Feindseligkeit zu befürchten war, zog Schiller nach Ludwigsburg, wo er den Seinen näher war, denn sein Vater lebte als Major auf der Solitüde und hatte die Oberaufsicht über die fürstlichen Gärten und Pflanzschulen. Vorzüglich zog ihn dahin sein treuester Jugendfreund, von Hoven, in dessen geistreichem Umgange und einsichtiger ärztlicher Pflege er für sich und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Schiller in Hoftracht.

die Seinen die größte Beruhigung wie die angenehmste Unterhaltung zu finden hoffte. Er fand beides in reichem Maße. Herr von Hoven und seine liebenswürdige Frau taten alles, um den Ludwigsburger Aufenthalt angenehm zu machen. Hören wir ihn selbst in seinen Erinnerungen aus dieser Zeit:

„Von unsern Empfindungen beim Wiedersehen sage ich nichts; ich sage nur, wie ich Schillern nach einer Trennung von zehn Jahren wieder gefunden habe. Ich fand einen ganz anderen Mann an ihm. Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anstand


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in seinem Betragen; an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses kränkliches Ansehen vollendete das Interessante seines Anblicks bei mir und allen, die ihn früher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört, aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichtum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität! wie würdig waren selbst seine Scherze! kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."

Da er selten ganz frei von seinen Anfällen war, so konnte er nur wenig arbeiten; indes schrieb er doch fast täglich, meistens in der Nacht, einige Stunden an seinem „Wallenstein", der damals seine Hauptbeschäftigung war. Die Stunden, wo er sich dazu weniger aufgelegt fühlte, widmete er seinen Briefen an den Herzog von Augustenburg über die ästhetische Erziehung des Menschen. Von „Wallenstein", von dem er mir verschiedene eben fertig gewordene Szenen zu lesen gab, bemerke ich, daß er anfangs in Prosa geschrieben war. Ich äußerte, daß ich ihn lieber wie den „Don Karlos", in Jamben geschrieben sähe, und ich weiß nicht, ob diese Äußerung dazu beigetragen hat, daß er in Jamben erschienen ist. Gedichte hat er, während er in Ludwigsburg war, nicht gemacht; nur die „Götter Griechenlands" hat er in dieser Zeit abgeändert, aber so, wie er mir damals dieses Gedicht vorgelesen, hat er es nicht drucken lassen. Von seinen „Räubern" und anderen früheren Stücken sprach er nicht gern; ja, es schien mir oft, als wünsche er sie ungedruckt. Von Goethes „Iphigenie" äußerte er einst auf einem Spaziergange, daß dies das einzige deutsche Produkt sei, das er beneide, weil er fühle, daß er kein ähnliches machen könne. Von Voß war er ein großer Verehrer. Die Übersetzung des Homer machte ihm große Freude; beinahe alle Abende las er daraus vor und pries wechselseitig das Original und die Übersetzung. Von Gerstenberg bedauerte er, daß er so früh zu dichten aufgehört habe. Die Bekanntschaft Matthissons, der eben nach Ludwigsburg kam, freute ihn; wie er die Zartheit seiner Gedichte schätzte, ist bekannt.

Während Schillers Aufenthalt im Vaterlande erfolgte der Tod des Herzogs Karl von Württemberg. Dankbarkeit gegen seinen Erzieher, Erinnerung des Wohlwollens, so er seiner frühesten Jugend bezeigt, ergriffen sein Gemüt und verdrängten die düsteren Bilder der Folgezeit.


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich sah Schiller“, sagt von Hoven, „bei der Nachricht, daß der Herzog krank und seine Krankheit eine zum Tode sei, sehr bewegt, und die Nachricht von dem wirklich erfolgten Tode erfüllte ihn mit einer Trauer, als hätte er den Tod eines Freundes vernommen.“

Sein Vater, dem natürlich an der Gunst des neuen Regenten viel gelegen war, konnte ihn nicht dazu vermögen, diesem zum Regierungsantritt ein Glückwunschschreiben zu senden, obgleich man sich von Ludwig Eugen, einem Fürsten von der größten Herzensgüte, und wegen des Eifers, mit welchem er sich als Agnat bei jeder Gelegenheit der Landesverfassung gegen die Anmaßungen seines Bruders angenommen hatte, das goldene Zeitalter für Württemberg versprach. Schiller wollte wahrscheinlich wegen seines früheren Verhältnisses zu dem verstorbenen Herzog auch den geringsten Schein meiden, als freue er sich seines Todes. Hier, wie in mehreren Fällen, zeigte sich, daß er sein Zartgefühl immer vor allem, was äußeren Vorteil bringen konnte, vorherrschen ließ.

„Nie vergesse ich,“ sagte von Hoven ferner, „was er mir einst auf einem Spaziergange, wo wir auf das fürstliche Begräbnis hinsehen konnten, über den hingeschiedenen Herzog sagte: ‚Da ruht er also (dies waren seine eigenen Worte), dieser rastlos tätig gewesene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften übertragen, und das Andenken an die letzteren muß mit dem Toten begraben werden. Darum sage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, jetzt noch jemand nachteilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht; er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch!‘ Von dem französischen Freiheitswesen, welches auch in Württemberg damals einigen Anhang hatte, war Schiller kein Freund. Die schönen Aussichten in eine glückliche Zukunft schienen ihm zweifelhaft. Er hielt die französische Revolution für eine Wirkung der Leidenschaften, nicht für ein Werk der Weisheit, die allein wahre Freiheit zur Folge haben kann. Er gab zwar zu, daß viele wichtige Ideen, die sich zuvor nur in Büchern und in den Köpfen aufgeklärter Menschen befanden, zur öffentlichen Sprache gekommen seien; aber ‚die eigentlichen Prinzipien‘, sagte er, ‚die einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zugrunde gelegt werden müssen, sind noch nicht so gemein unter den Menschen; sie sind (indem er auf Kants Kritik der Vernunft, die eben auf dem Tische lag, hinwies) noch nirgends anders als hier. Die französische Republik wird ebenso schnell aufhören als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen, und früher oder später wird ein geistvoller, kräftiger Mann


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erscheinen, er mag kommen, woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Teile Europas machen wird."

Wie prophetisch zeigte sich Schillers Genius in diesen Worten, zehn Jahre vor Napoleons Kaiserkrönung gesprochen!

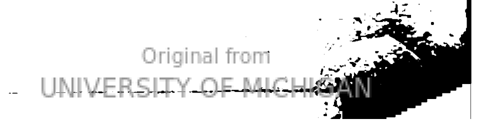
Tröstend und hilfreich war uns der treue Freund von Hoven in den ängstlichen Tagen der Niederkunft meiner Schwester. „Sie war schwer und dauerte lange," sagte er. Schiller zweifelte in manchen Momenten an einem glücklichen Ausgange; er suchte seine Besorgnisse zu verbergen, aber seine Angst blickte sichtbar aus seinem ganzen Betragen hervor. Um so größer war seine Freude nach der endlich glücklich erfolgten Entbindung; es war die Freude des gefühlvollen, edlen Mannes über die Rettung einer zärtlich geliebten Frau und das Entzücken des Vaters über seinen erstgeborenen Sohn.

In dieser Zeit entstand auch die Bekanntschaft mit Herrn von Cotta, die zu einem dauernden Freundschafts- und Geschäftsverhältnis führte. Herr von Cotta zeigte sich großsinnig für die deutsche Literatur. Schiller schätzte seinen tiefen Verstand, seine Umsicht in allen Verhältnissen, seine außerordentliche Tätigkeit und vertraute seinem edlen Charakter.

Schiller besuchte während seines Aufenthaltes in Schwaben auch seinen treuen Freund und ehemaligen Lehrer Abel in Tübingen. Dieser, wie seine Freunde in Stuttgart, wünschten nichts mehr, als ihm im Vaterlande eine würdige Laufbahn eröffnet zu sehen. Die schöne Natur, der milde Himmel Schwabens und vor allem die warmen Herzen seiner Freunde zogen ihn sehr an. Alle Umstände lagen günstig, und die entschiedenen Anträge, die in der Folge gemacht wurden, zeigten, wie ernstlich seine Freunde gewirkt hatten, ihn seinem Vaterlande wiederzugeben. Die große Anhänglichkeit meiner Schwester an ihre Familie und Freunde, ihre Vorliebe für die weimarischen Verhältnisse und den geselligen Ton in Sachsen waren ein großes Motiv, Schillern in Jena festzuhalten, denn immer nahm er die zarteste Rücksicht auf ihre Zufriedenheit.

Bei einem längeren Aufenthalt Schillers in Stuttgart modellierte Dannecker Schillers Büste, und der Umgang mit diesem ihm so werten genialen Jugendfreunde erweckte in ihm ein großes Interesse für die bildende Kunst; er zählte die Stunden, die er mit Dannecker zubrachte, unter die genußreichsten des Stuttgarter Aufenthaltes. Ich gedenke immer mit Rührung des Augenblickes, wo Dannecker, als er die letzte Hand an die Büste gelegt, zu mir ins Nebenzimmer trat; Tränen standen





in seinen Augen, und er sagte: „Ach, es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe!“ Wie spricht sich das Gefühl des echten Genius, der immer ein höheres Ideal auch seiner vollkommensten Werke in sich trägt, so schön in diesen Worten aus! Dannecker führte sein Modell in Marmor aus. In Hinsicht auf treue, geistige Ähnlichkeit und zarte Ausführung ist diese Büste, die sich jetzt auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet, ein wahres Kunstwerk, den besten dieser Art an die Seite zu setzen.

Aus: Schillers Leben. Stuttgart 1830, Cotta.

Schillers Charakter.

Von Charlotte von Schiller.

Er war einfach und liebenswürdig in seiner Erscheinung, klug und bedeutend immer; kein fades Wort sprach sein Mund aus. Seine Unterhaltung war immer tief; er erschuf alles in seinem Gemüt mit größerem Reichtum, als es anderen erscheinen kann. Jedes Gespräch war beinahe eine neue Schöpfung seines Geistes. Man wurde emporgetragen über die Welt und die Dinge und kam sich selbst auf einem höheren Standpunkt stehend vor. Er war duldsam gegen jede Geistesverirrung; nur Leerheit und wichtige Anmaßung waren ihm zuwider; jeder falsche Anspruch war ihm zur Last; deswegen mag ihn mancher Mensch anders gefunden haben, als er ihn erwartete, weil er diesen Naturen unzugangbar war. Reine, vorurteilsfreie Naturen, die das, was sie fühlten, nie aussprachen, die mit Wahrheit und Innigkeit ihren Zweck verfolgten, diese ehrte er, sie mochten noch so entfernt ihm sein, und suchte mit Liebe und Teilnahme ihnen behilflich zu sein. Es war, als sei er allmächtig, und man fühlte, sobald er mit dem Kummer des Gemütes bekannt sei, so könnte sein kräftiger Geist auch Hilfe schaffen. Man hätte ihm alles frei gestehen können, selbst ein Verbrechen.

Aus den Erinnerungen, die Schillers
Witwe ihren Kindern aufbewahrte.

Schillers Standbild.

Von Anastasius Grün.

Lodert, ihr deutschen Herzen, in Flammen,
Schlaget zu e i n e m Brande zusammen,
Daß sich das Erze formend belebe,
Daß sich des Dichters Bild draus erhebe!
Riesig und glänzend tönend soll's ragen,
Memnon Germanias, da will es tagen!


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doch auch zu tönen soll es bedacht sein,
Bräch' einst in Deutschlands Herzen die Nacht ein!
Dann in der Zwietracht düsteren Tagen
Weit soll es dröhnen, laut soll es sagen:
Lodert, ihr deutschen Herzen in Flammen!
Schlaget zu e i n e m Brande zusammen!

Aus: Schiller-Album, 1837.

Neckarstädtchen.

Von Wilhelm von Scholz.

Nach strengem, langem Winter, der aus kaltem Himmelsgrau immer wieder wirbelnde Flockenscharen über die längst frühlingsbereite Erde sandte, sind plötzlich und unvermittelt die ersten sonnenwarmen Tage gekommen und leuchten grell über einem kahlen, nackten Lande. Sie haben den brachen Boden so schnell erwärmt wie die dürre, kurze Grasnarbe, wie selbst den alten leblosen Steinkern, der da und dort aus der Erdkrume hervorlugt.

Braune Hügel mit Terrassenstufen, Treppeneinschnitten und den geordneten Reihen der gebogenen Reben begleiten den gewundenen Fluß, der an ihrer Wand immer wieder umwendet, immer wieder ein Stück in seine Vergangenheit zurückzufließen scheint, ehe er sich auf seinen weiten Weg durchs Land zum Meer besinnt. Wo das sonnenglitzernde ziehende Wasser vom Fuße der Berge und der weißen Landstraße, die ihn begleitet, zurückweicht, macht er Platz für Riedland, das schon freudiger grünt. Da steht in Gruppen zerstreut auf viereckiger Grasfläche eine Schar durch das Abschneiden der Ruten grotesk verstümmelter, zu fast menschlichen Gestalten verwandelter Weiden, die der Weinbau braucht — der schmiegsamen, jungen Zweige wegen, mit denen die Reben angepflöckt und gebunden werden. Dort drüben ist wieder solch eine locker im Kreise stehende Versammlung beratender und horchender Stumpfbäume: mit erhobenen kurzen Armen steht struppigen Kopfes ein Redner in ihrer Mitte, ein paar in die Erde gestemmter stämmiger Kerle hinter sich. Ihm gegenüber schräg scheint eine weit vorgeneigte Frau entrückt zu lauschen. Zurückgedreht stehen andere der Baummenschen, mit sich beschäftigt und offenbar nur gezwungen zuhörend. Andere stehen fremd und gleichgültig. Andere scheinen über den erstarrten Redner zu flüstern: so stecken sie ihre Stoppelköpfe zusammen. Die Weidenfrauen aber, die am Fluß stehen, sehen



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

abgewendet zu ihrem Spiegelbilde hinab, das still und ruhig auf dem ziehenden Wasser liegt.

Eine Mauer von Felsenzinnen steigt aus dem Steilabfall der Weinberge. Strecken rauher Ackererde schließen auf der Höhe der Böschung mit sanfter Steigung an. Ein Pfluggespann fährt vor dem sanftblauen Himmel über die Kammscheide, Wiesen, mit Obstbäumen bestanden, ziehen sich weiter zum kahlen Wald, über dem neben einigen gedeckten Rücken ein fernblauer Bergkegel ragt.

Inmitten all dessen, im Tal, vom Fluß umwunden, der hier ein Nebenflüßchen aufnimmt, liegt die Stadt. Fast eine Insel, die nah und fern Wasserwerke und Brücken umgeben, lagert sie auf ihrem halbhohen Hügel, zu dem die Uferberge schützend hinabschauen: ein paar alte Türme und viele Giebel, ein ansteigendes Dächergewirr, aus dem da und dort eine einzelne hohe Hauswand frei aufsteht, um mit ihren Fensteraugen weit ins Land zu sehen.

Einstmals war die Stadt in dieser Lage ein geschützter fester Platz, dem kein Angreifer leicht beikommen konnte; eine „feine Gelegenheit" — wobei das Wort „Gelegenheit" im ursprünglichen Sinne zu lesen — meint ein alter Autor. Von den zwei Flußläufen und auf den Landseiten durch Steilabfall geschützt, hatte sie nur eine gefährdete Seite, die man durch einen tiefen Graben sicherte, den Ochsengraben. Jetzt muß man über diese alten Verteidigungskünste lächeln, darüber lächeln, in einen wie tiefen Frieden längst die alten Wehrbauten, die Schutz- und Trutzmauern verfallen sind. Noch läßt ein Straßenzug die ehemalige feste Stadtummauerung erkennen, die teilweise zum Fundament der Häuser benutzt wurde oder friedlich Gärten und Lauben trägt. Noch stehen ein paar graue Rundtürme und ein Wehrgangtor. Aber sie haben für den heutigen Menschen keinen romantischen Zauber mehr mit ihren dicken, schwerfälligen Mauern. Mich freut es, daran einen feinen Kunstgriff der alten Baumeister zu erkennen, eine leichte Unregelmäßigkeit und Rauheit der Umrißlinien, die hervortritt, wenn man diese Türme aus nicht allzu weiter Ferne betrachtet; es ist so, als ständen sie in heißer, sie wellig umzitternder Luft. Es sind in der ganz lotrecht geschichteten Rundmauer immer in einigem Abstand einzelne der Blöcke so behauen, daß sie einen von dem Fugenviereck ab sich hinauswölbenden Buckel haben, während die anderen glatt behauen sind. Es entsteht die regelmäßige Unregelmäßigkeit, die die Kontur schön belebt. Zwischen dem oberen und unteren Turm liegt das Netzgewirr der ansteigenden und fallenden, geraden und krummen, ausweichenden und sich verschlingenden


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gassen und Gäßchen. Sehr alte Fachwerkhäuser, an denen Maiskolben hängen, stehen eng in die Straße hinein und drängen ihre vorgekragten oberen Stockwerke sogar noch über die Straße hinaus; wo eine Wegbiegung einem Hause die Ecke wegnahm, kommt im höheren Geschoß, das wie ein Erker überhängt, doch das alte Hauseck, das der rechteckige Grundriß vorsah, zu seinem Recht und stößt vor, wirft einen länglich-spitzen Schatten auf die abgeflachte Ecke und das Blumenfenster, das aus dem Mauerschatten heraussieht. Ein breit hingelagertes einstöckiges Schulhaus aus dem 18. Jahrhundert mit einer flachen, nach drei Seiten ausladenden Freitreppe schiebt sein wohnliches Mansarddach zwischen die malerischen alten Häuser und Winkel, schafft Platz um sich, auf dem Kinder spielen, und läßt einen Augenblick an eine andere Kulturzeit denken; man sieht einen schwäbischen Schulmeister oder Pfarrer aus vergangenen Tagen vor sich, der von der hohen Schule Bildung und Interessen in den ländlichen Frieden seines Berufes mitgebracht hat und nun unter den Bürgern und Bauern des kleinen, abgelegenen Städtchens neben seiner Amtstätigkeit ein geistiges Leben führt, das nicht mehr ganz die Berührung mit den großen Bewegungen und Strömungen der Zeit verliert und sich in seiner Tiefe am Ewigen erbaut.

Aus: Städte und Schlösser. Gotha 1918, F. A. Perthes.

Die schwäbische Dichterschule.

Von Justinus Kerner.

„Wohin soll den Fuß ich lenken, ich, ein fremder Wandersmann,
Daß ich eure Dichterschule, gute Schwaben, finden kann?“
Fremder Wanderer, o gerne will ich solches sagen dir:
Geh durch diese lichten Matten in das dunkle Waldrevier,
Wo die Tanne steht, die hohe, die als Mast einst schifft durchs Meer,
Wo von Zweig zu Zweig sich schwinget singend lust'ger Vögel Heer;
Wo das Reh mit klaren Augen durch das dunkle Dickicht sieht
Und der Hirsch, der schlanke, setzet über Felsen von Granit.
Trete dann aus Waldesdunkel, wo im goldnen Sonnenstrahl
Grüßen Berge dich voll Reben, Neckars Blau im tiefen Tal;
Wo, von Efeu grün umranket, manche Burg vom Felsen schaut,
Stiller Dörfer bunte Menge rings sich friedlich angebaut;
Wo ein goldnes Meer von Ähren durch die Ebnen wogt und wallt,
Über ihm in blauen Lüften Jubellied der Lerche schallt;
Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur:
Da ist schwäb'scher Dichter Schule, und ihr Meister heißt Natur.

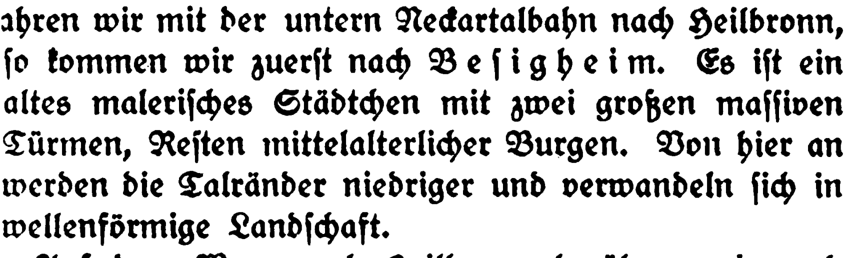
Aus: Morgenblatt, 1839, Nr. 38.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

B. Im Fränkischen.

Heilbronn und das untere Neckartal.

Von J. Elß.



Fahren wir mit der untern Neckartalbahn nach Heilbronn, so kommen wir zuerst nach Besigheim. Es ist ein altes malerisches Städtchen mit zwei großen massiven Türmen, Resten mittelalterlicher Burgen. Von hier an werden die Talränder niedriger und verwandeln sich in wellenförmige Landschaft.

Auf dem Wege nach Heilbronn berühren wir noch das äußerst reizend an der Einmündung der Zaber in den Neckar gelegene Lauffen, das von einem Kranz von Höhen umgeben ist. Wenn auch die Stadt nicht schon von den Römern begründet wurde, so benutzten diese doch den dortigen Übergang über den Neckar. Den Namen der Stadt leitet man von dem raschen Lauf des Wassers her. Lauffen wird schon im 8. Jahrhundert genannt. Es war der Schauplatz mancher Kämpfe, so in den Jahren 1460, 1519, 1534, 1643 und 1799. Namentlich die Schlacht vom 13. Mai 1534 war von Bedeutung; durch den Sieg über den Schwäbischen Bund gewann Herzog Ulrich von Württemberg mit Unterstützung Philipps von Hessen Württemberg wieder. Von den alten Befestigungen sind heute noch Überreste zu sehen, feste Mauern und trutzige Türme, namentlich in der oberen Stadt. Die alte karolingische Pfalz, auf der Felseninsel malerisch gelegen, ist durch eine Brücke mit der Stadt verbunden. Von dieser Pfalz, der Residenz des Markgrafen Ernst (gestorben 865), steht noch der viereckige Turm und der sogenannte Mantel; in neuerer Zeit wurde unmittelbar daneben das Rathaus erbaut. Der Pfalz gegenüber auf der Westseite des Neckarufers liegt die Hauptkirche, die 1227 über dem Sarge der im selben Jahre vom Papst heilig gesprochenen Regiswindis erbaut wurde. Neben der Kirche im Diakonatsgarten steht die Regiswindiskapelle mit dem Sarkophag der Heiligen. Die Stadtkirche (Martinskirche) stammt in ihrer ursprünglichen Anlage aus dem 8. Jahrhundert; sie erlitt im Laufe der Zeiten viele Veränderungen, diente lange Zeit als Heumagazin und ist erst in neuerer Zeit wieder ausgebaut worden. Nördlich von der Stadt, jenseits der Zaber, beim sogenannten Dörflein, stand ehemals das Benediktinerinnenkloster; jetzt befinden sich dort

Digitized by Google



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur noch die Trümmer der Kirche und des Kreuzganges. Neben den Klosterruinen stand das Haus des ehemaligen Klosterhofmeisters, in dem 1770 der Dichter Hölderlin geboren wurde; es wurde 1918 abgebrochen.

Heilbronn liegt auf beiden Ufern des hier breit durch die Ebene sich hinschlängelnden Neckarflusses, in einer mehr lachenden als charakteristischen Gegend. Es ist eine blühende Handelsstadt, hervorgegangen aus einer uralten Reichsstadt, von der die Spuren sich im 19. Jahrhundert immer mehr verwischt haben.

Wer etwa zur Maienzeit an einem schönen Morgen herabschaut von einer der Bergeshöhen um Heilbronn auf die lachende Landschaft und den stattlichen Neckarfluß, dem muß das Herz aufgehen ob dem herrlichen Anblick, wie es einst Goethe aufging, als er vom Wartturm auf Stadt und Land herniederblickte. Mitten in dem duftigen Wechsel von dem saftigen Grün der Wiesen und Felder, von dem ersten „Schein" der Reben ruht das Auge auf dem altersgrauen Turm und den dunkeln Dächern der Stadt mit ihrer reichen Vergangenheit. Die auf dem rechten Ufer gelegene Altstadt sehen wir rings umgeben von den rauchenden roten Backsteintürmen und den langgestreckten niederen Bauten der Fabriken und Lagerhäuser, zum deutlichen Beweis, daß das neue Heilbronn dem Heilbronn des heiligen römischen Reiches deutscher Nation in keiner Weise nachstehen will.

Heilbronn ist eine jener Städte, die zu allen Zeiten blühten und gediehen, was es teils seiner günstigen Lage, teils dem Erwerbsfleiß seiner Bewohner verdankt. Es galt bis zu seiner Mediatisierung durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 für eine großartig durch den ringsum fließenden Neckar geschützte Wasserburg, eine Reichsfestung, die, bis die schweren Geschütze in Aufnahme kamen, wohl hundertmal berannt und belagert, aber nie erobert wurde. Ein Bild von Merian aus dem Jahre 1643 gibt uns einen Begriff von dieser Feste, ein Bild, an dem man heute nur noch den Turm der Kilianskirche, den Götzenturm und den Bollwerksturm erkennt. Außerhalb der Stadtmauern ward nicht einmal ein Schäferhaus geduldet, und auf dem linksseitigen Ufer des Neckars war außer Gräben und Bastionen kein Gebäude zu sehen. In neuerer Zeit aber ist der Schwerpunkt Heilbronns von der rechten Seite zur linken gerückt, wo ein Bau nach dem anderen erstand, so daß kaum eine württembergische Stadt im Laufe des 19. Jahrhunderts ihr Aussehen so verändert hat wie Heilbronn.

Goethe sagte in der Schilderung seiner Reise nach Italien im

Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Jahre 1797: „Wenn man sich einen günstigen Begriff von Heilbronn machen will, so muß man um die Stadt gehen. Die Mauern und Gräben sind ein wichtiges Denkmal der vorigen Zeit; die Gräben sind sehr tief und fast bis herauf gemauert, die Mauern hoch und aus Quaderstücken gut gefügt. Die Steine waren als Rustika gehauen. Eine schöne Allee führt um den größten Teil des Grabens; sie besteht aus Linden und Kastanien, die als Gewölbe gehauen und gezogen sind.“ Dieses Bild ist durch die neuzeitliche Entwickelung der Stadt völlig zerstört worden. Nur von der Stadtmauer ist auf der Wasserseite noch ein Stück bis zum Götzenturm stehen geblieben. An die Stelle der alten Stadtmauern und Türme und des Grabens, der die Stadt rings umschloß, ist ein Kranz von Villen und Gärten getreten, die von dem Reichtum und Geschmack ihrer Bewohner zeugen.

Einer Sage zufolge soll die Auffindung der mitten in der Stadt befindlichen, längst schon in Stein gefaßten Quelle des Siebenrohrbrunnens und die Belebung des christlichen Missionswerkes durch Karl den Großen eine Ansiedlung an diesem Orte zur Folge gehabt haben. Der Name Heilicobrunn (Heiligbrunn) als königlicher Palast kommt urkundlich im Jahre 841 vor. Zu der schönen Hauptkirche St. Kilian, dessen Turm die ganze Stadt und Gegend überragt, wurde im Jahre 1013 der erste Stein gelegt, doch stammt der jetzige Bau aus dem 13. und 15. Jahrhundert.

Am Neckar steht der mit der Stadtmauer verbundene viereckige Turm, von den Einwohnern Götzens Turm genannt. Nach der Volkssage soll nämlich Götz von Berlichingen in diesem Turm in der Gefangenschaft der Stadt Heilbronn geschmachtet haben. Die Darstellung bei Goethe entspricht aber nicht der Geschichte. Götz ist nicht im Gefängnis zu Heilbronn gestorben, denn er hat noch 37 Jahre gelebt, und er ist auf seiner Burg Hornberg am Neckar mehr als 80 Jahre alt, 1562 verschieden. Die Gefangenschaft Götzens zu Heilbronn fällt auch 6 Jahre früher als der Bauernkrieg, mit dem sie Goethe in Verbindung setzt, und wurde durch seine Anhänglichkeit an den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg im Jahre 1519 herbeigeführt. Götz war dem schwäbischen Bund zu Möckmühl unterlegen und nach Heilbronn zur Verfügung des Rates abgeführt worden, wo er 3½ Jahre festgehalten wurde. Nach seiner eigenen Lebensbeschreibung wurde er in einer Herberge gefangen gehalten, aber nur eine Nacht in einem Turm (in dem kugeligen Turm, d. h. Bollwerkturm, nicht dem sogenannten Götzenturm).


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von den anderen älteren Gebäuden Heilbronns ist das Rathaus in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erbaut und seitdem öfters restauriert worden. Im Ratssaal drohte einst Götz von Berlichingen, mit seiner eisernen Hand die bekannten Ohrfeigen auszuteilen, die „Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund kurieren". Das altertümliche Haus an der Südwestecke des Marktplatzes wird als das Vaterhaus des Käthchens von Heilbronn bezeichnet, doch kann für die Heldin des Kleistschen Dramas nicht einmal das Recht der sagenhaften Überlieferung geltend gemacht werden.

In Heilbronn wurden der Dichter W. Waiblinger und der Naturforscher Robert Mayer geboren. Letzterem ist auf dem Marktplatz ein Denkmal errichtet.

In der Umgegend von Heilbronn steht der Weinbau in hoher Blüte, und die Heilbronner „Herbste" sind das Heiterste, was man in Schwaben sehen kann. Seit 1887 wird das Heilbronner Salzwerk betrieben, das täglich 20 000—25 000 Zentner fördert. Zwischen Heilbronn und Mannheim wird Kettenschleppschiffahrt betrieben.

Neckarsulm liegt auf dem rechten Hochufer des Neckars, auf der Rückseite gedeckt durch die Sulm. Von der Stadtmauer sind bedeutende Bruchstücke erhalten, ebenso drei Ecktürme. Die früher ummauerte Burg gehörte dem Deutschorden, der Neckarsulm von 1484 bis 1805 besaß.

Auf dem Gebiete von Ober-Eisesheim bei Neckarsulm auf dem linken Neckarufer ward am 6. Mai 1622 die sagenumrankte Schlacht von Wimpfen geschlagen. Auf dem rechten Ufer liegt weiter abseits Cleversulzbach. Hier ist die Mutter Schillers (Elisabeth Dorothea Kodweiß, geboren 1732) begraben. Sie zog, 66 Jahre alt, zu ihrem Schwiegersohne, dem Pfarrer M. Johann Gottlieb Franckh, gegen Ende des Jahres 1799. Er hatte Schillers Schwester Luise zur Frau; persönlich kannten sich Franckh und sein großer Schwager nicht. 1802 starb Schillers Mutter (29. April) am gleichen Tage, an dem Schiller sein neues Haus in Weimar bezog. Mörike war von 1834 bis 1843 Pfarrer allda, fand das Grab wieder auf und ließ es herstellen. Ein schlichtes Steinkreuz erhebt sich darüber, auf dessen Querbalken die Worte „Schillers Mutter" eingegraben sind; über diesem wieder ragt eine kräftig aufstrebende Linde. Der Mutter Schillers zur Seite ruht Charlotte Mörike, die Mutter Mörikes. Bekannt ist das herrliche Gedicht Mörikes „Auf das Grab von Schillers Mutter". Die Cleversulzbacher Kirchenbücher tragen darum so wichtige Namen in sich: Frau Major

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schillerin von der Solitüde, Hofrat Hr. v. Schiller, Bibliothekar Reinwald, weil sie als Paten im Cleversulzbacher Pfarrhause figurierten. Franckh zog etwa um die Zeit von Schillers Tode nach Möckmühl. Nahe am Einfluß des Kochers in den Neckar liegt Kochendorf, die Heimat des Dichters Karl Mayer.

Weiter unten finden wir das alte malerische Städtchen Wimpfen, aber es gehört nicht zu Württemberg, sondern zu Hessen-Darmstadt, eine sogenannte Exklave, ein Beispiel einstiger deutscher Zerrissenheit. Besonders wohlerhalten ist das Burgstädtchen Gundelsheim mit dem Deutschordensschloß Horneck. Es ist der letzte württembergische Ort am Neckar.

Friedrich Hölderlin.

(Bei der Feier von Hölderlins hundertjährigem Geburtstag in des Dichters Geburtshause zu Lauffen am Neckar vorgetragen am 20. März 1870.)

Von Ferdinand Freiligrath.

Der Hohe, dem wir heut' uns neigen,
Wie hielt er kindlich deine Hand,
Wie gab er ganz sich dir zu eigen,
Recht als dein Sohn, du wonnig Land!

Du aber hast ihn fromm erzogen,
Hast ihm in deiner Wälder Nacht,
An deines Flusses blauen Wogen
Das Auge wach und weit gemacht.

Hast ihm aus deiner Schönheit Fülle
Die junge Seele reich getränkt,
Hast ihm den Ernst, die heil'ge Stille
In die bewegte Brust gesenkt.

Drum liebt' er dich! Drum wie ein Leuchten
Von deinen Rebenhügeln zieht,
Drum wie ein Duft von deinen feuchten
Stromufern weht es durch sein Lied.

Drum galt auch dir sein freudig Sehnen
Nach Hellas' blumigem Ruin:
Freiheit und Schönheit der Hellenen,
Dir zu erobern, trieb es ihn.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Drum, als am Ufer der Garonne
Er niedersank in jähem Schmerz,
Zog es ihn heim nach Sueviens Sonne,
Warf er sich weinend dir ans Herz.

Da lag er, mild von dir umschlungen;
Da lag er — o wie lang, wie lang! —
Bis, der sein Wiegenlied gesungen,
Der Neckar ihm das Grablied sang.

Nun aber lebt er neu ein Leben,
Und wo ein lallend Kind er war,
Muß sich ein Tempel ihm erheben
Und steht bekränzt ihm ein Altar....

Auf das Grab von Schillers Mutter.

(Cleversulzbach im Mai.)

Von Eduard Mörike.

Nach der Seite des Dorfs, wo jener alternde Zaun dort
Ländliche Gräber umschließt, wall' ich in Einsamkeit oft.
Sieh den gesunkenen Hügel! Es kennen die ältesten Greise
Kaum ihn noch, und es ahnt niemand ein Heiligtum hier.
Jegliche Zierde gebricht und jedes deutende Zeichen;
Dürftig breitet ein Baum schützende Arme umher.
Wilde Rose, dich find' ich allein statt anderer Blumen;
Ja, beschäme sie nur, brich als ein Wunder hervor!
Tausendblättrig eröffne dein Herz! entzünde dich herrlich
Am begeisternden Duft, den aus der Tiefe du ziehst!
Eines Unsterblichen Mutter liegt hier bestattet: es richten
Deutschlands Männer und Frau'n eben den Marmor ihm auf.

An Eduard Mörike.

Von Hermann Kurz.

Früh, wie früh! beim ersten Grau'n
Treibt der Tag mich aus dem Bette.
Morgenröte säumt die Au'n,
Vögel singen um die Wette.

Sieh, am Abschiedstage doch
Wird der Siebenschläfer munter!
Seine Wirte sticht er noch,
Die ihn oft geneckt, herunter.



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alles schläft. Des Sieges froh
Und der ungewohnten Stunde,
Mach' ich durch den Garten so
In dem feuchten Gang die Runde.

Denke dein, des Träumenden,
Wie so oft du ihn beschreitest,
Wie den Freund, den säumenden,
Du ins Grüne heilsam leitest.

Sonne, die ereilt' ich auch,
Und auf deinem Lieblingshügel!
Und im frischen Morgenhauch
Prüf' ich halb erstaunt die Flügel.

Baum und Blume sind schon wach,
Mit betauten Augen blickend,
Und der Laube Blätterdach
Übergießt mich fröhlich nickend.

Alle sind bei gutem Mut,
Saftgeschwellt vom lauen Regen.
Nußbaum selbst, das junge Blut,
Steckt ein Knöspchen mir entgegen.

Wie so eigen doch Natur
Sich in ihrem Haushalt rühret,
Unbelauscht auf leiser Spur
Die geliebten Kinder führet!

Ja, sie lehrt mich hast'gen Geist,
Nicht an jedem Keim zu rütteln,
Nicht vom jungen Baume dreist
Vor der Zeit die Frucht zu schütteln.

Lehret mich dem Gott vertrau'n
Meine Saaten, meine Sorgen,
Der mir linden Schlaf läßt tau'n
Und die Ernte zeigt am Morgen.

Wie? was hat mich so erbaut?
Treibt mich so, mich umzuarten?
Woher stammt dies seltne Kraut?
Freund, es wuchs in deinem Garten.

(Cleversulzbach, 29. Mai 1838, morgens 4 Uhr.)

Pastoral-Erfahrung.

Von Eduard Mörike.

Meine guten Bauern freuen mich sehr;
Eine scharfe Predigt ist ihr Begehr.
Und wenn man mir es nicht verdenkt,
Sag' ich, wie das zusammenhängt.
Sonnabend, wohl nach elfe spat,
Im Garten stehlen sie mir den Salat;
In der Morgenkirch' mit guter Ruh
Erwarten sie den Essig dazu;
Der Predigt Schluß fein linde sei:
Sie wollen gar auch Öl dabei.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Städte und Landschaften im Frankenland.

Von J. Eltz.



Auf beiden Seiten des Neckars von Marbach bis zur Landesgrenze ist fränkisches Sprachgebiet.

Vorerst ist es auf dem linken Ufer das Gebiet dreier Zuflüsse des Neckars, der Enz, der Zaber und der Lein. Große Städte gibt's hier nicht, wohl aber interessante alte Nester. Da ist z. B. Vaihingen an der Enz, eine Oberamtsstadt, die von allen Seiten einen freundlichen Eindruck bietet. Im Innern findet man eine Menge malerischer Partien an der Enz. Beherrscht wird die Stadt von der auf der Höhe des Schloßberges gelegenen alten Grafenburg. Vaihingen wird schon 729 erwähnt, die Burg 1139. Ursprünglich war es der Sitz der Grafen von Vaihingen, kam aber 1339 durch Kauf an Württemberg. Seit 1250 war es zur Stadt erhoben. Die Burg ist noch gut erhalten. Von der Höhe herab ziehen sich die Reste der alten Befestigungsmauern, und auch die alten Türme erinnern daran, daß die Stadt einst befestigt war. Von den alten Häusern sind allerdings seit der Zerstörung der Stadt durch die Franzosen im Jahre 1693 nur wenige erhalten. Von den beiden trotzigen Festungstürmen in der Stadt hat der Haspelturm eine besondere Bedeutung; in ihm saß der durch Schillers Erzählung „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" und durch Hermann Kurz' Roman bekannte Räuber, der „Sonnenwirtle" Friedrich Schwan aus Ebersbach, gefangen. In dem einfachen Pfarrhause nahe bei der Kirche wurde 1815 Karl Gerok, der Dichter der „Palmblätter", geboren.

Etwas weiter von der Enz liegt das freundliche Städtchen Großsachsenheim. Dieses hat noch ein altes Ritterschloß. Es war vom 12. bis zum 16. Jahrhundert Sitz der Edlen von Sachsenheim und kam in neuerer Zeit in den Besitz der Freiherrn von König. Unter den Grafen von Württemberg hatten die Sachsenheim eine Rolle gespielt: ein Hermann war als Landeshofmeister mit Graf Eberhard nach Palästina gezogen; ein anderer Hermann liegt in der Stiftskirche in Stuttgart begraben, ein Berthold und Friedrich fielen in der Schlacht bei Reutlingen. Zwei alte Linden und der mit üppigen Bäumen besetzte Schloßgraben geben dem Schloß einen eigenartigen Reiz, den die Sage vom Klopferle, anknüpfend an einen alten romanischen Kragstein am Schlosse, noch erhöht hat.

Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Im stillen Waldtal der Salzach liegt Maulbronn, ein Oberamtsstädtchen, das durch sein Kloster berühmt ist. Weiter an der badischen Grenze das dörflich-romantische Zwergstädtchen Knittlingen, der Geburtsort des Johannes Faust, des abenteuernd umherziehenden, sagenhaft gewordenen Alchimisten, den Goethe zum Helden seines Dramas gemacht hat. Daß Faust von dort stammte, berichtet uns Melanchthon, der in dem jenseits der Grenze, im Badischen, belegenen Bretten geboren wurde. Das Haus neben der Kirche in Knittlingen, das man durch eine Tafel als Fausts Geburtshaus bezeichnet hat, ist aber ein halbmodernes Gebäude, das mit jener Ehre nichts zu tun hat.

Nördlich von der unteren Enz erheben sich zwei fast gleichlaufende Höhenzüge, die durch das fruchtbare Zabergäu getrennt sind: südlich von diesem der Stromberg, nördlich der Heuchelberg. Der Stromberg endigt im Osten mit dem von einer Wallfahrtskirche gekrönten Michelsberg bei Bönnigheim. Der Südabhang des Heuchelberges ist lauter Rebenland. An der Zaber liegt Brackenheim, ein altertümliches Städtchen, das noch Reste der Wehrmauern und alte Häuser in Formen der Deutschrenaissance aufzuweisen hat.

Viel größer ist das Gebiet auf dem rechten Ufer des Neckars und seiner Nebenflüsse bis zur Landesgrenze. Hier finden wir den Mainhardter Wald, die Waldenburger Berge, dann die Hohenloher Ebene und den Taubergrund.

Der Mainhardter Wald erhebt sich zwischen Murr, Neckar, Hohenloher Ebene und Kocher. Sein westlicher Flügel sind die Löwensteiner Berge, sein östlicher die Waldenburger Berge. Der äußerste Vorposten der Löwensteiner Berge ist der Wunnenstein bei Winzerhausen. Von der Stammburg des Geschlechtes der Wunnensteiner ist nichts mehr vorhanden, aber der Rest eines Turmes der früheren Wallfahrtskirche ist zum Aussichtsturm ausgebaut. Berühmt ist die Weibertreu, die sich über Weinsberg erhebt.

Südlich von den Löwensteiner Bergen, auf denen sich Löwenstein, ein Städtchen mit Burgruine, erhebt, fließt die Murr, an der Murrhardt und Backnang liegen. Murrhardt ist aus einer früheren Benediktinerabtei entstanden. Von dieser ist u. a. die Kirche, die jetzige Stadtkirche, erhalten. Von hervorragender Schönheit ist die an den Nordturm der Kirche angebaute Walderichskapelle im spätromanischen Stil aus dem 12. Jahrhundert. Sie enthält das Grabmal des Kaisers Ludwigs des Frommen, des angeblichen Stifters des Klosters. Backnang hat an alten Gebäuden noch ein Rathaus,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

einen bedeutenden Fachwerkbau, die Stadtkirche auf dem Schloßberge und ein unvollendetes Schloß.

Auf den Waldenburger Bergen finden wir das Städtchen Waldenburg, die höchstgelegene Stadt des Bezirks Öhringen und des Hohenloher Unterlandes auf einem schmalen, vorspringenden Bergrücken. Das Schloß, im 18. Jahrhundert auf der Stelle einer früheren Burg, von der noch der Burgfried („Männlesturm") steht, im Renaissancestil erbaut, wird vom Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg bewohnt. Waldenburg ist die einzige Stadt des Schwabenlandes, die noch ganz von den alten Mauern mit Tor- und Rundtürmen umgeben ist. Der Weg rings um die Mauern bietet prachtvolle Ausschau in die Tiefe und auf das weite, fruchtbare Hohenloher Land.

An der Ohrn liegt Öhringen mit fürstlichem Schloß, ehemals Residenzstädtchen, in der Nähe Neuenstein mit Schloß.

Wer von einer der Kuppen oder vorspringenden Bergzungen der Waldenburger oder Limpurger Berge, etwa von Waldenburg oder vom Einkorn bei Hall oder vom Burgberg aus gen Norden und Nordosten schaut, überblickt einen weithin sich breitenden Landesstrich, dem Auge im ganzen sich als ausgedehnte Hochfläche darstellend, in Wirklichkeit von tief eingegrabenen Flußtälern durchschnitten, in blauer Ferne von bewaldeten Bergzungen umsäumt: es sind die hohenloheschen und halleschen Lande und daran sich anschließend das eigentliche Frankenland bis hin zur alten Deutschordensstadt Mergentheim.

Die Hohenloher Ebene wird im Süden von den Löwensteiner, Waldenburger, Limpurger und Ellwanger Bergen, im Osten von der Frankenhöhe begrenzt. Im Westen reicht sie bis zum Neckar, gegen Norden geht sie nach Baden und Bayern über. Die Täler sind mit Schlössern, Burgen und Ruinen, mit alten malerischen Städtchen geschmückt. Die Gegend gehörte früher größtenteils den Fürsten von Hohenlohe, die in mehrere Linien zerfielen (daher der Reichtum an Schlössern). Erst von 1806 bis 1810 kam das Gebiet an Württemberg.

In dieser Gegend gibt es für den Wanderer manches altertümliche Stadtbild, stolze Fürstensitze auf ragender Höhe, alte Schlösser und Burgen sowie ehrwürdige Dome und Gotteshäuser zu schauen.

Da ist vorerst Hall, auch Schwäbisch Hall genannt, die alte Reichsstadt, die seit 1803 württembergisch ist. Mörike zog 1844 mit seiner Schwester nach Hall. Er pries die Stadt mit ihrer schönen gotischen Kirche und ihrem merkwürdigen Rathaus als einen Ort von viel Lebendigkeit, worin sich's, wenn man will, nur desto heimlicher sein


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eigenes Wesen treiben lasse, und die sich, da sie ihm vollkommen neu sei, als reiner Boden einer ganz neuen Epoche empfehle.

In der Nähe die stolze Komburg, ein ehemaliges Kloster mit prachtvoller Kirche, und die Ruine Limpurg, ehemals Sitz der Reichsschenken. Komburg (ursprünglich Kochenburg) ist eine der ältesten Burgen des Frankenlandes. Das Ritterstift auf seinem Inselberg bringt heute noch das Bild einer in ein Kloster verwandelten Burg aus der Blütezeit des Benediktinerordens so kennzeichnend zur Anschauung, wie es in Deutschland kaum anderswo zu finden ist. Die Schenkenkapelle, in der die Schenken von Limpurg als Schutzherren des Klosters beigesetzt wurden, weist monumentale Grabmäler auf.

An der Jagst (Jaxt) liegen: Crailsheim, Kirchberg und Langenburg mit Schlössern der Fürsten Hohenlohe; Schöntal, früheres Kloster, jetzt evangelisches Seminar; Jagsthausen mit drei Schlössern, Geburtsort des Ritters Götz von Berlichingen; Möckmühl mit neu erbauter Burg.

Crailsheim war früher ein bedeutender Amtsort und Grenzfestung der Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach. Langenburg, Niederstetten, Kirchberg und Bartenstein sind ehemalige hohenlohesche Residenzen mit Fürstenschlössern. Am bedeutendsten ist das Langenburger Schloß mit seinen mittelalterlichen Wehranlagen und seinen Schloßgebäuden, aus dem 16. bis 18. Jahrhundert, die einen malerischen Laubenhof umschließen. Impressionistische Schilderungen des Schlosses und Städtchens („Brauneck") findet man in Agnes Günthers Roman „Die Heilige und ihr Narr".

Unter allen Klosterorten des Landes ist Schöntal die stimmungsvollste. Diese geistliche Residenz aus der Barockzeit liegt in einem idyllischen Winkel des stillen Jagsttales. Es war ein Zisterzienserkloster, das um 1150 als Tochter von Maulbronn gegründet und 1805 aufgehoben wurde. Das Kloster ist umschlossen von langgezogenen älteren Gebäuden und von den alten Ringmauern mit Torturm und Ecktürmen, von ummauerten Gärten, von Alleen und Laubwäldern.

Zwischen Jagst und Tauber finden wir Gerabronn. An der Tauber liegt Mergentheim, ehemals Residenz des Hochmeisters des Deutschordens.

Die Ellwanger Berge liegen zu beiden Seiten der oberen Jagst. Es ist ein dunkles Nadelwaldgebiet, das an den Schwarzwald erinnert. An der Jagst liegt in einem Wiesental zwischen bescheidenen Waldhöhen die Stadt Ellwangen, erst seit 1803 württembergisch, vorher Sitz eines Fürstpropstes, dessen Schloß hoch über der Stadt


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

thront. Jetzt ist eine Ackerbauschule darin untergebracht. Ellwangen ist eine stille Beamtenstadt ohne Industrie, aber es bietet eines der eindrucksvollsten Städtebilder. Man sieht ihr schon von weitem die alte geistliche Residenz an. Das machen die vier Kirchen mit ihren neun Türmen, das große Bergschloß, die breiten Palastfronten und hohen Giebel und die Alleen auf den ehemaligen Wällen. Die Stadt hat sich angeschlossen an ein altes, schon um 750 gegründetes Benediktinerkloster. Die Stiftsfreiheit bildet eine Stadt oder Burg für sich. Auch die Bürgerstadt trägt noch den Stempel der guten alten Zeit. Die stattliche Stiftskirche stammt aus dem 12. und 13. Jahrhundert.

Stille Waldschluchten, aussichtsreiche Bergkuppen trifft man in großer Zahl in den Waldenburger, den Limpurger, den Ellwanger Bergen, die das Gebiet im Süden und Südosten begrenzen. Die durch den Muschelkalk brechenden Flüsse Kocher und Jagst mit ihren Nebenflüßchen haben prächtige Landschaftsbilder geschaffen, die man zum Teil auf weltabgelegenen Wanderpfaden ungestört genießen kann. Heilkräftige Quellen entströmen dem Schoß der Erde; man braucht nur die Namen Solbad Hall und das „württembergische Karlsbad“ Bad Mergentheim, zu nennen. Goldenes Getreide reift auf der fruchtbaren Hochebene, und würzigen Wein spenden die Reben im Kochertal, im Tauber- und Vorbachgrund.

Im Kloster[1].

Von Hermann Kurz.



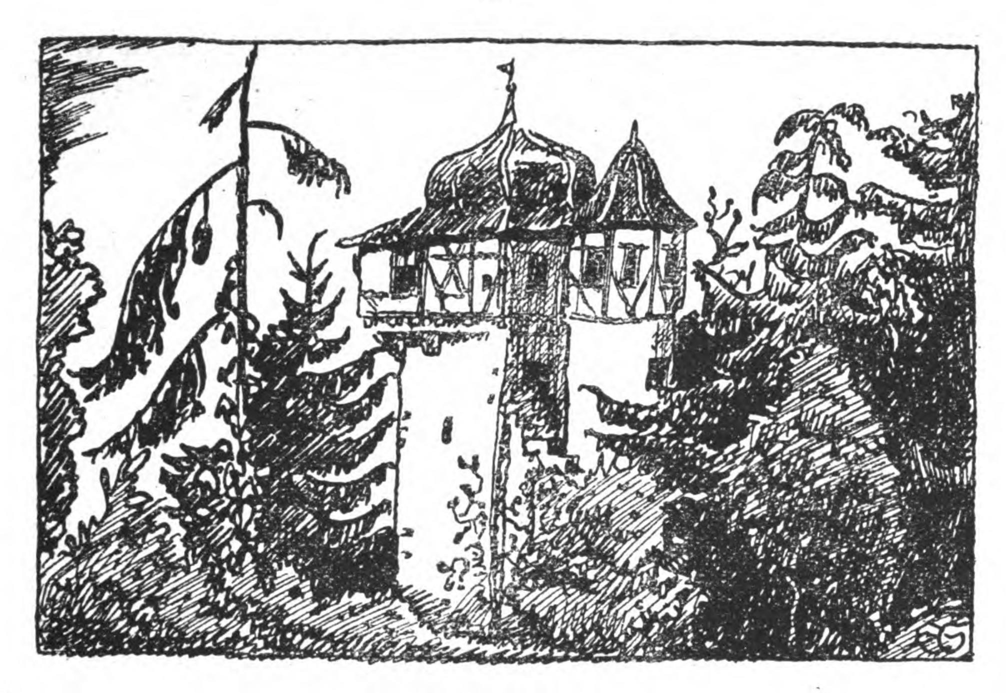
Im Pfarrhause von A... berg herrschte große Freude. Wilhelm war in das Kloster aufgenommen worden und bereitete sich, reichlich ausgestattet, dahin abzugehen.

„Madrid liegt am Manzanares“ — mit dieser Sentenz beginnt ein interessanter, leider nicht in die Öffentlichkeit gedrungener Roman. „Dicht hinter dem Niemen liegt Rußland“ — so lauten die inhaltsschweren sechs Worte, mit welchen ein im Keim erstickter Geschichtschreiber seine Laufbahn begonnen und beschlossen hat. Das Kloster, in das wir unseren jungen Freund begleiten, liegt an dem sogenannten tiefen See. Richtiger gesagt, liegt es unter demselben, sofern der Spiegel des Sees mit der Spitze des auf die Klosterkirche leicht wie ein Rohrstab aufgesetzten Türmchens ziemlich in gleicher Höhe gelegen

[1]) Maulbronn.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Kloster Maulbronn (Faustturm).

ist. Die Zisterziensermönche, die dieses Kloster erbaut, scheinen dem feuchten Element in jeder seiner Formen befreundet gewesen zu sein. Freilich wußten sie auch ihren inneren Menschen mit dem Safte der trefflich gepflegten Rebe so warm zu halten, daß sein Überzug unter dem kühlen Schweiß der Mauern und Wände nicht viel gelitten haben mag.

Ihre Nachfolger waren gleichfalls eine Art von Mönchlein, aber lutherische. Die Säkularisation hatte das Kloster in eine Pflanzschule für künftige Theologen verwandelt. Ein Schub von dreißig jungen Leuten, Promotion genannt, weil sie aus dem Landexamen jetzt in das niedere und später in ein höheres Seminar promoviert wurden, war hier der Wachsamkeit, Leitung und Lehre eines Ephorus, zweier Professoren und zweier Repetenten anvertraut.

Die klösterliche Zucht erinnerte schon durch die Kunstausdrücke, in welchen sie sich bewegte, an die Tage der Scholastik und des Mittelalters. Wer etwas versah, erhielt das erstemal eine Note, das zweitemal mußte er karieren, d. h. es wurde ihm ein Schoppen vom Wein oder der Betrag desselben an dem dafür ausgesetzten Gelde abgezogen, und weitere Rückfälle führten den beharrlichen Übertreter ins Karzer. Der Komplex der Räumlichkeiten, auf die sich der irdische Wirkungskreis der jungen Brut beschränkte, die Arbeitszimmer, Hör- und Schlafsäle, wurde nach

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den letzteren „Dorment" benannt und befand sich Tag und Nacht unter strenger Klausur. Nach Tische war unter dem Namen einer Rekreation ein Stündchen Aufenthalt im Freien gestattet; dann rief das Kampusglöcklein (Feldglöcklein) die Spaziergänger zum Studium in die Klostermauern zurück.

Die Tracht der Klosterschüler war unerbittlich schwarz, und die Form des Rockes durfte nicht zu modern erscheinen. Hatte ja doch diese Tracht jahrhundertelang in einer förmlichen Kutte bestanden und war dieses Mönchshabit nicht sehr viele Jahre vorher als veraltet verlassen worden. Diese Kutte hatte übrigens auch in der Zeit ihrer strengsten Herrschaft ihre jungen Träger nicht so ernst und ehrwürdig gemacht, wie der Geist der alten Klosterzucht beabsichtigte. Hiervon zeugte ein Protokoll aus dem 18. Jahrhundert, das zum abschreckenden Beispiel für die Nachwelt auf der Klosterbibliothek aufbewahrt wurde.

Der damalige Vorsteher des Klosters, ein alter, kleiner Prälat, war einst nachts auf dem Dorment umhergegangen, um zu visitieren. Da verlöschen plötzlich die Laternen. Ein unbekanntes Etwas setzt ihm die Hände auf die Schultern und rauscht über sein graues Haupt dahin, ein anderes folgt unmittelbar, und achtmal geht es so nacheinander fort. Es waren acht weiße Gespenster, die sich das stille Vergnügen machten, nicht in der Kutte, sondern im Hemde über ihn wegzuturnen. Der Schrecken zog ihm ein Fieber zu. Als er sich aber wieder erholt hatte, versammelte er sämtliche Zöglinge und hielt eine bewegliche Anrede, welche die acht Verbrecher zu einem freiwilligen reumütigen Geständnis bewog. Über ihre Strafe beobachtete das Protokoll ein düsteres Stillschweigen, aber „o tempora, o mores" (o Zeiten, o Sitten!) lautete der unheilschwangere Schluß des Aktenstückes.

Nach solchen Vorgängen ist es nicht zu verwundern, daß die edle Turnkunst lange Jahre harren mußte, bis sie Eingang in den Klöstern fand. In der Zeit aber, in der wir uns mit unserem Wilhelm befinden, hatten die jungen Geister bereits ihren Turnplatz errungen, und sein Name hieß Area.

An die Stelle der ehemaligen Horen und Metten waren Morgen- und Abendandachten getreten, bei welchen in Gegenwart eines der Professoren ein Gebet und ein Kapitel aus der Bibel verlesen wurde. Dieses nannte man das Prezieren, und der es jeweils verrichtete, hieß der Lektor. Wie glänzten alle Augen und wie wurden alle Herzen weit, wenn der Lektor den guten Geschmack hatte, aus dem Gebetbüchlein den schwungvollen Hymnus auszuwählen, der beginnt:



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deinen Tempel gegründet!

Da aber infolge des Wetteifers, daß jeder diesen guten Geschmack haben wollte, der Mahlmannsche Hymnus ungeachtet seines Schwunges in kurzer Zeit unleidlich abgenützt wurde und die anderen Gebete keine große Auswahl darboten, so verfiel Wilhelm eines Abends, da die Reihe des Prezierens an ihm war, auf ein Apokryphon (unechtes Gebet). Mit erhobener, vielleicht etwas herausfordernder Stimme begann er aus einem Büchlein von nicht ganz geistlichem Schnitt und Deckel zu beten wie folgt:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Okzident!
Nörd- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände!

Alles blickte überrascht auf, aber alles, auch der Professor, der die Woche hatte, war von diesem und den folgenden Versen erbaut. Nur fragte der letztere, als das Kapitel zu Ende gelesen war, in überraschender Fürsorglichkeit nach dem Gebetbuche, aus dem der Lektor preziert hatte, und Wilhelm mußte es herausgeben. Es war der „Westöstliche Diwan“ (von Goethe). Der Professor erteilte dem Neuerer eine ernste Rüge, daß er den Geist Gottes in solchen Büchern suche, und eine väterliche Ermahnung, dergleichen hinfort nicht mehr zu tun. Aber der Vorgang blieb ihm ins Wachs gedrückt, und als er, der sattelfeste Linguist, eines Tages beim Übersetzen des Homer in der Zerstreuung das Unglück hatte, aus einem hundertjährigen Hirsche einen hundert-hörnigen zu machen, bemerkte ihm derselbe Professor mit schneidender Anspielung, ein Geschöpf, auf dessen Kopfe so viele Hörner Platz haben, gebe es weder im Orient noch im Okzident.

Dem Lektor lagen aber nicht nur die Andachtsübungen ob. Er war eine wichtige Person im Staate. Er bildete das Organ der Verordnungen und Verfügungen, die von den Vorgesetzten gegeben wurden, und durch seinen Mund hinwiederum gelangten die leisen Wünsche, die lauten Bitten der jungen Gesamtheit nach oben. Auch hatte er die schmerzliche Obliegenheit, die Strafen, die über seine Brüder, ja gar etwa über ihn selbst verhängt wurden, in die verhängnisvolle Liste einzutragen.

Seine hervorragende Stellung wurde höchsten Orts durch eine besondere Ehrenbezeugung anerkannt. Wenn er nämlich Sonntag morgens nach Antritt seines Berufes bei dem Ephorus die erste Audienz


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatte, um die Amtsinsignien und die Befehle in Empfang zu nehmen, so wurde er regelmäßig zu einer Tasse Kaffee eingeladen, die ihm die Frau Ephorussin von ihrem eigenen Munde weg zu präsentieren pflegte. Allein diese Ehre war mit einem Opfer verknüpft, denn zu gleicher Zeit frühstückte die übrige Promotion ihre Milchsuppe, die an diesem höheren Tage statt der gewöhnlichen Morgensuppe gereicht wurde, und wenn der arme Lektor in den Speisesaal gestürzt kam, um dem genossenen Kaffee die kompaktere Nahrung beizugesellen, so hatten ihm die anderen jedesmal seinen Anteil an der Milchsuppe weggegessen. Wie sehr er sich bei dem Kaffee beeilen und wie unschicklich abgebrochen er die wohlwollenden Fragen seines Obern und seiner Oberin beantworten mochte, um die Ehre baldmöglichst hinter sich zu bringen, immer kam er zu spät zu Tische, und nie hat ein Lektor das Problem gelöst, den Kaffee mit der Milchsuppe zu vereinigen.

Der Knecht des Lektors hieß der Offizial. Diese untergeordnete Persönlichkeit hatte zum Aufstehen, zum Prezieren, zu den Lehrstunden, zur Essens- und Kampuszeit die ohrzerreißende Klosterglocke zu läuten, morgens und abends die Lichter im Hörsaal aufzustecken und dergleichen laienbrüderliche Verrichtungen mehr. Aber der Standesunterschied glich sich aus, denn die Hand, die Samstag abends noch die Lichter besorgt hatte, nahm am Sonntag früh die Ehrentasse in Empfang. Würde und Bürde gingen bei allen um, und vom Primus (Ersten) bis zum Ultimus (Letzten) hatte jeder eine Woche lang eines der beiden Ämter zu bekleiden.

Wilhelm hatte sich unter den Klostergenossen einen Freund erkoren, namens Theophil. Beide waren ein Herz und eine Seele, bis ein trauriges Ereignis einen tiefen Riß in ihren Bund machte. Wilhelm hatte auf Weihnachten eine riesengroße Schachtel von seiner Mutter erhalten. Welche Wonne für ihn, mit jener vom Vater ererbten und durch das Gefühl der Freundschaft gewürzten Gastfreiheit seinen Theophil zu bewirten! Er führte ihn zu der schwarzen Klostertruhe, dergleichen jeder Zögling eine auf dem Dorment stehen hatte, und füllte ihm die Hände mit Lebkuchen. In seiner Herzensfreude aber vergaß er, daß er soeben Offizial geworden war, und versäumte das Läuten, das ihm oblag. Wegen dieser Pflichtvergessenheit wurde er sträflich angesehen, und Theophil als Lektor hatte das Brutusgeschäft, die Note des Freundes, deren Veranlassung er selbst gewesen, in das schwarze Register einzuschreiben.

Unter dem Drucke der peinlichen Berühmtheit ging der arme Wilhelm


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gebeugten Hauptes einher, und sein junges Leben war ihm eine Zeitlang ganz und gar verleidet. Was ihn aber in dieser Prüfung am tiefsten und bittersten kränkte, das war die vollendete Herzlosigkeit seines Freundes Theophil. Dieser hatte die Note mit lachendem Munde gebucht, hatte nicht bloß getan, als ob gar nichts vorgefallen wäre, sondern sich noch lustig darüber gemacht, daß er die Lebkuchen mit solcher Münze habe bezahlen müssen.

Wilhelm war im Innersten seines Gemütes empört. Er weinte manche Zähre, die er stolz verbarg, und in sein Tagebuch schrieb er, was der Friedländer bei einer ähnlichen Gelegenheit von dem leichtsinnigen Isolani sagt:

Ja, der verdient, betrogen sich zu seh'n,
Der Herz gesucht bei dem Gedankenlosen!
Mit schnell verlöschten Zügen schreiben sich
Des Lebens Bilder auf die glatte Stirne,
Nichts fällt in eines Busens stillen Grund,
Ein munt'rer Sinn bewegt die leichten Säfte,
Doch keine Seele wärmt das Eingeweide.

Nachdem er sich in dieser Weise heimlich an dem Unwürdigen gerächt, zog er sich in sich selbst zurück. Das Schicksal rächte ihn bald darauf noch vollständiger, denn Theophil erhielt die erste Karzerstrafe und wurde hierdurch zu einer Berühmtheit, vor welcher der bescheidene Glanz von Wilhelms Note gänzlich erlosch.

Aus: Erzählungen. 2. Band. Stuttgart 1859.

Weinsberg.

Von J. Elß.

Die Stadt Weinsberg liegt am südlichen Abhang eines Höhenrückens, der auf einer kegelförmigen Kuppe die Burg Weinsberg, genannt Weibertreu, trägt.

Die Weinsberger Gegend war schon früh von den Römern beherrscht, aber trotz Grenzwall und Besatzung nicht zu halten gewesen gegen den Ansturm der Alemannen, wie auch diese den Franken weichen mußten. Weinsberg zählt nicht zu den ältestbevölkerten Gegenden des Landes. Die Ortsnamen, die auf ingen und heim endigen, deuten auf alten Ursprung, und von solchen weist die Gegend nur Gransesheim (Grantschen) auf. Weinsberg gehörte zum Sulmanachgau, dessen Haupt-



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ort Neckarsulm war und wo 1212 die Herren von Weinsberg Gericht hielten. Zu den ältesten bekannten Personen Weinbergs gehörte eine Frau Adelheid, aus deren erster Ehe die salischen Kaiser stammen, während sie in ihrer zweiten Ehe mit einem fränkischen Edeln im Jahr 1037 das Stift zu Öhringen gründete; dann Adalbero, Bischof zu Würzburg, dessen Mutter von Weinsberg stammte. Die Burg von Weinsberg wurde gleich zu Anfang des 11. Jahrhunderts, da der Burgenbau aufkam, errichtet. Im 12. Jahrhundert tauchen auf (1131) ein Wolfram, Dietrich und Wiegand von Weinberg als Edelfreie. Diese Edelfreien kamen mit den Grafen von Calw in Berührung, deren einer, Gottfried von Calw, Weinsberg und Löwenstein in seinen Besitz brachte. Er starb 1230. Seine Tochter Uda vermählte sich mit Welf, der dann Ansprüche auf Weinsberg machte und es nach hartem Kampfe auch erlangte. Nach Kaiser Lothar waren die Welfen am mächtigsten, so daß Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen selbst Kaiser werden wollte, doch wurde Konrad von Staufen gewählt. 1140 kam es zum Kampf um Weinsberg. Die Belagerung dauerte von November bis Weihnachten. Welf nahte mit einem starken Heere zum Entsatz, wurde aber geschlagen, die Burg fiel, und es ereignete sich die bekannte Tat der Weiber von Weinsberg. Zwei Nachrichten über diese Schlacht liegen vor, eine norddeutsche, nach der der Hauptkampf in der Nähe des Neckars stattgefunden und viele im Neckar ertrunken seien, was aber unrichtig ist; vielmehr sagt der zweite Bericht von Andreas Presbyter, daß der Kampf bei Ellhofen stattgefunden hat. Es soll damals auch der Schlachtruf: „Hie Welf" und „Hie Waibling" aufgekommen sein. Die einzige Erzählung von der Tat der Weiber findet sich in einer Chronik in einem Kloster zu Köln, die bis zum Jahre 1162 berichtet und etwa 1170 geschrieben worden ist. Daß die Frauen bei Übergabe mitnehmen durften, was sie tragen konnten, ist sonst auch üblich gewesen; doch ist in neuerer Zeit die Tat der Weiber von Weinsberg als Sage hingestellt worden. Bis zum 15. Jahrhundert war die erwähnte Kölner Chronik unbekannt geblieben. Im Jahre 1499 wird die Tat in der Kalhoffschen Chronik wieder genannt, im 16. Jahrhundert in der Chronik des Klosters Hirsau durch Trithemius. Dann bemächtigte sich die Dichtung des Stoffes; 1624 wurde er von einem Weinsberger bearbeitet und im 19. Jahrhundert durch Kerner. Die Tat lebt in der Poesie fort, auch wenn sie historisch angefochten wird. Wenn sie nur Sage wäre, so wären verschiedene Auslegungen möglich. Der Gelehrte Ideler sagt, die Namen Weibertreu und Frauenweg hätten zur Sage Anlaß gegeben;


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch hält Dr. Weller dem entgegen, daß diese zwei Namen erst später aufkamen. Andere sagen, es sei eine Wandersage, die nach Schwaben übertragen worden; hiergegen ist zu bemerken: Tatsache ist, daß diese Sage in Frankreich, Italien, der Schweiz und in Deutschland 30—40 mal sich findet. Damit ist aber nicht die ganze Sache Sage, in das Gebiet der Fabel dürfen vielmehr nur die Wiederholungen verwiesen werden. Man hat auch schon geglaubt, die Sage sei indischen Ursprungs, aber nirgends hat man in indischen Quellen etwas Derartiges gefunden. Ebenso waren Durchforschungen des Talmud nach irgend welchen Berührungspunkten erfolglos. Prof. Bernheim in Greifswald nennt die ganze Geschichte „eine grundlose Erfindung", die nachgebildet worden sei dem Vorgang bei der Eroberung von Cremona in Italien, den der Calwer Chronist auch schildere und auf Weinsberg übertrage. Dr. Weller glaubt, auch das sei nicht richtig; denn hätte der Chronist die Geschichte zur Ausschmückung seines Berichtes nur angewendet, so hätte er nicht im trockenen Berichterstatterton erzählt. Zu beachten sei auch, daß die Forscher noch gar nichts gefunden haben, was die Tat anzweifeln lasse.

Als Konrad III. 1147 seinen Kreuzzug unternahm und Weinsberg staufisch war, berief Konrads Sohn Heinrich als Reichsverweser den Abt von Corvey nach Weinsberg zur Schlichtung der in Schwaben herrschenden Fehden. Nach Heinrichs und Konrads Tod waren in Weinsberg nur noch staufische Beamte, die die Burg als Reichslehen erhielten. Die ehrenvolle Stellung, die diese Leute am kaiserlichen Hofe als Schenk, Kämmerer usw. eingenommen hatten, ließen bald den Mangel adeliger Herkunft übersehen; sie wurden Edelfreie. Nun entstand am Fuß der Burg ein Dorf. 1200 etwa wurde die Kirche erbaut, deren reich geschmücktes Westportal auf den Zusammenhang mit der Burg hinweist. Weinsberg wurde eine eigene Pfarrei, der Gundelsheim und andere Orte zugehörten. Unter Friedrich II. wurde Weinsberg Stadt und wurde zum Schutz von Handel und Gewerbe ummauert. Nachdem dann Weinsberg Reichsstadt geworden war, bestanden fortgesetzt Reibungen zwischen dieser und den Burgherren. Später kam Weinsberg an die Kurpfalz und unter Herzog Ulrich an Württemberg. 1527 wurde es vom Schwäbischen Bund zerstört, doch 1534 vom Herzog von Württemberg wieder aufgebaut. Von der früheren Stadtbefestigung sind der sogenannte Geisterturm beim Kernerhaus und der Wartturm an der Südseite erhalten. Die Stadtkirche ist eine spätromanische Basilika vom Anfang des 13. Jahrhunderts. Das Rathaus wurde 1708 erbaut.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Burg Weinsberg, heute meist Weibertreu genannt, wurde 1525 im Bauernkrieg zerstört. Für die Erhaltung der Burgruine, von der man einen herrlichen Rundblick über das idyllische Weinsberger Tal genießt, sorgte Justinus Kerner. Durch diesen hat Weinsberg in neuerer Zeit weit über die Grenzen des Schwabenlandes einen Namen bekommen. Kerner wirkte länger als drei Jahrzehnte (1819—51) als Arzt und als Dichter in Weinsberg. Auf einem ihm von der Stadt geschenkten Grundstück am Fuße der Burg hatte er sich ein Haus erbauen lassen, in dem er unbeschränkte Gastfreundschaft an Prinzen wie an Handwerksburschen ausübte. In Weinsberg starb der Dichter 1862. Auf dem reizenden schattigen Friedhof ist sein Grab mit der von ihm gewünschten Inschrift: „Friederike Kerner und ihr Justinus." Das Kernerhaus ist mit der Einrichtung aus der Zeit des Dichters erhalten und als besondere Sehenswürdigkeit der Stadt dem Publikum geöffnet. In der Nähe des Hauses ist dem Dichter ein Denkmal errichtet worden. Außerdem besitzt die Stadt ein Ökolompadius-Denkmal und eine Weinbauschule.



Justinus Kerner. Scherenschnitt von Luise Walther.

Inschrift auf einem Stein der Burg Weinsberg.

Von Justinus Kerner.

Auf einen Stein der Burg der Weibertreue
Schrieb einer (wohl in seines Herzens Reue):
„Getragen hat mein Weib mich nicht,
Aber — — ertragen!
Das war ein schwereres Gewicht,
Als ich mag sagen."
Jedwedem fällt der Stein dort ins Gesicht,
Die Männer schnell an ihm vorübergehn,
Die Frauen aber bleiben bei ihm stehn.

Kerners Rezept.

Justinus Kerner, der Dichter und Weinsberger Arzt, machte einst mit seinen Kindern einen größeren Spaziergang. Da kam ihm,



Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weit von der Stadt, ein Bote entgegen und brachte einen Brief. Kerner sollte in einem dringenden Krankheitsfalle helfen. Er wollte sogleich etwas aufschreiben, doch hatte niemand einen Bleistift bei sich. Während sie noch beraten, kommt ein Weinsberger vorüber. „Habt Ihr kein Bleistift und Papier bei Euch, Hansjörg?“ fragt Kerner. „Das nicht, Herr Doktor, aber ein Stück Kreide!“ — „So muß dies helfen. Kommt her, Hansjörg, haltet Euren breiten Rücken her; auf Eurem blauen Wams läßt sich prächtig ein Rezept schreiben. — So! Jetzt geht zusammen in die Apotheke, und du, Bote, sorgst dafür, daß niemand dem Hansjörg auf den Rücken klopft.“

Der Apotheker sagte hinterher, er habe von dem Dr. Kerner noch nie ein so deutlich geschriebenes Rezept zu sehen bekommen.

Aus: Gelehrten-Anekdoten, gesammelt von Dr. W. Ahrens. Berlin, H. Sack.

„Natürlich auch ein Schwab.“

Von Wilhelm Langewiesche-Brandt.

Wilhelm Langewiesche erzählt in „Wolfs, Geschichten um ein Bürgerhaus“ (zweites Buch), wie im Sommer 1853 der Kommerzienrat Friedrich Wilhelm Wolf mit seiner Mutter Maria Magdalena auf einer Reise nach München durch Württemberg kam und in Weinsberg Justinus Kerner besuchte.

Kerner fragte Frau Maria Magdalena, ob sie viel Gedichte lese und unter den lebenden Dichtern sich auskenne, was beides sie lächelnd verneinte. Ob sie schon von Eduard Mörike gehört habe, examinierte er weiter. Ja, der Name sei ihr wohl schon begegnet, aber an ein mehreres könne sie augenblicklich sich nicht erinnern. Dann solle sie doch ja, riet er lebhaft, bei guter Gelegenheit Mörikes Gedichte sich kaufen oder schenken lassen, die vor sechs Jahren bei Cotta in zweiter Auflage erschienen seien. Sie werde es gewiß nicht bereuen; dieser Mörike sei nämlich in der Tat ein ganz erstaunliches Ingenium, „natürlich auch ein Schwab“. Er kenne ihn persönlich, einmal weil alle Schwaben sich persönlich kennten, und dann, weil jener bis vor zehn Jahren Pfarrer im nahen Cleversulzbach gewesen, wo für seine Verhältnisse recht lange er's ausgehalten habe. Denn im Grunde sei er von Anfang an zum Pfarrer verdorben gewesen und lediglich zum Dichter geboren worden.


Eduard Mörike.
Scherenschnitt von Luise Walther.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegenwärtig sei er Professor an einer Töchterschule zu Stuttgart, aber das werde auch seine letzte Station noch nicht sein. Und heuer habe ihm die philosophische Fakultät der Tübinger Universität den Ehrendoktor verliehen. Übrigens ein schwaches Männle, dieser Mörike, immer kränkelnd, reizbar, von Kopfschmerzen übel geplagt, allerdings leider auch arg sich verzärtelnd. Aber dichten, ja, das könne er nun wie kein zweiter. Nicht nur, daß er ganz prachtvolle Verse mache, als ein rechter Poet von Gottes Gnaden habe er auch ein wunderfeines Ohr für die Natur: er höre das Gras wachsen, verstehe, was die Vögel singen und die Quellen rauschen, und die Menschenseele habe kein Geheimnis vor ihm. Und endlich: die übersinnliche Welt, deren Ergründung ihn auch wissenschaftlich beschäftige, offenbare ihm als Dichter gar manches, worum andere mit heißem Bemühen vergeblich sich plagten. Schade nur, daß Mörike von einer magnetischen Behandlung seiner ewig kränkelnden Leiblichkeit nichts wissen wolle. Aber solches habe ihm sein Amtsbruder und Studienfreund Blumhardt ausgeredet, der ihn dann vor vier oder fünf Jahren auch selber einmal auf seine Weise durch Handauflegen und Gebet behandelt habe, freilich leider ohne dauernde Wirkung.

Aus: Wolfs. Ebenhausen bei München 1919, Langewiesche-Brandt.

Schwäbisch-Hall.

Von F. Schmid-Schwarzenberg.



Im vorigen Sommer hielt ich mich einige Zeit in Schwäbisch-Hall auf, um Bäder zu gebrauchen. Schon der Anblick der Stadt, die im Talkessel am Kocher liegt, überragt von einem alten Giebelhause, vom hochgelegenen Bahnhofe aus, erweckt großes Interesse, besonders wenn die mächtigen Klänge der großen Glocke der St. Michaeliskirche den ganzen Talkessel brausend durchwogen. Ich vertiefte mich gern in die Geschichte der Stadt, die durch viele Gebäude bestens illustriert wird. Diese so illustrierte Geschichte der ehemaligen kleinen Reichsstadt ist ein wahres Kompendium für solche, welche sich mit der Kulturgeschichte des deutschen Volkes beschäftigen mögen. Ich will den Lesern die Hauptmomente vorführen.

Ob der philosophische Kaiser Julianus auf seinem Feldzuge gegen die Alemannen in diesen Talkessel gekommen ist, ist geschichtlich nicht


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausgemacht. Als gewiß wird erzählt, daß vor etwa tausend Jahren der Kocher durch eine finstere Wildnis, wo nur Wild und Räuber hausten, geflossen ist. Der Graf vom Kochergau wurde durch Wild auf eine „herbe stinkende Lache“ in dieser Wildnis aufmerksam gemacht und machte den ersten Versuch, aus ihr Salz zu gewinnen. Einige Menschen siedelten sich an der Lache an. Als sich Aussicht auf Ausbeute und Beute erschloß, kamen auch die ritterlichen Raubvögel von ihren Felsennestern und bauten sich auf den Hügeln an der herben Lache massive Türme aus rohem Stein, umgeben mit Mauern, und eigneten sich als die Stärkeren, die immer recht haben, „Rechte“ auf die Salzquelle an. Auf dem Platze, wo jetzt die St. Michaeliskirche steht, standen sieben solche „Burgen“. Im Laufe der Zeiten geschah es, daß 200 adlige Familien in dem kleinen Hall wohnten. Da es königliches Kammergut war, kamen auch königliche Dienstleute, einige Freie, dann Hörige und Leibeigene, die in der Saline oder in der Münze, in der die bekannten „Häller“ (Heller) geprägt wurden, arbeiteten, auch mehrere Freigeborene aus der Umgegend.

Aus diesem bunten Gemische mußte nun ein Gemeinwesen organisiert werden. Es war ein für uns lehrreiches Produkt des Zeitgeistes. Der Magistrat war zusammengesetzt aus einem oberen und einem unteren Rate; jener bestand aus neun Adeligen, die sich allein „Bürger“ nennen durften, dieser aus Vertretern der „misera plebs“. Der obere Rat führte in seinem Wappen die Hand als Sinnbild der Macht, der untere Rat ein Kreuz, das Symbol der Demut. Weil die Macht leicht Übermut erzeugt, wie die wahre Demut Mut, so wird es uns nicht wundern, wenn die Chroniken von drei großen „Zwietrachten“ berichten, die innerhalb einiger hundert Jahre das ganze Gemeinwesen radikal umgestaltet haben.

Hall war in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine „Stadt“; aber die Rechte einer „Reichsstadt“ und einer „freien Reichsstadt“ mußten mit äußerster Anstrengung errungen werden. Die zwietrachtschwangere Stadt war ringsum von Feinden arg bedrängt. Wenn man von Klein-Limpurg den steilen Berg hinansteigt, sieht man auf der Höhe Überbleibsel einer alten Burg, die Stadt und Tal beherrscht hat. Hier hausten die „semper freien Reichsschenken von Limpurg“, die grimmigsten Bedränger der Stadt. Sie waren von den hohenstaufischen Kaisern her mit den wichtigsten Rechten über die Stadt belehnt worden. Die Bedrängnisse und Streitigkeiten nahmen kein Ende, bis die gequälte Stadt das Tor gegen Klein-Limpurg vermauerte


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und nicht wieder öffnete, bis es die Burg und den Flecken Limpurg von dem verschuldeten Schenken Erasmus gekauft hatte. An einer Gartenmauer am Tor kann man die Inschrift lesen, die Hall bei Wiederöffnung des Tores, 112 Jahre nach der Vermauerung, an einem der nun abgebrochenen Tortürme angebracht hatte. Sie lautet: „Gemainer nutz that mich vor jarn vermauren, derselb mich jetzt wiederumb liß öffnen. Anno Domini 1543 d. 31. Tag july."

Die kampfbereite und tapfere Stadt hatte weitherum Feinde und Fehden, so mit dem Ritterstifte Komburg, mit den Grafen von Hohenlohe, mit den Markgrafen von Brandenburg, von Kleineren nicht zu sprechen, wie mit denen von Klingenfels, deren Burg die Haller zerstörten, worauf sie die gefangenen Burgbewohner in Hall hinrichteten; mit Neuenfels, das sie, unterstützt von Ulm, Nürnberg und Rotenburg, samt dem Städtchen Neuenfels berannten, mit Sturm nahmen und zerstörten. Sie zogen als Streiter auch in fernes Land. Dem Kaiser Friedrich II. schickte Hall (mit anderen Reichsstädten) Hilfstruppen nach Italien nach, wofür ein päpstlicher Legat wünschte, Hall solle von dem Bischof von Würzburg mit dem Kirchenbanne belegt werden.

Mit der Tapferkeit vereinigte Hall von jeher Sparsamkeit und Klugheit, wodurch es sein Gebiet mächtig erweiterte. Bei dem Untergange der Republik zählte diese auf 6 Quadratmeilen 3 Städte, 21 Pfarrdörfer, bei 100 andere Dörfer und Weiler und mehr als 20 000 Seelen. Bedenkt man die kleinen Anfänge an der „herben stinkenden Lache", so fällt uns zunächst das Wort ein: „Durch Eintracht werden kleine Dinge groß"; aber wir müssen früher noch von den inneren „Zwietrachten" sprechen.

Die Luft in Hall war schon lange schwül, der „obere" Rat drückend. Das Wort Kaiser Heinrichs V., durch das den Handwerkern in Speyer Rechtsfähigkeit zuerkannt wurde, widerhallte mächtig anregend im Kochertale. Der obere Rat befahl 1261 Entfernung der Kellerhälse von den engen Straßen. Da brach das Gewitter los; die Gemeine beschloß, den versammelten „oberen" Rat zu überfallen und zur Zurücknahme des Befehls zu zwingen. Der Rat floh in eine der sieben Burgen und suchte durch gute Worte hinzuhalten, bis der Landadel ihm zu Hilfe käme. Schließlich nahm er die Verordnung doch zurück und mußte dem Volke auch noch andere Zugeständnisse machen. Da wurde den Adeligen in Hall unheimlich, und zwanzig bis dreißig Familien „fuhren aus der Stadt" für immer.

Die Luft in Hall blieb schwül! Eine Verordnung wegen der Vermögenssteuer regte auf; die gemeinen Bürger und Zunftgenossen ver-



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

langten Änderung des Regiments und Aufnahme in den Rat. Der Adel war empört; er erblickte in dem Begehren Übermut des Bürgers. Es entstand ein Aufruhr, und die Sache wurde vor den Kaiser Ludwig den Bayer gebracht. Dieser schickte Kommissäre, und diese entschieden für die Zünfte. In Zukunft sollte nur e i n Rat sein, zusammengesetzt aus 12 Adeligen und 14 Nichtadeligen. Der Kaiser bestätigte diese Ordnung unter Androhung ewiger Verweisung der Ungehorsamen auf 10 Meilen von der Stadt. Daraufhin „fuhren" bei 30 adelige Familien aus der Stadt, meistens nach Straßburg; von ihnen hat dort eine Straße den Namen „Hallergasse" erhalten.

Anfangs des 16. Jahrhunderts wurde die Macht des Adels vollends vernichtet und die Übermacht des Bürgertums offenbar. Hermann Büschler, Städtemeister in Hall, trat dem Adel als Volkstribun entgegen. Die Adeligen hatten seit mehr als 100 Jahren in einer der 7 Burgen eine Trinkstube, in der nur Adelige Zutritt hatten. Büschler, dem Adel verhaßt, sprach den Wunsch aus, „Stubengeselle" zu werden. Das wurde ihm abgeschlagen; er erwarb sich Anhang und richtete in der Nähe der adeligen Trinkstube im Spitalhause eine bürgerliche Trinkstube ein. Gereizt und unklug klagte der Adel ohne Vorwissen des Rates den Städtemeister beim Kaiser an, daß er das Spitalhaus schädige. Die kaiserliche Kommission entschied für den Adel, hob die bürgerliche Trinkstube auf und verordnete wider den kaiserlichen Vertrag, daß in Zukunft der Städtemeister nur aus dem Adel gewählt werden und der Rat nur aus 12 Adeligen bestehen dürfe. Dieser Sieg machte die in der alten Trinkstube so übermütig, daß sie verlauten ließen, „sie wollten bald mit Köpfen auf dem Markte kugeln". Der Volkstribun verließ die Stadt, irrte lange im Elende herum, bis es ihm durch List gelang, vor den Kaiser Maximilian zu kommen. Eine kaiserliche Kommission erschien in dem wildaufgeregten und entzweiten Hall. Der gemeine Rat erinnerte die Bürger an ihren Bürgereid und forderte sie auf, zu ihm zu stehen. Die zum Adel hielten, nannte man „Sporenfresser"; sie waren so verhaßt, daß sie ihres Lebens nicht sicher waren. 100 geharnischte Männer durchzogen zur Aufrechterhaltung der Ruhe fortwährend die Straßen, andere Geharnischte befanden sich auf dem Rathause. Trotzdem kam es zu einem Auflaufe; geharnischt, mit Büchsen und Hellebarden, zogen die Anhänger des Städtemeisters vor das Rathaus und verlangten Herstellung des alten Vertrages. Sie wurden mit dem Versprechen eines „günstigen Entscheides" beruhigt und zogen ab. Der Entscheid war auch günstig, die Macht des Adels für immer vernichtet, mehrere


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geschlechter „fuhren“ wieder aus der Stadt, „der eine hieher, der andere dorthin“, schreibt der Chronist, „wollten zum Teile Güter und Hintersassen bauen. Ein E. Rat wollt ihnen keine hohe Obrigkeit nit gestatten, auch nit gedulten, daß sie Schlösser in ihre Landwehr baueten, zogen also hin und her wie die Trojaner, vermeinten, Hall könnte nimmer im alten Wesen bestehen, so sie nicht zu Hall wären. Aber Hall hat seithero Gott Lob und Dank von Tag zu Tag zugenommen als erhöhrte Gott die Demütigen und stürzet die Hoffärtigen nach seinem Wort.“

Die bürgerliche Republik ging nun auch gegen die römisch-geistliche Herrschaft energisch vor. Ein Freund Luthers — Johannes Brenz — war die Seele. Schon 1523 wurde die Messe abgeschafft. Da die Johanniter in ihrer Kirche den römischen Gottesdienst fortsetzten und bei diesem sich auch Einwohner der Stadt einfanden, ließ der Rat 1534 die Kirche schließen und erst nach fünf Jahren wieder öffnen — für den evangelischen Gottesdienst.

Wie die weltlichen und geistlichen Aristokraten, so dämpfte der Bürgergeist aber auch die sozialdemokratischen Bauern. Gütliche Ermahnungen der Botschafter des Rates halfen nichts; auch nichts die Zusagen, daß sie auf friedlichem Wege das erreichen würden, was sie durch Aufruhr gewinnen könnten. In dem Dorfe Reinsberg sagten zwei alte Bauern den Abgeordneten des Rates: „Wir sein lang genug unter den Bank gelegen, wir wollen auch einmal auf den Bank.“ Die Verblendung der Bauern ging so weit, daß sie mit ihren feindlichen Feldzeichen in der Stadt herumgingen und sich die Häuser auswählten, die sie künftig zu besitzen gedachten. Ein Haufe hielt sogar in der Stadt Sitzungen zur Beratung der Dämpfung der Stadt. Schließlich, nachdem die Bauern die Kaiserburg von Hohenstaufen zerstört hatten, schickten sie zwei Boten nach Hall, welche die Stadt zur Unterwerfung und zum Beitritte zu ihrem Bunde aufforderten. Um Zeit zur Verstärkung zu gewinnen, gaben die klugen Haller den verblendeten Bauern freundlich die delphische Antwort, „man werde ihnen zuhandeln“. Nachdem der schwäbische Bund Verstärkung gesendet hatte, nahm die Stadt eine Herausforderung der Empörer an und zog ihnen entgegen. Die Bauern flohen.

Nach all diesen Kämpfen gegen außen und den Zwietrachten im Innern, ja größtenteils durch sie ist der bürgerliche Geist, der für Bestand und Blüte eines jeden Gemeinwesens Eintracht, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, Mäßigung und Ordnung lehrt und kategorisch befiehlt, in Hall so erstarkt, daß es ein kleines Musterbild einer echt deutschen bürgerlichen Stadt geworden ist.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die finsteren Burgen sind verschwunden, in den schönen Häusern am Rosenbühl wohnen an der Stelle stolzer Geschlechter fleißige Bürger, von blühenden Gärten umgeben; auf dem Platze, wo einst das vernunftwidrige „Gottesgericht" — im Zweikampfe auf Leben und Tod — gehalten wurde, hält jetzt das Schwurgericht Sitzung; die ehemaligen Klöster sind für das bürgerliche Gemeinwohl eingerichtet oder bürgerlich bewohnt; in der St. Michaeliskirche, deren große Freitreppe an St. Peters Dom in Rom erinnern sollte, wird mildes evangelisches Wort verkündet; auf dem Hügel, wo die „semper freien Reichsschenken von Limpurg" hausten, lustwandeln jetzt „semper freie deutsche Reichsbürger" in einem Parke, den der Bürgersinn geschaffen; die „herbe stinkende Quelle" ist zum Wohle der Einwohner und aller Menschen verwendet worden; über derselben hat der bürgerliche Geist eine reizende Badeanstalt mit vortrefflicher Einrichtung hergestellt.

Das Wappen der Stadt „Schwäbisch-Hall" kann man jetzt also deuten: Nächstenliebe im Herzen — das Kreuz — und kräftiges Schaffen — die Hand.

Aus: Neue Freie Presse.

Mergentheim.

Von W. H. Riehl.

Man nähert sich Mergentheim, seit 1526 die Residenz der Hoch- und Deutschmeister, gar leicht mit falschen Erwartungen, indem man sich wenigstens einen blassen Abglanz der Romantik von Marienburg sucht. Allein von dem früheren Hochmeistersitz, von Marienburg in Preußen, nach dem späteren, nach Mariental (Marienheim, Mergentheim) in Franken ist ein gewaltiger Sprung. (F. Pfeiffer in der Germania leitet den Namen des Ortes von einem altdeutschen Personennamen ab; Mone natürlich aus dem Keltischen. Zum erstenmal erscheint er Anno 1058 als Mergintaim. Wenn auch die Ableitung des Namens von der Jungfrau Maria erst eine spätere Deutung der Gelehrten ist, so hat sie doch eben im Zusammenhalt mit dem Orden und der Marienburg im fernen Osten ein kulturgeschichtliches Interesse.)

In Marienburg wuchs und wirkte die Manneskraft des Ordens, in Mergentheim setzte er sich in seinen alten Tagen zur Ruhe. Der Titel des Hochmeisters ist hier noch um zwei Silben (Hoch- und Deutschmeister) länger geworden, dafür war Macht und Besitz des Ordens jetzt um so kürzer beisammen. Die Hochmeister von Marienburg stammten aus allerlei großen und kleinen Familien; nicht wenige waren die Söhne


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihrer eigenen Taten, und die drei kraftvollsten unter ihnen kennt die deutsche Geschichte; von den 18 Mergentheimer Hoch- und Deutschmeistern waren fast zwei Drittel geborene Prinzen, die Geburt führte sie zu dieser Würde, bei der wenig mehr zu tun war; ihre Namen gehören der Ordensgeschichte an, die deutsche Geschichte erzählt nichts von ihnen. Während die älteren Hochmeister großenteils in Marienburg, wo sie lebten und wirkten, begraben liegen, sind seit 1600, also in den letzten zwei Jahrhunderten des Ordens, nur zwei Hoch- und Deutschmeister in Mergentheim gestorben und begraben worden; da sie so wenig dort zu tun hatten, so brauchten sie auch dort nicht zu sterben, und die Särge der übrigen ruhen in den Fürstengrüften von Wien, Innsbruck, Brüssel, Düsseldorf, Köln, ja im Escorial.

Die Ordensburg an der Nogat, Schloß, Festung und Kirche aus einem Stück, liegt etwas weit hinten in Preußen, ist aber doch weltberühmt; das Schloß an der Tauber, ein fürstlicher Ruhesitz mit einer Rokokokirche, liegt mitten im innersten Deutschland, ist aber wenig gekannt; es ist auch nicht einmal das kunstgeschichtlich bedeutendste Gebäude von Mergentheim. Dennoch war Mergentheim mehr als ein bloßer Landaufenthalt für den altersschwachen Orden. Im 13. und 14. Jahrhundert fanden mehrere tüchtige Deutschmeister den Weg aus der hiesigen Gegend zum Hochmeistersitz in Marienburg, den überhaupt auffallend viele Franken inne hatten, und eben jener Siegfried von Feuchtwangen, unter welchem die Glanzzeit des Ordens begann und die Burg an der Nogat zur Hochburg erhoben wurde, stammte aus der Nachbarschaft der Tauber.

Und nun noch einen Blick auf die Schlösser in ihrem gegenwärtigen Zustande. Marienburg ist prachtvoll wiederhergestellt und mit alter und neuer Romantik geschmückt durch einen Romantiker auf dem Thron, wiederhergestellt nicht nur im antiquarischen Interesse, sondern auch im preußisch-patriotischen, als ein Denkstein altpreußischer Geschichte und zugleich als ein Erinnerungsmal für das Wiedererstehen Preußens nach dem tiefen Fall der napoleonischen Zeit; der preußische Landwehrmann von 1813 steht auf den gemalten Fenstern des Remters gegenüber dem Kreuzritter von 1190.

Welche Gegensätze in Mergentheim! Hier wurde das Schloß umgestaltet zum wohlgepflegten modernen Fürstensitz, der Burggarten zum schattigen englischen Park. Man sagt: im Jahre 1809, bei der württembergischen Besitzergreifung, seien viele Erinnerungszeichen der Deutschherren absichtlich vernichtet worden. Die Sehenswürdigkeit


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Schlosses ist ein Naturalienkabinett, von einem fürstlichen Reisenden und Naturforscher hier aufgestellt. Mergentheim hat mit Altwürttemberg nichts zu schaffen, wohl aber erinnert es an die Rheinbundzeit, die man jedoch schwerlich hier monumental verherrlichen wird. Durch die vier letzten Hochmeister, welche österreichische Erzherzöge waren, neigte das katholische Ordensländchen zu Österreich hinüber, und als Napoleon Mergentheim im Jahre 1809 dem König von Württemberg geschenkt hatte, wollten die benachbarten Bauern mit Gewalt nicht württembergisch werden. In der falschen Hoffnung auf österreichische Hilfe zogen sie nach Mergentheim, nahmen die Stadt, wurden aber bald blutig auseinandergejagt. Zwei Deutschordensritter, die sich zur Rettung des württembergischen Kommissärs und im Interesse des neuen Landesherrn an die Spitze der wütenden Bauern stellten, wurden trotz dieser guten Dienste des Landes verwiesen, die Rädelsführer gehängt, erschossen, zur Kettenarbeit an den neuen Anlagen des Stuttgarter Schloßgartens verurteilt.

Doch das sind vergessene Geschichten: die deutschherrische Zeit soll jetzt zu Mergentheim gar nicht mehr im besten Andenken stehen; die Mergentheimer sind gut württembergisch geworden, die benachbarten bayrischen Franken sagen, sie seien gar zu gut württembergisch.

Als der Dreißigjährige Krieg durch dieses Tal tobte und Mergentheim bald von den Schweden, bald von den Weimarischen und Franzosen in Besitz genommen ward, schrieb Merian: „und ist doch allezeit wieder an seinen rechten Herrn kommen.“ Mit diesem Trost haben sich die Mergentheimer und andere deutsche Landeskinder auch schon zu anderen Zeiten trösten müssen.

Mergentheim ist eine „freundliche Landstadt“. Das will an und für sich nicht viel besagen. Aber wenn die Württemberger ihr Mergentheim mit Betonung eine freundliche Landstadt nennen, so besagt das doch etwas; denn in Württemberg gibt es besonders viele freundliche Landstädte. Im April, zur Zeit der Apfelblüte, soll es in Mergentheim fast so schön sein, wie, schwäbisch gesprochen, „bei den Eßlinger Filialen“, vollends aber im Mai sollen die Nachtigallen des Schloßgartens vielstimmiger und schöner schlagen als irgendwo im ganzen Königreich.

Mergentheim ist nicht erstarrt wie Rothenburg, nicht verfallen wie Kreglingen, es ist ein lebendiges, aufblühendes Städtchen, dabei aber durchaus nicht modernen Gepräges, sondern etwas altfränkisch. So etwa sah es vor dreißig Jahren in unseren mittleren Städten aus, wie heute noch in dieser kleinen Stadt. Man hat die Schwächen unserer


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kleinstädterei oft und grell geschildert, allein aus den kleinen Städten gingen unsere meisten großen Männer hervor, und die unendliche Fülle mannigfaltigster Bildungsstoffe auf engem Raum und im verjüngten, leicht erfaßbaren Maßstab ist ein Vorzug der deutschen Kleinstädte, um welchen uns andere Nationen beneiden können. Gerne erinnern wir uns in der gemütlich poetischen Szenerie Mergentheims daran, daß Mörike hier längere Zeit lebte und dichtete. Man muß das Schwabenland kennen, um Mörike ganz zu verstehen, und in Schwaben wiederum insbesondere die vielen kleinen eigenartigen Städte, um sich von Mörikes Humor recht warm angeheimelt zu fühlen.

Man betrachte dieses Mergentheim: es hat Kirchen und Klöster aus dem Mittelalter und der Rokokozeit, ein Renaissanceschloß innerhalb der Mauern, eine Burgruine nahe vor dem Tor, ein merkwürdiges Archiv, ein berühmtes Naturalienkabinett, reiche alte Spitäler und Pfründnerhäuser und ein modernes Mineralbad, eine Lateinschule und Realschule, einen öffentlichen Park; die Stadt beherbergte zuzeiten einen Hof und allezeit Beamte, Bürger und Bauern, Feldbauern sowohl als Weinbauern, wie auch mancherlei Spezialisten unter den Handwerkern, Messerschmiede, Orgelbauer, Instrumentenmacher, das alles und noch mehr besitzt die kleine Stadt und zählt doch nur 3000 Einwohner. Es fehlen nur die Soldaten, allein das ganze Taubertal ist unmilitärisch: ich habe nirgends einen Soldaten gesehen und bin nirgends einem Reiter begegnet.

Es gibt in Deutschland Kleinstädte, welche bloß große Bauerndörfer sind oder große Fabrikkolonien; es gibt aber auch und namentlich in Mitteldeutschland, Kleinstädte, die sich von der Großstadt nur mehr quantitativ als qualitativ unterscheiden, Großstädte in Taschenformat, und ein guter Auszug eines Buches ist oft lehrreicher als das dicke Original.

Aus: Ein Gang durchs Taubertal (1865), im: Wanderbuch. 4. Aufl. Stuttgart 1903, Cottasche Buchh. Nachf.

Aus der Heimat des Götz von Berlichingen.

Von Hermann Schönleber.

Er bietet keine überwältigenden Szenerien, jener Strich Erde am unteren Neckar, darin der alte Götz von Berlichingen einst vor 300 Jahren sein Wesen trieb. Wie zwei ländliche Geschwister, einander im Gesicht und Sinnesart auffallend ähnlich, wandeln die beiden Flüßchen Kocher


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Jagst auf vielgewundenem Pfade der schwäbischen Hauptwasserader zu; beinahe möchte man sagen „Hand in Hand“, denn fast parallel ist ihr Lauf, und stellenweise kommen sie sich bis auf ein kleines halbes Stündchen nahe. Und wo sie hinaustreten ins Neckartal, dort unterhalb der blühenden Handelsstadt Heilbronn bei dem Soolbade Jagstfeld, da dehnt es sich in behäbiger Breite, und Rebengelände ziehen sich empor an den sanft geschwungenen Talrändern. Ländlich-idyllisch, das ist das Gepräge, das auf der ganzen Landschaft ruht, wenn man sie heute mit genügsamer Gegenwartsfreude betrachtet. Lenkt man freilich von dieser Gegenwart den Blick zurück in die Vergangenheit, läßt man sich von den alten Schlössern und Burgen, von Kirchen und Klöstern, welche die Ufer begleiten, ihre Erinnerungen aus den Tagen erzählen, da sie noch um Jahrhunderte jünger waren, so beginnt sich um die ländliche Idylle ein geheimnisvoller Schleier zu weben, zu dem die Geschichte die Kette und die Sage den Einschlag liefert. Der Widerschein mittelalterlicher Romantik legt sich auf Mauern und Türme, auf Fluß und Wald, auf Weg und Steg, jener Romantik, der wir Menschen von heute uns doch wohl nur deshalb so gerne hingeben, weil sie so schön weit zurückliegt, daß wir die herben Linien in ihrem Gesicht nicht mehr gewahren. In Schwaben sagt man von einer Schönheit, deren Reiz einer genaueren Betrachtung nicht stand hält: „Sie fernelet!“ So geht's auch der mittelalterlichen Romantik.

Eine Gestalt, in der sich Licht und Schatten dieser Romantik so recht augenfällig ausprägt, ist der Ritter Götz von Berlichingen. Stark, kühn, ein Meister im Waffenhandwerk wie kaum einer neben ihm, voll Mannesstolz und ungezügelter Freiheitsliebe, von biderbem Freimut und offner Herzlichkeit gegen den Freund, war er gleichzeitig doch ein gewalttätiger Geselle und in seiner Fehdelust stets geneigt, bei jedem Handel sein gutes Schwert in die Wagschale zu werfen. Das Bild, das Goethe in seinem „Götz von Berlichingen“ von dem Helden mit der eisernen Hand gezeichnet hat und das durch den gewaltigen Eindruck dieses Dramas dem ganzen deutschen Volke so geläufig geworden ist, daß es ein Jahrhundert lang kaum jemand einfiel, an seiner uneingeschränkten Giltigkeit zu rütteln, daß noch Rückert im Jahre 1861 sang:

„Mann mit der eisernen Hand! Du hast in verworrenen Zeiten
Sie nachdrücklich gebraucht, diese, die eiserne Hand!
Stets zum Schutze Bedrängter, dem Recht zum Schirm und der Freiheit:



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hätten wir heute, wie du, Männer mit eiserner Hand,
Männer von eisernem Sinn, bereit zum Kampf für die Freiheit,
Kampf für die Ehre des Volks, Kampf mit der eisernen Hand!" —

Dieses Bild ist nicht falsch im vollen Sinne des Wortes, aber es ist doch auch nicht ganz wahr. Es soll damit kein Stein auf den tapferen Ritter geworfen werden. Man muß ihn verstehen und beurteilen aus seiner Zeit heraus, und diese Zeit war eine eiserne, nicht geschaffen für sorgfältig bedächtiges Abwägen von Recht und Unrecht, keine Zeit für das Ideal der Maria, das diese Götzens kleinem Sohne Karl als Richtschnur vorhält: „Leb du einmal auf deinem Schloß als ein frommer christlicher Ritter." Noch war das Fehderecht, trotz Kaiser Max und Landfrieden, anerkannter und vielgeübter Brauch, und wer nicht Ambos sein wollte, der mußte Hammer sein. Wie hätte in solcher Zeit der Held aus einem Geschlechte, das einen reißenden Wolf mit einem erbeuteten Lamm im Wappen führt, nach dem Ruhm der Sanftmut trachten sollen! Das aber bleibt immer bestehen: für unsere heutige Generation, die sich, was staatliche Rechtsordnung und Rechtssicherheit anbelangt, zu einer höheren Stufe der Kultur emporgearbeitet hat, büßt die Romantik dieses Rittertums bei näherer Betrachtung doch manches von ihrem Glorienscheine ein.

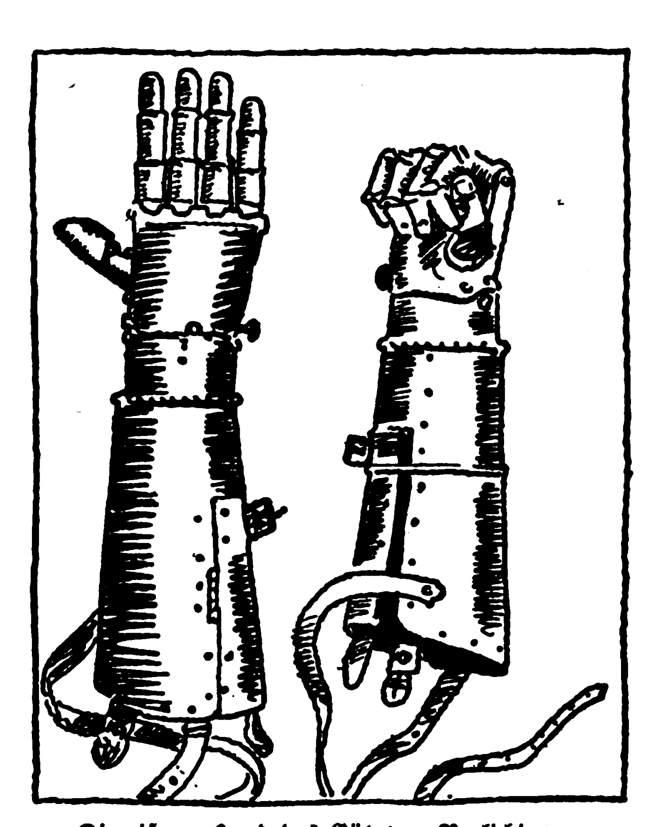
Indessen, wir wollen hier nicht über den alten Ritter Götz zu Gericht sitzen, wir wollen vielmehr den Orten einen kurzen Besuch abstatten, wo seine Heimat war, da er noch unter den Lebenden weilte, den Stätten, die durch die Verknüpfung mit seinem Namen ein Stück seines Ruhmes als ihr Erbteil behalten haben.

Wandern wir von Möckmühl, das heute eine Station der Bahnlinie Heilbronn-Würzburg ist, auf der den vielfachen Krümmungen der Jagst sich anschmiegenden Landstraße talaufwärts, so sehen wir uns nach zwei bis drei Stunden Wegs ganz umringt von Berlichingenschen Erinnerungen. Da liegen nahe beieinander Berlichingen, Jagsthausen und Schöntal, die Wiege, der Hauptsitz und die Grabstätte des Geschlechts. Unten in dem etwas über 1000 Einwohner zählenden Pfarrdorfe Berlichingen, gegen Jagsthausen hin, stehen heute noch die Reste der Stammburg derer von Berlichingen. Sie war einst ein sogenanntes Wasserschloß, d. h. ein Schloß, das mit einem wassergefüllten Graben umgeben war. Nach den erhaltenen Anzeichen muß sie einst einen gewaltigen Umfang gehabt und reichlich Wohnräume geboten haben, denn es hausten darin noch im 15. Jahrhundert, ehe


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jagſthauſen der Hauptſitz der Familie wurde, die Mitglieder verſchiedener Zweige des Stammes. Heute jedoch ſteht von der ganzen Burg nur noch ein drei Stockwerke hohes, turmähnliches Gebäude, das einſt einen Flügel des Herrenhauſes bildete.

Unſer Ritter Götz iſt nicht in Berlichingen, ſondern in Jagſthauſen geboren worden, und zwar im Jahre 1481 als der jüngſte von ſeines Vaters Kilian von Berlichingen fünf Söhnen; in dem auf altem Römerboden ſtehendem Schloſſe, das heute noch erhalten iſt, hat er, wenn auch mit großen Unterbrechungen, in ſeinen erſten Jugend- und Mannesjahren ſeine Heimat gehabt.



Die eiſerne Hand des Götz von Berlichingen.

Erſt 1520 ſchloß Götz mit ſeinem Bruder Hans einen Teilungsvertrag, wonach Hans Jagſthauſen, Götz aber die Burg Roſſach erhielt; in dieſen beiden Linien, Berlichingen-Jagſthauſen und Berlichingen-Roſſach, blüht heute noch das Geſchlecht.

Das „alte Schloß“ zu Jagſthauſen birgt das Wahrzeichen des Ritters Götz, ſeine eiſerne Hand, die er ſich von ſeinem leider dem Namen nach nicht bekannten Waffenſchmiede anfertigen ließ, als ihm ſeine eigene Rechte im Jahre 1504 vor Landshut durch einen Schuß zerſchmettert worden war. Dieſes Meiſterwerk der Plattnerkunſt war geraume Zeit nach des Ritters Tode durch Vererbung in die Familie Hornſtein und nach Wien gekommen. Im Jahre 1788 aber gelang es Franziska geb. Reichsgräfin von Hadik, die einen Berlichingen geheiratet hatte, das Kleinod in ihren Beſitz und damit wieder in den der Familie Berlichingen zu bringen. Sie ließ die Hand ſamt einem dazu gehörigen Stammbuche 1798 nach dem Schloſſe Jagſthauſen ſchaffen und dem daſelbſt wohnenden Grafen Joſeph von Berlichingen übergeben. Dieſer traf die Beſtimmung,

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß sie von nun an für immerwährende Zeiten als gemeinsames Eigentum der Gesamtfamilie in dem Archiv des Schlosses Jagsthausen aufbewahrt werden soll. Leider ist ihr ein kleines Mißgeschick widerfahren. Jene Gräfin Franziska ließ die eiserne Hand durch den Wiener Hofrat Chr. Mechel zerlegen und sowohl in ihrer natürlichen Größe als auch in jedem Teil des inneren Mechanismus abzeichnen. Beim Wiederzusammensetzen aber brachte Mechel eine leichte Unordnung in die Glieder — ein Finger ward und blieb steif.

Etwa eine halbe Stunde oberhalb Berlichingen liegt das Kloster Schöntal mit seiner prächtigen Kirche, die den berühmten Abt Benediktus Knüttel († 1791), den angeblichen Erfinder der „Knüttelverse", zum Erbauer hat. Der Stifter des Klosters, Ritter Wolfram von Bebenburg, hatte einst um die Mitte des 12. Jahrhunderts von einem Engelhard von Berlichingen Grund und Boden für den Bau des Klosters unentgeltlich erhalten unter der einzigen Bedingung, daß, so oft einer von Berlichingen mit Tod abginge, Abt und Konvent verpflichtet sein sollten, den Toten mit einem Viergespann abholen zu lassen; dann, wenn der Leichnam vor der Klosterpforte ankäme, ihn prozessionsweise in die Kirche zu geleiten, die gewöhnlichen Exequien halten zu lassen und endlich im Kreuzgange des Klosters, der für immerwährende Zeiten der Familie von Berlichingen als Erbbegräbnis überwiesen werde, feierlichst beizusetzen. Und so geschah es jahrhundertelang, bis nach dem Durchbruch der Reformation ein Berlichingen um den anderen zur neuen Lehre übertrat und nun doch wohl nicht mehr gut im Kreuzgang eines altgläubigen Klosters sich begraben lassen konnte. Der letzte Berlichingen, der hier seine Ruhestätte fand, war ein Sohn des Ritters mit der eisernen Hand. In den Frieden der „speciosa vallis", wie im alten Mönchslatein Schöntal heißt, ward auch der alte Held gebracht, als er, ein 82jähriger Greis, auf seiner Burg Hornberg 1562 draußen am Neckartale das Zeitliche gesegnet hatte.

Götz hatte diese Burg im Jahre 1517 selbst käuflich erworben; hier war sein ständiger Wohnsitz in den letzten drei Jahrzehnten seines Lebens; hier schrieb er jene originelle Selbstbiographie, die, wenn sie auch keine ganz reine Geschichtsquelle ist, doch zu den bedeutsamsten Denkmalen der mittelalterlichen Kulturgeschichte gehört. Hier saß er die Jahre erzwungener Ruhe ab, als er 1530 zu Augsburg die harte Urfehde hatte beschwören müssen, die ihm vom Schwäbischen Bunde nach seiner Beteiligung am Aufstande der Bauern auferlegt worden war. Ein grausam Los für den Recken mit dem unruhigen Blute! 16 Jahre

Digitized by

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lang, behauptet Götz in seiner Selbstbiographie, durfte er die Markung seiner Burg Hornberg nicht überschreiten, kein Pferd besteigen, und selbst dann, wenn er innerhalb seiner Hofmarkung blieb, sollte er abends wieder auf die Burg zurückkehren. Hornberg ist heute, nachdem es oft den Besitzer gewechselt, Eigentum der Familie von Gemmingen.

Noch manches andere Bauwerk steht in der Gegend, an das sich Götzens Name für alle Zeiten geheftet hat. Berühmt ist jener „Götzenturm“ zu Heilbronn, darin der Ritter nach der von Goethe aufgenommenen Volkssage jahrelang in dunkler Kerkerhaft geschmachtet haben soll. Zum Glück wissen wir aus der eigenen Versicherung des Gefangenen, daß er nur eine Nacht darin zugebracht hat. Die geschichtlichen Ereignisse aber, die Götz in jenen Heilbronner Turm gebracht haben, leiten uns hinüber zu dem „Götzenturm“ zu Möckmühl, den heute noch hochaufragenden Bergfried der alten Stadtburg. Dort saß unser Ritter in der Eigenschaft eines herzoglich württembergischen Amtmannes, als jener Kampf zwischen Herzog Ulrich von Württemberg und dem Schwäbischen Bunde ausbrach, der den unglücklichen, aus Hauffs „Lichtenstein“ bekannten Fürsten auf geraume Zeit um Thron und Land brachte. Bei Neckarsulm, einen schwachen Tagemarsch entfernt, stand das siegreiche Bundesheer, Götz aber war entschlossen, sich „nicht aus der Mausefalle nehmen zu lassen“, wenn nicht die Stadt, so doch die Feste seinem Herrn zu behaupten. Zwei Fähnlein bayrischer Knechte rückten vom Neckarsulmer Hauptlager heran, die Stadt ergab sich sofort, Götz aber hielt tapfer aus, bis endlich Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedarf ihn zu einem verzweifelten Entschlusse trieben. In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai 1519 unternahm er mit etwa 80 Mann einen Ausfall, ward aber hierbei verwundet und mit der Mehrzahl seiner Kriegsleute gefangen genommen. So geschah's, daß er in jene Haft zu Heilbronn geriet, aus der er sich erst 1522 um die Summe von 2000 Goldgulden auslöste.

Aus: Zur guten Stunde. 1894/95. Berlin, Bong u. Co.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

C. Im ostschwäbischen Gebiet.

Das Remstal.

Von Gustav Schwab.



Ein hübsches Seitental des Neckars ist das der Rems, die unterhalb Cannstatts bei Neckarems in den Neckar einmündet. Die Remstalbahn zweigt bei Cannstatt von der Hauptbahn ab und ersteigt zunächst eine Hochebene, die die beiden Flüsse trennt. Die erste Station ist Fellbach, ein großes hübsches Dorf mit ausgezeichnetem Weinbau. Es folgt dann Waiblingen, ein sehr altes Städtchen, an dessen Stelle schon eine römische Niederlassung bestand und später eine karolingische Pfalz erbaut wurde. Dieselbe kam in den Besitz des salischen Kaiserhauses, das seinen Beinamen Waiblinger (italienisch Ghibellinen) davon entnahm, der sich in der Folge mit dem Besitz auf die Hohenstaufen vererbte. In der Mitte des 13. Jahrhunderts finden wir es als Eigentum der Grafen von Württemberg.

Von Waiblingen zweigt sich eine Bahn ab, die nach Backnang und Schwäbisch-Hall führt. An dieser Linie liegt Winnenden, ein gewerbsames altes Städtchen mit einer staatlichen Irrenanstalt in dem ehemals herzoglichen Schloß Winnental.

Die Remstalbahn führt östlich weiter in das anmutige Tal, das in seinem unteren Teile einer der fruchtbarsten Landstriche Württembergs ist und namentlich viel Wein- und Obstbau hat. Unter den Ortschaften an der Bahn ist zunächst bemerkenswert rechts von der ersten Station Endersbach der Marktflecken Beutelsbach, eine der ältesten Besitzungen der Grafen von Württemberg, deren eine das dortige Chorherrenstift zum hl. Kreuz neu gründete, und in dessen Kirche die Grafen von Beutelsbach lange Zeit ihr Erbbegräbnis hatten.

In einer Seitenbucht des Remstales liegt Schloß Stetten, ungefähr gleich weit entfernt von der alten Reichsstadt Eßlingen und dem Hohenstaufenstädtchen Waiblingen. Hinter dem Dorf und Schloß erheben sich liebliche Weingelände, die einen trefflichen Landwein, von seiner hellen Farbe „Stettener Brotwasser" genannt, liefern. Wer dort auf einem der hervorragenden Hügel, die Sieben Linden genannt, einen Blick hinaus ins Land tut, hat ein großes Stück vom Garten Württembergs zu seinen Füßen. Zwar ist er durch die vorspringenden

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anhöhen des Schwarzwaldes von den landschaftlich und geschichtlich bedeutenden Punkten, dem Württemberg, Cannstatt und Stuttgart, um eine kleine Wendung geschieden, aber vor ihm liegt, meilenweit ausgebreitet, eine gesegnete Fruchtkammer des Landes. Stattliche und volkreiche Dörfer reichen hier einander die Hand, und, was ihre besondere Eigentümlichkeit ist, fast jedes derselben beherbergt eine Stätte christlicher Liebe und Barmherzigkeit. Es ist ein reicher Kranz von Anstalten der Inneren Mission, der sich durchs Remstal schlingt und in Schloß Stetten einen Knotenpunkt hat. Das Schloß wurde im Anfang des 16. Jahrhunderts von Konrad von Thumb-Neuburg, dem Erbmarschall des Ulrich von Württemberg, erbaut. Um 1664 wurde es von dem Herzog Eberhard III. erworben, der die beiden Schloßflügel ausbaute. Dessen Sohn, der Herzog Wilhelm Ludwig, überließ das Schloß seiner Gemahlin Magdalena Sibylla, einer geborenen Landgräfin von Hessen-Darmstadt, für die es bald zum Witwensitze wurde. Nach ihrem Tode hielt sich die „Landverderberin“ Grävenitz auf dem Schlosse auf. Seit 1732 wohnten Angehörige des Fürstenhauses im Schlosse, bis es 1863 von dem Verein zur Pflege Schwachsinniger erworben wurde.

In dem weinberühmten Schnait wurde 1789 der Komponist Friedrich Silcher geboren. In seinem Geburtshause ist ein Silcher-Museum eingerichtet.

Links der Bahn zeigt sich, dicht an dem sich hinschlängelnden Flüßchen sehr freundlich gelegen, der Marktflecken Großheppach, wo im spanischen Erbfolgekrieg am 13. Juni 1704 der Prinz Eugen von Savoyen, der Herzog Marlborough, der Markgraf Ludwig von Baden und der Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg eine Zusammenkunft hielten.

Die Stadt Schorndorf war ehemals Landesfestung, doch sind die Wälle und Gräben längst verschwunden. Die alte Stadtkirche steht auf einer Terrasse, dem ehemaligen Friedhof, an der Hauptstraße. In Schorndorf entstand zu Ostern 1514 der „arme Konrad“, die Schar aufrührerischer Bauern, die sich gegen neue Schatzungen des Herzogs Ulrich auflehnten. Der Herzog ließ 16 von den Aufrührern hinrichten. Eine andere Episode in der Geschichte der Stadt fällt in das Jahr 1688, wo die Weiber Schorndorfs unter Führung der Bürgermeisterin Walch, der Frau des späteren Bürgermeisters Künckele, durch ihr beherztes Auftreten in der Stube des Rathauses die Stadt vor der Übergabe an die Franzosen retteten, also daß der gefürchtete Mélac von Schorndorf abzog. Zu verschiedenen Malen hat Feuers- und Wassersnot allerlei


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unglück über die Stadt gebracht, abgesehen von den Kriegsereignissen, bei denen Schorndorf als der Schlüssel von Altwürttemberg stets der Hauptangriffspunkt des Feindes war. An Stelle der früheren Wälle und Gräben haben sich in neuerer Zeit Fabriken und Kamine erhoben.

Der nächste Punkt, der Aufmerksamkeit verdient, ist das Städtchen Lorch, das, von tannenbewaldeten Hügeln umgeben, ein hübsches Landschaftsbild gewährt. Auf einer den Ort beherrschenden Anhöhe stehen noch jetzt die Gebäude eines 1102 von den Hohenstaufen gestifteten Benediktinerklosters, in dessen Kirche sich eine größere Anzahl Gräber und Grabdenkmäler von Gliedern des hohenstaufischen Hauses befindet. Die Gruft ist öfter aufgebrochen worden, zuletzt 1878, doch fanden sich damals keine Gebeine mehr darin vor. An den Pfeilern der Kirche erblickt man acht Bilder berühmter staufischer Fürsten, darunter Barbarossa, Heinrich VI. und Friedrich II. Erhalten ist auch die an der Nordseite der Kirche angebaute Totenhalle der heute noch in Württemberg blühenden Familie von Wöllwarth. Von den zehn Statuen in Lebensgröße ist hier die des 1409 gestorbenen Jörg von Wöllwarth, des Stammvaters aller späteren Glieder der Familie, wiedergegeben.



Anno domi iar .ist.
Gestorben .der -Edel .und . fest
Jorg .von . wollwart s

Sieben Kilometer weiter oben an der Bahn liegt auf dem linken Ufer der Rems die alte freie Reichsstadt Gmünd, einst von den Staufen gegründet, jetzt Oberamtsstadt mit bedeutenden Gold- und Silberwarenfabriken. Der Hauptschmuck der Stadt sind ihre schönen alten Kirchen. Die älteste derselben ist die schon aus dem 12. Jahrhundert stammende vorgotische Johanniskirche, deren Außenwände durch reiche Ornamentik verziert sind. Eine andere schöne Kirche ist die zum hl. Kreuz, die jetzige katholische Pfarrkirche, auch Frauenkirche genannt, ein großer, im 14. Jahr-

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hundert aufgeführter prachtvoller gotischer Bau. Das Innere der Kirche ist mit einer Reihe hervorragender Werke der Malerei und Holzschnitzerei aus dem Ende des 15. und wertvollen Renaissancearbeiten aus der Mitte des 16. Jahrhunderts ausgestattet. Auch die Franziskanerkirche, die große Dominikanerkirche, die St. Leonhardskirche und die ehemalige Augustinerkirche, jetzt für den protestantischen Gottesdienst eingerichtet, sind architektonisch bemerkenswert. Daß in einer Stadt von so mäßigem Umfang sich nicht weniger als 13 Kirchen befinden, zeigt, welch eine Hauptstation für den Klerus diese Gegend einst gewesen sein muß.

Von Gmünd aus läßt sich ein Ausflug auf den anderthalb Stunden entfernten Rechberg und den ebenfalls nahen Hohenstaufen ausführen.

Von der Station Unterböbingen, die auf Gmünd folgt, ist in einer Stunde das Städtchen Heubach zu erreichen, das am Fuße des Rosensteines liegt. Dies ist der am weitesten nach Osten vorgeschobene Ausläufer der Schwäbischen Alb, 685 m hoch, der sich durch eigentümliche Felsgestaltungen auszeichnet. Auf der südwestlichen Seite stand die Burg der Ritter von Rosenstein, eines längst verschollenen Geschlechtes. Jetzt sind nur noch weitläufige Trümmer vorhanden. Auf dem ganzen Bergrücken herrscht eine üppige Vegetation; sie bietet einen großen Reichtum von Albpflanzen, die in der niedrigeren Gegend nicht vorkommen. Unter den Gesträuchen und Blumen aller Art zeichnen sich besonders schöne wilde Rosen aus, von denen der Berg seinen Namen haben soll.

In einer Mulde der Landschaft, die der Kocherfluß nach seinem Austritt aus dem massigen Albgebirgstock geschaffen, breitet sich behaglich die industriell sehr regsame Oberamtsstadt Aalen aus. Die Stadt liegt am Fuße der Alb, und zwar da, wo kaum der Kocher das Gebirge verlassen hat, das sich als Aalbuch gegen Westen und als Härtfeld gegen Norden ausbreitet. Die Gräben, die einst die Stadt umgaben, sind ausgefüllt, die Mauern abgetragen. Der Ort wird schon 1300 genannt, 1328 als Stadt. Er zeigt im Inneren manches malerische Bild. Eine besondere Sehenswürdigkeit ist das Schubart-Museum, eine dem Andenken des Dichters Schubart gewidmete Kunst- und Altertumssammlung. Seit alter Zeit blüht in Aalen der Gewerbefleiß. Mancher Handwerksbetrieb ist in neuerer Zeit in die Reihe der Großindustrie eingerückt, namentlich im Gebiete der Eisenwaren.

Eine halbe Stunde von Aalen entfernt liegt das staatliche Eisenhüttenwerk Wasseralfingen, das sich auf die Erzlager des Braunenberges stützt.



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mit den Bergen bei Aalen hört die eigentliche Alb auf. Fortgesetzt wird sie durch ein wellenförmiges Land zwischen den Flüssen Kocher, Rems und Lein und die Ellwanger Berge.

Nach: Wanderungen durch Schwaben. 4. Aufl. Tübingen 1880, Fues.

Die Kaisergräber.

Von Georg Rapp.

Was wecken sie den Abt von Lorch:
„Nach deiner Kirche geh und horch!"
Es klingt heraus wie Totenlieder,
Und Flammen steigen auf und nieder,
Erhellen in der Mitternacht
Der Bogenfenster alte Pracht.

Er lauscht, er betet still und bebt,
Denn zu des Altars Stufen schwebt
Ein bleicher Jüngling, blutumfangen,
Und seufzet auf im Todesbangen.
Im Chor der Mönche Geisterkreis
Beklaget ihn so tief und leis.

Er ruft: „Ihr Väter, kommt herauf
Und nehmet euren Letzten auf!"
Da rauscht und klirrt es in den Grüften,
Die ihre Wappensteine lüften.
Gekrönte Häupter sehn heraus:
„Was willst du schon im Moderhaus?"

„„Sie haben mich verscharrt in Schmach,
Es warf ihr Hohn mein Haupt mir nach.
Ob ich mich mutig ließ erschlagen,
Der Schande Grab kann ich nicht tragen.
Ich will mein königliches Grab,
Und deutsche Treu will mit hinab.""

Und aus des Sarkophages Nacht
Der Staufen Stammherr auferwacht,
Er öffnet weit die Vaterarme
Dem letzten Sohn in stillem Harme;
Der eilet weinend auf ihn zu,
Zu teilen seine Heldenruh.



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und lautes Weh zum Himmel ruft,
Dann schließt sich schweigend jede Gruft,
Und neigt der Abt vom Hochaltare
Den Leib des Herrn zur Heldenbahre,
Und bringt der Mönche Geisterton
Das Requiem dem letzten Sohn.

Der Hohenstaufen.

Von H. Fröhlich.

Zwischen den Tälern der Rems einerseits und des Neckars und der Fils andererseits zieht sich ein etwa zwei Stunden breiter Hügelrücken von Westen nach Osten; es ist der Schurwald. Ein schön abgerundeter Hügel, dreiviertel Stunden ostwärts von Cannstatt, ehemals die Stammburg des württembergischen Fürstenhauses tragend, der Roteberg, bildet den westlichen Schlußpunkt dieses Hügelrückens. Im Osten dagegen hat die Schwäbische Alb einen mächtigen Ausläufer auf den flachen Höhenrücken vorgeschoben, und hier, in der Mitte des schwäbischen Landes, erhebt sich dieser majestätisch zu einem ringsum freien Kegelberge, dem Hohenstaufen, dem „Rigi Schwabens", auf dessen Scheitel vor 600 Jahren noch das mächtigste deutsche Kaisergeschlecht seinen Sitz hatte. Weithin ist das Haupt des Berges sichtbar; er beherrscht ebenso die Gegend und die niederen Berge wie die mächtige Regentenfamilie, die einst hier hauste, das Volk der weiten Landschaft und seine Fürsten beherrschte.

Man kann den Hohenstaufen mit der oberen Hauptbahn sowie mit der Remsbahn erreichen. In ersterem Falle fährt man bis zu der Oberamtsstadt Göppingen, anderenfalls bis zu dem Städtchen Lorch. Von beiden Stationen ist es je noch zwei Stunden bis auf den Gipfel des Berges. Von Göppingen aus führt der Weg meist durch Wald und aufwärts, so daß man am Waldesende sich schon ziemlich hoch oben befindet und den Hohenstaufen, an dessen Fuße das gleichnamige Dorf mit seinen zerstreuten, malerisch gruppierten Häusern, weiterhin rechts auch die Burgruine und Wallfahrtskirche vom Rechberg, oft des Abends mit Rosenglut übergossen, vor Augen hat. Von Lorch aus gelangt man entweder durch das idyllische Beutentälchen und das Dorf Maitis oder über das Pfarrdorf Wäschenbeuren auf den Hohenstaufen.

Das D o r f H o h e n s t a u f e n, in alten Urkunden der Markt Staufen genannt, ist wohl von Friedrich dem Alten, dem ersten Herzog



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Schwaben aus dem Staufengeschlecht, erbaut worden. Es hatte sein eigenes Amt, sein Hochgericht und manche Freiheiten, worunter auch die, daß in seinem ganzen Umfange keine Leibeigenschaft stattfand und im Dorfe selbst aller Grundbesitz vollkommen freies Eigentum war. Es wächst hier viel Obst, auch erzeugt man guten Kirschengeist; früher wurde sogar Wein gebaut.

Ein steiler Weg führt an einem Gasthaus vorüber und hinauf zu dem alten Staufenkirchlein am anderen Ende des Dorfes nächst der Schule. In der Nähe steht ohne Turm die neue Kirche des Dorfes, für dessen Einwohner das alte Kirchlein nicht mehr Raum genug bot. Letzteres stand schon, als das Geschlecht der Hohenstaufen die deutsche Kaiserkrone trug. In neueren Jahren wurde das gesamte Äußere des Kirchleins einer Renovierung unterworfen.

Am südwestlichen Ende des Berges steht ein abgesonderter Hügel mit zerklüfteten Dolomitfelsen, um dessen Fuß der Weiler Hohrein sich malerisch hinzieht. Der Platz heißt „die Spielburg“, denn es soll, der Sage nach, eine Armbrusthütte dort gestanden, und die Ritter sollen daselbst sich im Waffenspiele geübt haben. Weiter oben am Berge, auf seinem letzten Absatz, in einer etwas vertieften Fläche, war früher der Tanzplatz. Da versammelte sich an schönen Sommerabenden wohl die ganze Familie bei Spiel und Tanz, da erklang auch das Lied der Minnesänger und die Zither.

Vollständig abgerundet und nur mit einer dünnen Erdschicht bedeckt, erhebt sich der freistehende Bergkegel, der einst die Stammburg des berühmten Kaisergeschlechtes trug und dessen Gipfel man nun in einer Viertelstunde auf einem Wege, der sich schlangenförmig um den Berg windet, erreicht. Flach und kahl dehnt sich diese Höhe in einem Umfange von etwa drei Morgen aus; allein von den letzten Mauerresten der einstigen Burg sind kaum noch wenige Spuren vorhanden, und mit Moos, Gras und Disteln ist selbst der Schutt überwachsen.

Der Hohenstaufen ist 682 m hoch; den Rand seines Gipfels hat der Hohenstaufenverein mit Bäumen anpflanzen und den Weg hinauf ebnen lassen. Die Aussicht auf ihm ist nach allen Seiten frei, weit ausgedehnt und ebenso mannigfaltig als großartig. Vor uns liegt der reizende Rechberg mit seiner Burgruine und Wallfahrtskirche, rechts davon, ganz in der Nähe, der schroff aufsteigende Stuifen und links von demselben die hohe Felsenkanzel des Rosensteins, dahinter aber bis weit gegen Abend der stattliche Gebirgszug der Schwäbischen Alb und darüber auf der entgegengesetzten Seite die schwarzen Tannenwälder


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf den Höhenzügen des Schur- und Welzheimer Waldes und die sich daran anschließenden, in duftiges Grau gehüllten und mit verschwommenen Umrissen gezeichneten Kuppen des Mainhardter Waldes, der Löwensteiner Berge und des Heuchelberges. Dies ist der äußere Rahmen, in dem das herrliche Landschaftsbild des Hohenstaufenpanoramas gefaßt ist. Aber innerhalb desselben, welch ein buntes, schönes Gemälde! Gegen Westen, am Fuße des Berges, das breithingestreckte Göppingen, die fast ebenso imponierenden vereinigten Dörfer Groß- und Klein-Eißlingen, dort am Fuße der Burg Staufeneck die Eisenbahnstation Süssen und in der nächsten Umgebung überall Städte, Dörfer und Gehöfte mit Wiesen, Äckern, Obstgärten, durch Wälder und Wäldchen malerisch unterbrochen und von Talgründen durchzogen.

„Wer auf der Höhe des Staufens steht, überschaut nach allen Seiten weithin das reiche Schwabenland. Das Auge kann die Fülle der Eindrücke schwer erfassen, und die Gedanken schweifen in das Gebiet des Unermeßlichen, Grenzenlosen hinüber. Man begreift, wie hier ein Geschlecht erwuchs, welches unablässig in die Weite strebte, keine Schranke seinen Entwürfen und Unternehmungen setzte. Ein unwiderstehlicher Zug in die Ferne, der Abenteuerlust der französischen Ritter verwandt, ist in der Tat dem ganzen Geschlechte der Staufer eigen."

Diese Worte des Hohenstaufengeschichtschreibers Giesebrecht erfassen die Majestät des erhabenen Kaiserberges und die Glorie des Kaisergeschlechtes, das in dem Glanz seiner weltgeschichtlichen Rolle wie in dem ergreifenden Trauerspiel seines Unterganges früher alle Deutschen mit Begeisterung und Teilnahme erfüllt hat.

Nicht in stolzer Burg auf der freien Bergeshöhe des Hohenstaufens hat das mannhafte Geschlecht seine Anfänge genommen; der Großvater Kaiser Friedrichs I., des Rotbarts, saß noch in dem zwar starken, doch an Aussehen bescheidenen Kastell, das am Rande der nordwestlichen Vorebene des Kaiserberges, zwischen Obst- und Waldbäumen halbversteckt, dank der staatlichen Fürsorge heute noch ziemlich wohlerhalten zu sehen ist und den Namen W ä s c h e r s c h l ö ß l e führt. Die Besitzer nannten sich freie Herren von Büren (ze büren = bei den Gebäuden).

Die Burg auf dem Hohenstaufenberg, der fortan dem Geschlechte den Namen gab, gründete um 1070 Friedrich von Büren, der erste Schwabenherzog. Mit Konrad III., dem zweiten Sohne Friedrichs (1138—52), stieg das bislang bescheidene Rittergeschlecht, das ursprünglich nur das Grafenamt des Fils- und Drachgaues verwaltet hatte, zur höchsten Würde der abendländischen Christenheit empor. Diese Würde


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

brachte es allerdings mit sich, daß die kaiserlichen Herren die Stammburg ihrer Väter oft lange Jahre nicht wiedersahen. Aus ihrem Geschlechte gingen in einem Zeitraume von 117 Jahren sechs deutsche Kaiser hervor, nämlich Konrad III., Friedrich I., Heinrich VI., Philipp, Friedrich II. und Konrad IV., bis es mit Konradins Enthauptung 1269 vom Schauplatz verschwand.

An den Hofhalt und die Anwesenheit Barbarossas auf der Staufenburg erinnerte eine bis in unsere Zeit beinahe noch vollständig erhalten gewesene, aus dem 16. Jahrhundert stammende Inschrift über der Eingangspforte des erwähnten Staufenkirchleins gegen die Bergseite:

Hic transibat Caesar [1]).
Der großmächtigst Kaiser, wohlbekannt,
Friedericus Barbarossa genannt,
Das demütig edel deutsche Blut,
Übt ganz und gar keinen Übermut,
Auf diesem Berg hat Hof gehalten,
Wie vor und nach ihm die Alten;
Zu Fuß in diese Kirch ist gangen
Ohn' allen Pracht, ohn' Stolz und Prangen,
Durch diese Tür, wie ich bericht,
Ist wahrlich wahr und kein Gedicht.
Amor bonorum, terror malorum [2]).

Auf der Staufenburg verlebte Friedrich Rotbart, Sohn des Herzogs Friedrichs II. von Schwaben und der welfischen Judith, der zweite Kaiser aus dem hohenstaufischen Geschlechte, seine Jugend; hier verrichtete er in der Burgkapelle wie in der Dorfkirche am Südabhange des Berges seine Andacht; hier bereitete er sich auf seinen ritterlichen Beruf vor, lauerte im Forste dem Eber auf und fällte mit dem Speer den schnellen Hirsch, bis ihn die mannigfachen Fehden und infolge der Kreuzpredigt des hl. Bernhard der Kreuzzug seines Oheims zu ernsteren Taten riefen. Er konnte aus dem heiligen Lande mindestens ohne das Gefühl der Schmach zurückkehren. Drei Jahre später, am 4. März 1152, wurde er von den Wahlfürsten Deutschlands auf den Kaiserthron erhoben.

Am 28. August 1208 starb auf der Burg die ob des Gattenverlustes

---

1) Hierdurch ging der Kaiser.
2) Die Liebe der Guten, der Schrecken der Bösen.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schmerzzerrissene Kaiserin Irene. Nach dem Untergang der Staufer kam die Burg im Jahre 1319 an das Haus Württemberg.

Die Schrecknisse des Bauernkrieges sollte auch die Hohenstaufenburg erfahren. Zu Anfang Mai 1525 ging die Feste in Flammen auf. Damals nahm man u. a. den schwäbischen Grafen von Helfenstein, einer der niederen Burgen, die den Hohenstaufen umstanden, in Weinsberg gefangen und ließ ihn mit 70 seiner reisigen Knechte durch die Spieße laufen, wozu ein Pfeifer einen lustigen Reigen aufspielte. Von der Stauferburg erhalten blieben die sieben Fuß dicken Ringmauern, zwei feste Türme, der Buben- und der Mannsturm genannt, und die Tore. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts wurden die Steine von den Bauern der Nachbarschaft zu ihren privaten Zwecken geholt, die Türme niedergerissen, die Brunnen, die so vielen Generationen der Burg Wasser gespendet hatten, verschüttet. Im blinden Eifer durchsuchten die Bauern die Burghöfe und unterirdischen Gemächer nach Gold und anderen Schätzen — sie fanden Menschenknochen, mit denen sie umherwarfen. Nur ein kleines Stück Mauer hat sich durch die späteren Jahrhunderte bis auf unsere Tage erhalten. Menschenleer aber ist die Stätte, wo einst das Turnier, jenes ritterliche Schauspiel, im Schwunge war. Weiter bergab, um das heutige Dorf Hohenstaufen, liegt ein dichter Wald, in dem ein paar mit Moos dicht bewachsene Eichbäume nach der Erzählung der Landleute die einzigen noch lebenden Überreste aus jenen glanzvollen Zeiten des hohenstaufischen Rittergeschlechtes sind. Oben auf des Berges Spitze aber sieht sich der Wanderer verlassen um, und sich im Geiste hingebend der Betrachtung der Wechselfälle im Strome der Zeit, versteht er K. Geroks Lied „Zwei Berge Schwabens“, in dem es u. a. heißt:

Aus Nachtgewölken ragte
Des Staufen kahles Haupt,
Das öde, vielbeklagte,
Des Diadems beraubt.

Mancherlei Art waren die Pläne, dem Berg wieder eine Bekrönung zu geben; vielen aber wollte es scheinen, als ob die Majestät des historischen Berges gerade in der eindrucksvollen Kahlheit seines Gipfels läge. Und dieses Sinnes war auch der Schwäbische Albverein, der ein Denkzeichen in der Staufenschutzhütte schuf. Eduard Paulus aber widmete dem Hohenstaufen eines seiner stimmungsvollsten Sonette:


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der schönste Berg, wenn man gen Süden geht,
Wohl kenntlich an des hohen Hauptes Blöße,
Ein Heldengrab von ungeheurer Größe,
Worüber eine dunkle Wolke steht.

Verlassen liegt er, — längst im Wind verweht
Ist ihm der Waffen trotziges Getöse,
Die Kaiserburg sank durch des Schicksals Stöße,
Wo sie gewesen, wird jetzt Gras gemäht.

Noch immer aber blickt der Mauerlose
Ehrfurchtgebietend in das Land hinaus,
Es ging doch alles Herrliche und Große

Jahrhundertlang vom Hohenstaufen aus —
Für unser Volk in seinem tiefsten Kummer
Lag Barbarossa nur im Zauberschlummer.

Nach: Stuttgarter Neues Tageblatt 1881.

Der Geiger zu Gmünd.

Ballade von Justinus Kerner.

Einst ein Kirchlein sondergleichen,
Noch ein Stein von ihm steht da,
Baute Gmünd der sangesreichen
Heiligen Cäcilia.

Lilien von Silber glänzten
Ob der Heil'gen mondenklar,
Hell wie Morgenrot bekränzten
Goldne Rosen den Altar.

Schuh' aus reinem Gold geschlagen,
Und von Silber hell ein Kleid
Hat die Heilige getragen,
Denn da war's noch gute Zeit.

Zeit, wo überm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimat Land,
Man der Gmündschen Künstler Ehre
Hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallten
Zu Cäcilias Kirchlein viel;
Ungesehn woher, erschallten
Drin Gesang und Orgelspiel.

Einst ein Geiger kam gegangen,
Ach, den drückte große Not,
Matte Beine, bleiche Wangen
Und im Sack kein Geld, kein Brot!

Vor dem Bild hat er gesungen
Und gespielet all sein Leid,
Hat der Heiligen Herz durchdrungen,
Horch! melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den rechten goldnen Schuh.


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach des nächsten Goldschmieds
Hause
Eilt er, ganz vom Glück berauscht,
Singt und träumt vom besten
Schmause,
Wenn der Schuh um Geld vertauscht.

Aber kaum den Schuh ersehen,
Führt der Goldschmied rauhen Ton,
Und zum Richter wird mit Schmähen
Wild geschleppt des Liedes Sohn.

Bald ist der Prozeß geschlichtet,
Allen ist es offenbar,
Daß das Wunder nur erdichtet,
Er der frechste Räuber war.

Weh! du armer Sohn der Lieder
Sangest wohl den letzten Sang!
An dem Galgen auf und nieder
Sollst, ein Vogel, fliegen bang.

Hell ein Glöcklein hört man schallen,
Und man sieht den schwarzen Zug
Mit dir zu der Stätte wallen,
Wo beginnen soll dein Flug.

Bußgesänge hört man singen
Nonnen und der Mönche Chor,
Aber hell auch hört man dringen
Geigentöne draus hervor.

Seine Geige mitzuführen,
War des Geigers letzte Bitt':
„Wo so viele musizieren,
Musizier' ich Geiger mit!"

An Cäcilias Kapelle
Jetzt der Zug vorüber kam,
Nach des offnen Kirchleins Schwelle
Geigt er recht in tiefem Gram.

Und wer kurz ihn noch gehasset,
Seufzt: das arme Geigerlein!
„Eins noch bitt' ich" — singt er —,
„lasset
Mich zur Heil'gen noch hinein!"

Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals sein Leid,
Und er rührt die Himmlischmilde:
Horch! melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den zweiten goldnen Schuh.

Voll Erstaunen steht die Menge,
Und es sieht nun jeder Christ,
Wie der Mann der Volksgesänge
Selbst der Heil'gen teuer ist.

Schön geschmückt mit Bändern,
Kränzen,
Wohl gestärkt mit Geld und Wein,
Führen sie zu Sang und Tänzen
In das Rathaus ihn hinein.

Alle Unbill wird vergessen,
Schön zum Fest erhellt das Haus,
Und der Geiger ist gesessen
Obenan beim lust'gen Schmaus.

Aber als sie voll vom Weine,
Nimmt er seine Schuh' zur Hand,
Wandert so im Mondenscheine
Lustig in ein andres Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt er noch so arm gegangen —
Und es muß getanzet sein.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

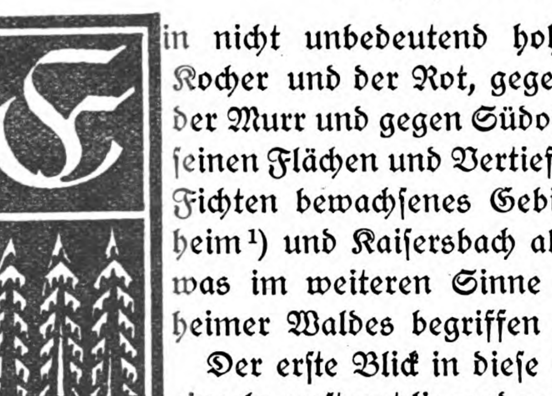
Drum auch hört man geigen, singen,
Tanzen dort ohn' Unterlaß,
Und wenn alle Saiten springen,
Klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingen, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer schallen
Selbst aus Trümmern lust'ger Klang.

Morgenblatt 1816, Nr. 295.

Der Welzheimer Wald.

Von Justinus Kerner.



Ein nicht unbedeutend hohes, gegen Nordost von dem Kocher und der Rot, gegen Südwest von der Rems und der Murr und gegen Südost von der Leine begrenztes, auf seinen Flächen und Vertiefungen vielfach mit Tannen und Fichten bewachsenes Gebirge, auf dessen Ebene Welzheim[1]) und Kaisersbach als Hauptorte erscheinen, ist es, was im weiteren Sinne unter dem Namen des Welzheimer Waldes begriffen wird.

Der erste Blick in diese Gebirge und Wälder, auf diese einzeln zerstreut liegenden Weiler, Höfe und Mühlen, gibt keine Ansiedelung aus neuerer Zeit zu erkennen; alles spricht von einem hier in früheren Zeiten ausgedehnter obgewalteten Menschenleben. In Tiefen von Seen, auf weit ausgebreiteten Heiden, in Waldungen stößt man hier vielfältig auf Überreste zertrümmerter Gebäude. Tannen, vor Jahrhunderten entsprossen, wurzeln aus vom Erdreich bedeckten Mauern und Gewölben, die sich dem Wanderer nur durch den dumpfen Nachhall seines Fußtrittes verraten. Ausgehöhlte riesige Linden, Überreste uralter Buchen, teils noch aus trockener Erde ragend, teils in Stein verwandelt in Seen aufgefunden, zeugen von vergangenem kräftigerem Leben.

Neuere Waldungen geben noch durch die bestimmten Abteilungen ihres Bodens zu erkennen, daß sie einst beackertes Land waren. Ortsbenennungen, wie z. B. Kaisersbach, wo ein Bad Barbarossas gewesen sein soll, deuten auf die blühenden Zeiten der Hohenstaufen wie auch das edle Gebirg Staufens aus ferner Himmelsbläue als ein freundlicher Schutzgeist über diese Gegend hinschaut. Aber noch in fernere Zeitalter führt uns der über die ganze Bergfläche nächst an Welzheim hinlaufende römische Grenzwall und die bei Welzheim aus den Tiefen der Erde

[1]) In Welzheim war Kerner Arzt von 1812—1815. Hier heiratete er seine Rickele (Friederike).

Digitized by Google



Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegrabenen Münzen und Altäre der Römer sowie ein mit einem Lorbeerkranz und Dreizack gezierter Denkstein der 22. Legion.

Aber nicht bloß in den Tiefen der Erde, in versunkenen Steinen und Stämmen, auch an dem noch fortlebenden Menschenstamme selbst finden wir Spuren eines einst kräftiger geführten charakteristischen Lebens.

Noch jetzt zeichnet die Bewohner dieses Waldgebirges ein kräftigerer Körperbau und regsamerer Geist vor denen in den nächstgelegenen Talebenen aus. Auch eine eigene Volkstracht erhielt sich aus alten Zeiten unter ihnen, ist aber leider nur hier und da noch an ergrauten Männern und Weibern zu schauen.

Stolz auf ihre Ahnen, führen die sogenannten Siebenzehner diesen ihren anererbten Ehrentitel in Wort und Schrift fort, eine Benennung, die auf hier bestandene Volksgerichte deutet, von welchen uns die Überlieferung erzählt: daß sie auf einer der höchsten Stellen des Gebirges, von wo aus der ganze Welzheimer Wald übersehen wird, und wo sich auch noch auf einer Heide (zwischen Seelach und Nardenheim) Überreste einer Gerichtsstätte finden, gehalten worden seien. Hier sollen Siebenzehn vor dem unter freiem Himmel versammelten Volke über Leben und Tod gerichtet haben. Der jüngste von ihnen habe die Verpflichtung, den Nachrichter zu machen, gehabt. In einem roten Mantel, in der Rechten ein breites, langes Schwert, sei er erschienen, große Handschuhe von Leder habe er getragen, die er, jedesmal nach vollzogenem Urteil wieder von sich geworfen.

Die Nachkömmlinge dieser Siebenzehner hatten durch Jahrhunderte Schwert und Mantel verwahrt, bis der Mantel vielleicht in sich selbst zerfiel, das alte teure Schwert aber in neuerer Zeit (noch jetzt lebende Greise haben noch beide Kleinodien gesehen) zu Brotmessern umgeschmiedet wurden.

Die größeren Ortschaften, wie Welzheim, Kaisersbach und Gschwend abgerechnet, besteht die ganze Gegend aus lauter zerstreut liegenden, oft höchst einsam gestellten Weilern, Höfen und Waldmühlen. Der mit Sand untermengte Lehmboden eignet sich besonders zum Anbau von Flachs und Hanf; auch sind roher Holzhandel und Holzarbeiten aller Art Erwerbszweige dieser Waldbewohner.

Viele kristallhelle Quellen, aus Sandfelsen entsprungen, frei von jeder erdigen Beimischung, geben das erfrischendste Trinkwasser und dienen, oft durch künstliche Vorrichtungen, wie die Wieslauf, zu reißenden Bächen angeschwemmt, zum Flößen des Holzes aus nicht zu befahrenden Klüften.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Pfarrei Gschwend, die mit der von Welzheim und Kirchenkirnberg den größten Teil dieses Waldgebirges in sich faßt, zeichnet sich besonders durch einen kräftigen Menschenstamm aus, der nicht nur in Hinsicht des Körperbaues, sondern auch durch seine geistigen Fähigkeiten (es finden sich unter ihnen nicht talentlose Mechaniker, ja selbst Volksdichter), einen völligen Gegensatz von den Bewohnern der an seinem Fuße gelegenen Täler bildet, namentlich des Rot- und Kochertales, wo Kretinismus fast so auffallend wie in den Tälern der Alpen zu Hause ist.

Aus: Morgenblatt 1816, Nr. 203.

D. Die Schwäbische Alb.

Der Charakter der Alb.

Von Eduard Paulus.



as Albgebirge ist ein Meerwassergebilde mit zumeist wagrechten Kalksteinschichten. In diesen Bänken liegt noch versteinert, zahllos an Formen und Größen, die alte Meertierwelt; hoch in der Luft, im freien Sonnenschein, sitzen nun die alten Seelilien-, Seesterne-, Austern- und Korallenbänke, die einst den Meergrund belebten. Als breite Hochfläche, in welche die Fluten tiefe Täler einwühlten, zieht das Albgebirge von Südwest nach Nordost quer durch das Schwabenland; gegen die Donau und Oberschwaben hin sanft abfallend, gegen den Neckar und Mittelschwaben hin aber mit sehr felsigem, fast senkrechtem Abrande, so daß es vom Unterland aus gesehen als ein mächtiger, zuweilen durchbrochener Wall erscheint, gerade abgeschnitten, ernst und schwer; aber diese langen Massen sind nur der Hintergrund; frei vor ihnen stehen große Bergpyramiden, umgeben von runden, zum Teil durch unterirdische Kräfte emporgetriebenen, spitzigen Vorbergen, und jener meist mit Wald bewachene Steilrand selbst ist wieder vielfältig zernagt und zerrissen und zeigt überall weithin schimmernde Felsen und Erdstürze. Die Hochfläche der Alb ist hügelig, abgeschieden, still, weitgedehnt und wenig ergiebig; aus der dünnen Decke kohlschwarzer fruchtbarer Erde schauen überall die grauen Häupter der Felsen hervor; magere Weiden, von einzelnen alten Buchen beschattet, breiten sich aus, und zuweilen liegt geschützt in einer Mulde ein Dorf mit niedrigen, von Strohdächern bedeckten Häusern; nur Vogel- und Mehlbeerbäume stehen an den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Straßen, aber es ist nicht unheimlich hier oben, und die Leute, die hier von der Welt abgeschlossen wohnen, sind gastfreundlich und gut und bewahren noch manche schöne Sitte der Väter. Die Täler beginnen hier meist als arme, unbewohnte, trockene Rinnen, bis sie plötzlich zu engen Felstälern einbrechen; dichter Laubwald wächst an den großartigen Felsenkränzen hin, und schon steigen auf den verwegensten Klippen Burgen und Burgtrümmer auf. Die Täler werden weiter und üppiger und mit schönen Dörfern besetzt, der Wald geht noch immer bis an die grünen obstreichen Talsohlen, und über die Waldwipfel ragen wieder, oft wie riesige Bildsäulen, hellgraue Felsmassen. An den Ausgängen der Täler liegen alte Städte und daneben jene großen freistehenden, burggekrönten Berge, deren Namen erhabene Bilder aus der Geschichte unseres Volkes heraufbeschwören: es ist Zollern, Achalm, Neuffen, Teck, Limburg, Rechberg, Staufen.

Die Fläche der Alb ist sehr trocken, weil das ganze Gebirge zerklüftet ist; daher auf der Höhe die vielen Erdfälle, trichterförmige Einsenkungen, zum Teil mit einer Öffnung in der Mitte; wer sich da hinunterwagt, erschaut oft weite, viel verzweigte Höhlen, zuweilen ist ihr Grund mit einem See bedeckt, worin schwarze Forellen schwimmen; unaufhörlich in geheimnisvollem Spiel fallen Tropfen vom Gewölbe nieder, und unaufhörlich wachsen langsam von der Decke herab milchweiße Sintergebilde, oft zusammengehäuft zu abenteuerlichen, geisterhaften Gestalten; fern im Bauch der Berge hört man noch andere Wasser rauschen, denn diese Höhlen sind die großen Wassersammler, aus ihnen brechen dann in den Felstälern aus unergründlich scheinenden Becken reichste Quellen hervor.

Wo man geht, sind ausgedehnte Fernsichten: über die großen und freien Formen der Vorberge hin an die reizenden fruchtbaren Hügelwellen des Unterlandes, ringshin sich aufschließend, Höhen hinter Höhen, gesäumt von den strengeren fernblauen Formen des Schwarzwaldes und des Odenwaldes; gegen Süden aber erblickt man auf den höchsten Stellen bei hellem Himmel die scharfgeschnittenen silbernen Ketten der Alpen, und zwar in der äußersten Ferne; ein Anblick, gleich dem des hohen Meeres, das Gemüt am großartigsten erweiternd, glühende Wander- und Tatenlust in ihnen aufweckend; sie liegen so fern, daß sie Wolkenketten gleichen, oft sind es auch nur Wolken, die hinter der Hochfläche am Rande des Himmels aufsteigen und von der Abendsonne durchstrahlt werden.

An den Vorbergen der Alb gedeiht noch Wein, die Täler sind von


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Obstbaumwäldern erfüllt, und besonders die Kirschenbäume ziehen sich bis in die hintersten, engsten Spalten des Gebirges hinein. „Es blüht das fernste, tiefste Tal.“ Auf der Höhe will kein Obst mehr wachsen, aber hier hat sich die Natur ihre eigenen wilden Obstbäume gezogen, hier treiben, den einsamen rauhen Gegenden ein milderes und wirtlicheres Ansehen gebend, am liebsten zwischen den kargen Felsen heraus, verschiedene, oft zwerghafte Sträucher und Bäume mit feinen, lederartigen Blättern und kleinen, meist lebhaft gefärbten Früchten; diese anfangs herb, nur erst wenn ein Reif darüber gegangen, genießbar; und überall auf den Heiden und Felsen entzücken den vom Neckartal herauf Wandernden fremde, neue, glühend farbige Blumen, und über sie hin schwebt, als das liebste und zarteste Kind der sonnigen Heide, der schöne Alpenfalter Apollo.

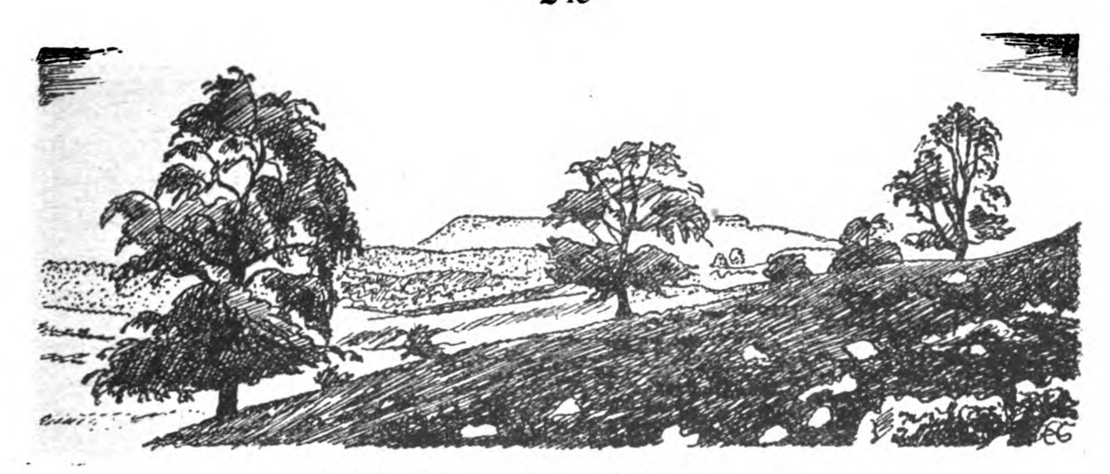
Aus: Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen.
Jubiläumsausgabe. Stuttgart 1887, Karl Krabbe.

Der Anblick der Schwäbischen Alb.

Von Friedrich Theodor Vischer.

Der Grundstock Schwabens, die Alb, zeigt im großen herbe, eckige, ja trockene Anrisse. Auf wenige Teile paßt Hölderlins schönes Wort: „Das wogende Gebirge“. Schwungvoller Linienzug ist nicht häufig, am meisten heben sich durch reine, fließende Formen, selbst südlicher Zeichnung vergleichbar, einzelne Vorberge, wie Achalm und Hohenstaufen. Ähnliches gilt von den Höhen des württembergischen Schwarzwaldes. Sie bauen sich nicht in so schönen Verhältnissen wie man sie in Baden findet, wenn man etwa oberhalb Freiburg den Belchen und seine Umgebung überschaut. Durch die Ebene des Unterlandes zieht sich manche größere und kleinere Hügelkette, häufig mit anmutigen, sanften, weichen, selten mit stolzen, vielfach mit eintönigen, schleichenden, klumpigen Formen; rasche, entschlossene, freie und lichte Steigung der Linie wird man sehr ausnahmsweise finden. Tritt man aber jenem, unserem Mittelgebirge, der Alb, näher, und modelliert die Sonne scharf ihre Abhänge, ihre Täler, ihre Felsen, so wird man die Befriedigung fühlen, die der Eindruck des Tüchtigen, Eigentümlichen gibt. Man wird sich sagen: dieses alles ist etwas eigensinnig, aber durchaus individuell, es hat Physiognomie, es hat Charakter. Es gibt Tage, Stunden, wo der ganze Gebirgszug sich in ein tiefes Graublau kleidet. Da hat man so recht die Empfindung des kraftvoll Spröden, des Stählernen, und wenn die Abendsonne ihr Gold, ihren Purpur in diese tiefen Farben-


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Auf der Eninger Weide (Schwäbische Alb).

töne wirft, so fühlt sich die Phantasie wie in ein Reich dunkelglühender Kraft getragen. Lockt uns aber der gewundene Taleinschnitt, der murmelnde Bach, der Waldschatten, da hinein zu wandern, suchen wir das gemütlich Heimliche, das vertraulich Enge und Geschlossene, so wird die Erwartung nicht täuschen. Durch Wiesengrün am kristallenen Bergwasser, deren Äste sich unter dem Segen des Jahres biegen, schlendern wir nach dem Dunkel des prachtvollen, üppigen Waldes, lassen uns im Moose nieder und träumen unter Vogelgesang von vergangenen Zeiten, von Jugend, von Lieben, von Freundschaft, von Freuden, Leiden und Taten des Lebens. Doch wir sehnen uns auch wieder nach dem Weiten und Offenen, Berg und Fels beginnt uns zu drücken, zu beängstigen, also hinaus ins freie, ebene Land! Bleibt dem Gebirge als einem Ganzen der Stempel des Herben und Harten, obwohl immer Großen und Mächtigen, so lautet hier alles einladend, heiter und fruchtbar. Die gute Ehe des Strengen und Zarten, des Starken und Milden, sie ist kaum irgendwo reiner vollzogen als im guten Schwabenländchen. Wein, Obst, Korn, samtener Rasen, weicher Baumschlag legt sich wie linder Mantel um Gelände des Hügels, über sanfte Ebenen, die zwischen Weiden und Pappeln der mäßige Fluß durchrauscht. Wohl auch eine gewisse Melancholie zieht sich durch diese segensreiche Reizwelt hin: sie mag mit der genannten Erdbildung im Zusammenhang stehen, die bei so viel schönem Wechsel so wenig freie Großartigkeit der Formen zeigt. Eine Wehmut, ich weiß nicht, welche unbefriedigte Sehnsucht, schleicht sich, mit Lust und Freude seltsam gemischt, in das ahnungsvoll ergriffene Gemüt und heftet sich verstärkt an die häufigen Bergtrümmer, welche wie ein verzitternder Klang die Sage umschwebt.

Aus: Kritische Gänge. Neue Folge. Stuttgart 1860.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Albvorland.

Von Tony Kellen.

Das Albvorland ist ein schmaler Gürtel zwischen dem Steilabsturz der Alb und dem Neckar. Es ist eine wellige Ebene mit gutem Ackerland, viel Obstbau, teilweise auch Weinbau. Besonders reich ist die Industrie entwickelt. Die bedeutendsten Orte sind Reutlingen, Kirchheim u. T., Göppingen und das bereits beim Remstal erwähnte Aalen.

Reutlingen. — Die alte Reichsstadt Reutlingen ist jetzt eine durch Handel und Gewerbe hervorragende Stadt, die auch als Sitz der Regierung des Schwarzwaldkreises Bedeutung hat. Sie wurde im 12. oder 13. Jahrhundert als Zubehör der Reichsburg Achalm neben einem alten Dorf an der Echatz gegründet. Ihre alten Rechte und Freiheiten verdankte sie dem König Otto IV. und ihre Befestigung Kaiser Friedrich II. Als treue Anhängerin der Hohenstaufen mußte sie 1247 eine Belagerung des Landgrafen Heinrich von Thüringen aushalten. Während derselben gelobte die Bürgerschaft, im Fall der Befreiung der Jungfrau Maria eine Kirche zu bauen,in der dann bis auf die neueste Zeit der von Heinrich zurückgelassene kolossale Sturmbock aufbewahrt wurde. Das Münster, das 1343 vollendet wurde, ist in gotischem Stil gebaut und bildet mit seinem schlanken, durchbrochenen Turme eine Zierde der Stadt und Umgegend. Es war das erste Bauwerk, das im oberen Neckarland die Hochgotik vollentwickelt zeigte, so wie im unteren die Wimpfener Stiftskirche. Im Inneren ist besonders bemerkenswert das heilige Grab, ein Werk von seltener Schönheit, das gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Sandstein ausgeführt wurde, sowie der kunstreiche Taufstein vom Jahre 1498 und die in vorgotischem Stil ausgeführte Katharinenkapelle mit ihren Fresken.

Bekannt ist der Sieg, den die Reutlinger im Städtekrieg von 1377 über Graf Ulrich von Württemberg erfochten und den Uhlands Lied verherrlicht hat. Im Jahre 1519 wurde die Stadt vom Herzog Ulrich überfallen und zur Übergabe gezwungen, weil ein Reutlinger Bürger seinen Burgvogt auf der Achalm erschlagen hatte. Aber diese Gewalttat wurde dadurch gerächt, daß der Schwäbische Bund Ulrich aus seinem Lande vertrieb.

Merkwürdig war die alte, sehr demokratische Verfassung, die Reutlingen unter Karl IV. erhielt. Die gesamte Bürgerschaft durfte nämlich alle Jahre ihren aus 16 Senatoren und 12 Zunftmeistern bestehenden Magistrat neu wählen.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reutlingen war eine der ersten deutschen Reichsstädte, welche die Reformation einführten, und 1530 unterzeichnete es die Augsburger Konfession. Matthäus Alber war ihr kräftiger und beredter Reformator. Durch den Pariser Frieden im Jahre 1802 kam die Stadt mit ihrem Gebiet an Württemberg.

Ihre Bauart hat nicht das sonstige enge Aussehen der alten Reichsstädte, was daher rührt, daß sie 1726 fast ganz abbrannte. Die Straßen sind von fließendem Wasser durchzogen, das ihnen ein belebtes und reinliches Aussehen gibt. Die alten Monumentalbrunnen bilden einen besonderen Schmuck der Stadt.

Die Berge der Alb gruppieren sich um Reutlingen ganz besonders schön, indem sie einen grünbewaldeten Halbkreis bilden, aus dem gegen Osten die mächtige Achalm mit ihrem zierlichen Vorberge, dem Scheibengipfele, gegen Westen der zuckerhutförmige Jörgenberg hervortritt. Die Abhänge der Hügel sind mit Reben bebaut. Auch der Obstbau wird sehr gepflegt, und es besteht hier seit 1859 eine Lehranstalt dafür, das Pomologische Institut. In gewerblicher Beziehung stehen die Gerbereien, die Spinnereien und Webereien obenan. Eine Webschule verbreitet die Kenntnis der Weberei.

Von den früheren Festungswerken sind zwei stattliche Tortürme erhalten. Eine eindrucksvolle Schilderung der altertümlichen Reichsstadt gibt Hermann Kurz in seinem Roman „Schillers Heimatjahre". Malerisch ist heute noch die Gerbervorstadt an der Echaz, die „Klein-Venedig" genannt wird.

Hermann Kurz wurde in Reutlingen geboren, ebenso der berühmte Nationalökonom Friedrich List. Beide sind durch Errichtung eines Denkmals von ihrer Vaterstadt geehrt worden. Die Reutlinger werden zwar oft verspottet, aber sie genießen doch einen besonderen Ruf. Ludwig Finckh läßt in seinem „Bodenseher" den Verwalter sagen: „Ein Reutlinger kann es überall zu etwas bringen. Wie hat die Steckin am Marktplatz in ihren alten Tagen gesagt? Mit einem Zündholz wolle sie noch einmal reich werden. Das ist Reutlinger Geist. Hartnäckig, borstig, widerhaarig, schelten die Fremden; kernhaft, sage ich. Macht einen Reutlinger zum Bettler und gebt ihm ein Streichholz in die Hand; in zehn Jahren fährt er Kutschen." Und noch eine andere Eigenschaft: „Sie setzen ihren Dickkopf durch, und wenn die ganze Welt gegen sie ist; geht's nicht mit Gewalt, so geht's mit List."

Kirchheim unter Teck. — An der Lauter, die von der Teck



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herunterkommt und sich in den Neckar ergießt, liegt die gewerbefleißige Stadt Kirchheim unter Teck.

Seit dem großen Brande von 1690, der außer dem fürstlichen Schlosse, der lateinischen Schule und den Vorstädten die ganze Stadt in Asche legte, hat Kirchheim eine regelmäßige Gestalt erhalten. Das Schloß hat mehreren württembergischen Herzogswitwen zum Aufenthalt gedient. Es wurde von 1538 bis 1556 erbaut und läßt noch jetzt erkennen, daß es früher befestigt war. In der Martinskirche ist in dem schönen gotischen Chor Franziska, die Gemahlin des Herzogs Karl, beigesetzt. An der Kirche ist Konrad Wiederhold, dem Verteidiger von Hohentwiel und langjährigem Obervogt von Kirchheim, ein Denkmal errichtet. Konrad Wiederhold (1598—1667) war ein Hesse, der im Dreißigjährigen Kriege Württemberg große Dienste leistete. Er war unter Herzog Johann Friedrich in das württembergische Heer eingetreten und bis zum Major gestiegen. Bei der feindlichen Überschwemmung nach der Nördlinger Schlacht war ihm die Feste Hohentwiel zur Verteidigung anvertraut worden. Er hielt den wichtigen Platz gegen eine fünfmalige Belagerung durch seine Tapferkeit und sein unerschöpfliches Genie der Erfindung immer neuer Hilfsquellen, ja er hielt ihn sogar gegen den Befehl des Herzogs Eberhard III., ihn den Österreichern zu überliefern, bis zum Westfälischen Frieden. Es war der einzige Ort Württembergs, der im ganzen Kriege unbezwungen blieb. Wiederhold starb als Oberst, Kriegsrat und Obervogt zu Kirchheim, 69 Jahre alt. Auf Wiederholds Grabdenkmal dichtete Albert Knapp die Verse:

„Der Kommandant von Hohentwiel,
Fest wie sein Fels, der niemals fiel,
Des Fürsten Schild, des Feindes Tort,
Der Künste Freund, der Armen Hort,
Ein Bürger, Held und Christ wie Gold:
So schläft hier Konrad Widerhold."

Die Stadt ist von schönen, alten Linden- und Kastanienalleen umgeben.

Von Kirchheim gelangt man zu Fuß in zwei Stunden auf die Teck, einen weithin sichtbaren Vorsprung der Alb (774 m über dem Meer). Der ziemlich breite Gipfel des Berges ist mit einigen Türmen und Ringmauern bedeckt, die teilweise wenigstens Überreste der Stammburg der Herzöge von Teck sind. Das meiste Mauerwerk rührt aber von einer Kaserne her, die Herzog Karl Alexander 1738 dort erbauen ließ. Die alte Burg war im Bauernkrieg zerstört worden. In dem unten liegenden


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Owen (Auen) ist die Grabstätte der alten Herzöge von Teck. Hier beginnt das obstreiche Lenninger Tal.

Göppingen. — In Göppingen werden wir in die Zeit der schwäbischen Kaiser versetzt, deren Wiege im nahen Wäschenbeuren und auf der Höhe des Hohenstaufen stand. In Göppingen selbst erinnert der altberühmte Sauerbrunnen mit seinem Badehaus aus dem 15. Jahrhundert und seinem Schloß, dem heutigen Sitz der Bezirksbeamten, an alte Zeiten. Das Schloß ist eine Schöpfung des Herzogs Christoph aus den Jahren 1550 bis 1568. Die Verzierungen des Hauptportales, namentlich das Laubwerk, die Löwenköpfe und das Drachenpaar, sollen von der zerstörten Kaiserburg der Hohenstaufen herrühren.

Die Stadt mit ihren breiten, von einem frischen Bach durchströmten Straßen ist noch verhältnismäßig jung. Nachdem die alte Stadt 1542 bis auf ein einziges Haus vollständig abgebrannt war und der große Brand von 1782 496 Häuser in Asche gelegt hatte, erstand unter allgemeiner Beihilfe des ganzen Landes die heutige Stadt mit ihren freundlichen Häusern und nahm infolge zahlreicher industrieller Anlagen raschen Fortgang zu blühendem Wohlstand. Der erste Anlaß zur Industrie war die wasserreiche Fils: neben den alten bestehenden Anlagen für Papierfabrikation, Färberei, Weberei und Gerberei sind in neuerer Zeit zahlreiche neue Fabriken entstanden. Die Stadt hat auch zwei Mineralquellen. Von den Touristen wird sie als Ausgangspunkt zu Ausflügen in die Schwäbische Alb und den Schwarzwald benutzt. Von Göppingen aus ist auch der bequemste Aufstieg zum Hohenstaufen.

Ausblick von der Schwäbischen Alb.

Von Wilhelm Hauff.

— — Der junge Mann suchte Zerstreuung in der lieblichen Aussicht, die sich noch bei weitem herrlicher seinen Augen öffnete, als ihn der Bauer etwa fünfzig Schritte höher geführt hatte. Sie standen auf einer Felsenecke, die einen schönen Ausläufer der Schwäbischen Alb begrenzte. Ein ungeheures Panorama breitete sich vor den erstaunten Blicken Georgs aus, so überraschend, von so lieblichem Schmelz der Farben, von so erhabener Schönheit, daß seine Blicke eine geraume Zeit wie entzückt daran hingen. Und wirklich, wer je mit reinem Sinn für Schönheiten der Natur, ohne himmelhohe Alpen, ohne Täler wie das Rheingau zu suchen, die Schwäbische Alb bestiegen hat, dem wird die Erinnerung eines solchen Anblickes zu den lieblichsten zählen.


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man denke sich eine Kette von Gebirgen, die von der weitesten Entfernung, dem Auge kaum erreichbar, durch alle Farben einer herrlichen Beleuchtung, vom sanften Grau, durch alle Nüancen von Blau, am Horizont sich hinzieht, bis das dunkle Grün der näherliegenden Berge mit seinem sanften Schmelz die Kette schließt. Auf diesen Gipfeln eines langen Gebirgsrückens erkennt das Auge Schlösser und Burgen ohne Zahl, die wie Wächter auf diese Höhen sich lagern und über das Land hinschauen. Jetzt sind ihre Türme zerfallen, ihre stattlichen Tore sind gebrochen, den tiefen Burggraben füllen Trümmer und Moos, und die Hallen, in welchen sonst laute Freude erscholl, sind verstummt; aber damals, als Georg auf dem Felsen von Beuren stand, ragten ihrer viele noch fest und herrlich; sie breiteten sich wie eine undurchbrochene Schar gewaltiger Männer zwischen den Heldengestalten von Staufen und Hohenzollern aus.

„Ein herrliches Land, dieses Württemberg!“ rief Georg, indem sein Auge von Hügel zu Hügel schweifte. „Wie kühn, wie erhaben diese Gipfel und Bergwände, diese Felsen und ihre Burgen! Und wenn ich mich dorthin wende gegen die Täler des Neckars, wie lieblich jene sanften Hügel, jene Berge mit Obst und Wein besetzt, jene fruchtbaren Täler mit Bächen und Flüssen, dazu ein milder Himmel und ein guter, kräftiger Schlag von Menschen!“

„Ja,“ fiel der Bauer ein, „es ist ein schönes Land; doch hier oben will es noch nicht viel sagen, aber was so unter Stuttgart ist, das wahre Unterland, Herr! Da ist es eine Freude, im Sommer oder im Herbst am Neckar hinab zu wandeln; wie da die Felder so schön und reich stehen, wie der Weinstock so dicht und grün die Berge überzieht, und wie Nachen und Flöße den Neckar hinauf und hinab fahren, wie die Leute so fröhlich an der Arbeit sind, und die schönen Mädchen singen wie die jungen Lerchen!“

„Wohl sind jene Täler an der Rems und dem Neckar schöner,“ entgegnete Georg, „aber auch dieses Tal zu unseren Füßen, auch diese Höhen um uns her haben eigenen, stillen Reiz. Wie heißen jene Burgen auf den Hügeln? Sprich, wie heißen jene fernen Berge?“

Der Bauer überblickte sinnend die Gegend und zeigte auf die hinterste Bergwand, die, dem Auge kaum noch sichtbar, aus den Nebeln ragte. „Dort hinten zwischen Morgen und Mittag, ist der Roßberg; in gleicher Richtung herwärts, jene vielen Felsenzacken, sind die Höhen von Urach. Dort, mehr gegen Abend, ist Achalm, nicht weit davon, doch könnt Ihr ihn hier nicht sehen, liegt der Felsen von Lichtenstein.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weiterhin, Ihr sehet doch jene scharfe Ecke, das ist die Teck; unsere Herzoge nennen sich Herzoge von Teck, es ist eine gute, feste Burg; wendet Eure Blicke hin zur Rechten, jener hohe steile Berg war einst die Wohnung berühmter Kaiser, es ist Hohenstaufen."

„Aber wie heißt jene Burg, die hier zunächst aus der Tiefe emporsteigt?" fragte der junge Mann; „sieh nur, wie sich die Sonne an ihren hellen, weißen Wänden spiegelt, wie ihre Zinnen in goldenen Duft zu tauchen scheinen, wie ihre Türme in rötlichem Lichte erglänzen."

„Das ist Neuffen, Herr! Auch eine starke Feste, die dem Bunde zu schaffen machen wird."

Die Sonne des kurzen, schönen Märztages begann während dieses Zwiegespräches der Wanderer hinabzusinken. Die Schatten des Abends rollten dunkle Schleier über das Gebirge und verhüllten dem Auge die ferneren Gipfel und Höhen. Der Mond kam bleich herauf und überschaute sein nächtliches Gebiet. Nur die hohen Mauern und Türme von Neuffen rötete die Sonne noch mit ihren letzten Strahlen, als sei dieser Felsen ihr Liebling, von welchem sie ungern scheide. Sie sank, auch diese Mauern hüllten sich in Dunkel, und durch die Wälder zog die Nachtluft, geheimnisvolle Grüße flüsternd, dem heller strahlenden Mond entgegen.

Aus: Lichtenstein. 1. Teil, 14. Kap.

Die Höhlen der Schwäbischen Alb.

Von Prof. Dr. Eberhard Fraas.



Es liegt ein eigentümlicher Reiz darin, in das Dunkel der Unterwelt einzudringen und in dem trüben Licht von Fackeln und Kerzen die geheimnisvollen Gänge der Tiefe der Erde zu durchwandern und die von der Natur geschaffenen Wunder zu erblicken. Unwillkürlich belebt die Phantasie die starren Gebilde der *Stalaktiten* und *Stalagmiten*, an denen wir bald bekannte Gesichter, bald das Profil von Ungeheuern zu erkennen glauben. Ganz einzig ist der Zauber, als erster in die gewissermaßen noch jungfräuliche Welt einzudringen, in der noch kein Ruß der Fackeln das glänzende Weiß getrübt und noch keine mutwillige Hand die zarten Zöpfchen und Röhrchen der junggebildeten Tropfsteine zerstört hat. Nicht minder groß ist aber auch der Reiz, als Forscher in den Höhlen Studien zu machen, sei es, daß wir der zarten, vielfach farblosen und blinden Tierwelt, wie z. B. den Flohkrebsen,



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geizen, sowie den höhlenbewohnenden Spinnen, Käfern und Schmetterlingen nachgehen, sei es, daß wir mit Spaten und Hacke die im Boden versteckten Reste aus längst vergangenen Zeiten wieder ans Tageslicht ziehen. Knochen und Zähne erzählen uns von den einstigen Bewohnern, den Höhlenbären, Hyänen und Löwen, und die meist noch roh geschlagenen Splitter von Feuersteinen oder zugespitzte Knochen beweisen uns, daß auch schon der Mensch diesen Tieren den Aufenthalt streitig machte und die Höhlen gelegentlich als Unterschlupf benützte.

Die Auswaschungen im Gestein, die zur Höhlenbildung führen, treten in erster Linie im Kalkgestein, und zwar besonders in dessen ungeschichteten, massigen Lagern auf. Derartiges Gestein findet sich im oberen Weißen Jura, und da dieser den größten Teil der Schwäbischen Alb zusammensetzt, so ist auch dies die Heimat unserer Höhlen. Das Wasser, das als Regen hier niederfällt, findet keinen Halt an der Oberfläche, sondern versinkt in dem durchlöcherten Gestein auf Klüften und Spalten, die allmählich zu Höhlen erweitert werden. Hunderte von solchen Hohlräumen mögen noch im Innern des Gebirges versteckt liegen, an der Oberfläche nur angedeutet durch die trichterartigen Einbrüche in Gestalt der sogenannten Erdfallen. Zahlreich sind aber auch die Punkte, wo die Höhlen an den Steilrändern der Täler angeschnitten sind und dem Menschen offenen Zugang gewähren. Der Besucher unserer Alb wird es gewiß nicht bereuen, seine Schritte gelegentlich auch nach einer Höhle zu lenken, in welcher ihm eine vollständig neue Welt entgegentritt.

Die herrlichen Felspartien des Oberen Donautales beherbergen natürlich auch zahlreiche Höhlen und Schlupfe, welche die Stimmung der Landschaft erhöhen, aber sich meistens weder durch besondere Größe noch durch Tropfsteinbildungen auszeichnen. Wer solche kennen lernen will, der muß schon in das Seitental der Lauchert bis zur Karlshöhle bei Erpfingen vordringen, die nicht nur durch ihre Tropfsteinbildungen, sondern ganz besonders auch durch die Fülle prähistorischer und historischer Funde interessant ist. Hunderte von Höhlenbärenknochen wurden hier dem Boden entnommen und können noch ausgegraben werden, vermischt mit menschlichen und tierischen Überresten aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und der Franzoseneinfälle stammend, wo die Höhle offenbar als Abfallgrube benutzt wurde.

Eine Perle der Höhlen im Donaugebiet bildet weiterhin die Friedrichshöhle, auch Wimsener Höhle genannt. Aus tiefer Höhle tritt hier die wasserreiche Aach aus, und es ist ein einzig-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

artiger, an den Karst erinnernder Genuß, auf schwankendem Kahn in kristallhellem Forellenwasser tief in das Innere des Berges einzufahren. Überaus lohnend ist die Tour von Zwiefaltendorf aus, wo man eine hübsche Tuffsteinhöhle besuchen kann, und weiter über Zwiefalten mit seiner schönen Kirche im Aachtal aufwärts zu wandern.

An klassische Punkte der Prähistorie gelangen wir bei Schelklingen, wo der Hohlefels sich öffnet, bekannt durch die Ausgrabungen von O. Fraas, der eine Fülle bearbeiteter Knochen und steinzeitlicher Instrumente aus der prächtigen Halle zutage förderte. Ihm gegenüber erhebt sich der Sirgenstein, in dessen Schlupf R. R. Schmidt 1907 wohl das schönste Profil vorzeitlicher Siedelungen bloßgelegt hat.

Im Gebiet der Brenz haben wir als besonders bekannte Höhlen die Bährenhöhle von Hohlenstein, aus der O. Fraas unglaubliche Mengen von Knochen von Höhlenbären ausgrub, daneben den Bockstein, gleichfalls bekannt durch die steinzeitliche Besiedelung. In der Charlottenhöhle bei Hürben finden wir nicht nur die längste, sondern auch wohl die schönste aller schwäbischen Höhlen. Über 500 m lang dringen wir von einer Halle zur anderen, und der elektrischen Beleuchtung verdanken wir es, daß die herrlichen Tropfsteingebilde nahezu in ihrer alten Schönheit bewahrt geblieben sind.

Am Nordabfall der Schwäbischen Alb haben wir zunächst im Gebiete des Lichtensteines die Olgahöhle von Honau, eine Tuffsteinhöhle, die durch die Auswaschungen eines alten Echazlaufes gebildet wurde. Hinter dem Schlößchen Lichtenstein aber, auf der Höhe der Schwäbischen Alb, befindet sich die Nebelhöhle, bekannt durch die Schilderungen von Wilhelm Hauff, der in ihr seinen „Geächteten“ Unterschlupf finden läßt. Wohl ist die Höhle mächtig groß und interessant in ihren Formen, aber leider hat sie durch den zahlreichen Besuch mit Fackeln eine schwärzliche Färbung angenommen, und auch von der einstigen Tropfsteinpracht ist nicht mehr viel zu finden. Wer aber am Pfingstmontag in diese Gegend kommt, der findet dort ein Volksfest eigener Art vor der Höhle, wo sich alt und jung in fröhlichem Kreise tummelt.

Besonders lockend und interessant gestaltet sich eine Höhlenpartie in der Umgebung von Urach und Kirchheim u. T. Wir stehen hier in dem Gebiete, das vielen durch Weinlands treffliche Erzählung „Rulaman“ bekannt geworden ist, der uns ein lebensfrisches Bild von dem Leben und Treiben der alten Höhlenbewohner vor Augen führt. Schon in der nächsten Umgebung des lieblichen Urach fehlt es nicht an



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Höhlen, die aber, wie die Höllenlöcher, nur mühsam und schwer zugänglich sind. Wir wenden unsere Schritte albaufwärts gegen Grabenstetten und kommen dort zu dem hohen Portal der Falkensteiner Höhle. Viele hundert Meter führt hier der enge Felsenspalt in das Innere des Berges, bis wir schließlich durch Wasser und eine seeartige Erweiterung aufgehalten werden. Steigen wir vollends zum Plateau empor und überqueren die dort sehr schmale und durch gallische Befestigungen (Heidengräben) geschützte Alb, so kommen wir herunter in das wilde Felsental der Schlattstaller Lauter. Im Tale mündet das Goldloch, eine zwar für den Geologen recht interessante Höhle im unteren Weißen Jura, die aber touristisch nichts Besonderes bietet. Um so reichlicher werden wir belohnt, wenn wir jenseits von Gutenberg, wo wir ein kleines Höhlenmuseum mit den aus den dortigen Höhlen entnommenen Knochen und Kristallen vorfinden, wieder ansteigen. An wildromantischer Felsenwand öffnet sich die Gußmannshöhle und das Heppenloch, beide Sehenswürdigkeiten, insbesondere wegen ihrer prächtigen und wohlerhaltenen Tropfsteinbildungen. Auch das Heppenloch war eine Fundgrube von Knochen und Zähnen aller Art, die in der vorderen Halle der Höhle zu einer förmlichen Knochenbreccie zusammengebacken waren. Noch wäre in jener Gegend zu erwähnen die Sybillenhöhle, dicht unterhalb der Ruinen der Teck, eine alter Bärenschlupf, der eine Menge Material von Höhlenbären, Hyänen und insbesondere riesenstarken Löwen geliefert hat.

Der geologische Aufbau bringt es mit sich, daß in der Fortsetzung der Schwäbischen Alb die Höhlen zurücktreten, und nur am Rosenstein bei Heubach finden wir wieder solche in größerer Anzahl, wobei besonders auf den mächtigen Felsendurchbruch der Scheuer hinzuweisen ist, von der aus wir einen prächtigen Ausblick nach dem Remstal und den Höhen des Welzheimer Waldes genießen.

Aus: Schwabenland im Reiseverkehr.
(Stuttgart, Fremdenverkehrsverband.)

Schwäbische Burgen der Hohenstaufenzeit.

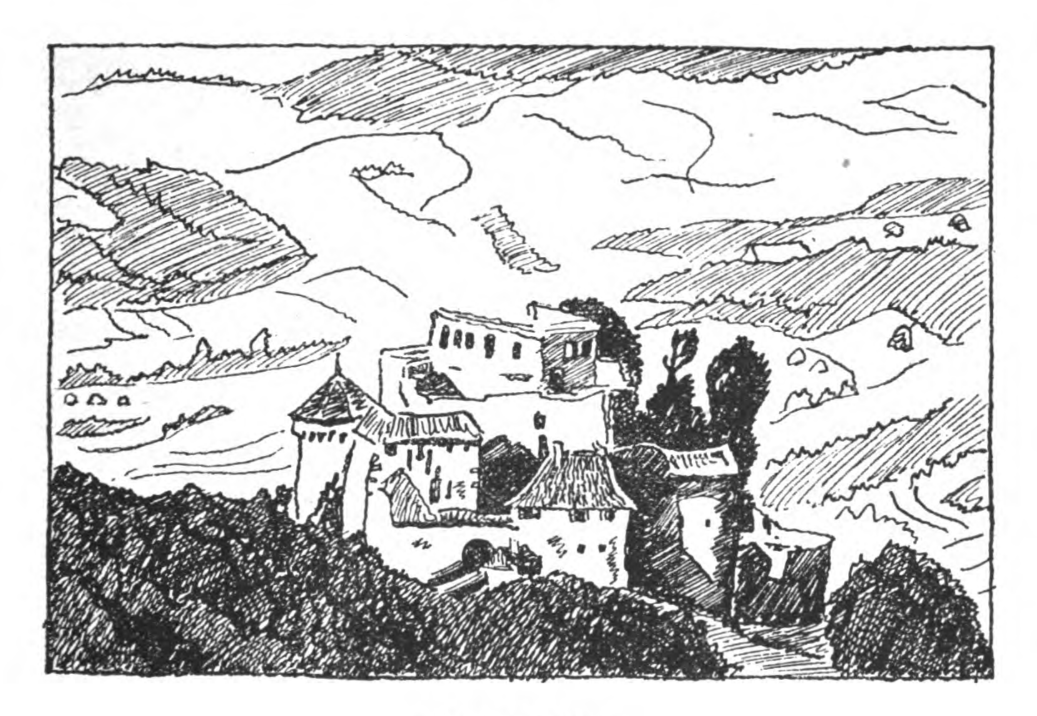
Von Gustav Schwab.

Ich lieg' auf weichem Bette,
Auf moos'gem Eichengrund,
Und vor mir Kett' auf Kette
Du festes Alpenrund!

Ich sing', ich darf es wagen,
Es muß ein Lied entsteh'n,
Ich brauche nur zu sagen,
Was ich ringsum geseh'n.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Burg Rechberg.

Ganz ferne dort zur Linken,
In ros'gem Abendschein,
Seh' ich ihn duftig winken,
Den hohen Rosenstein.

Gesang! vorüberschwelle
An seiner Felsenkluft,
Mit leuchtender Kapelle
Der fromme Rechberg ruft.

Ich spend' ihm ein Gebete;
Bereitet und erbaut,
So schau' ich nach der Stätte,
Wo Hohenstaufen graut.

Von Klängen und von Bildern
Wird mir da mächtig bang,
Man sänge sie zu schildern
Wohl ein Jahrhundert lang.

Wer forscht nach Staufens Preise,
Mag zu den Trümmern geh'n,
Dort wird mit Geisterweise
Ihn ew'ges Lied umweh'n.

Vorüber nun an Bergen,
Durch manche Namen groß,
Die, ein Gefolg von Särgen,
Umlagern dieses Schloß.

Durch Höh'n und Täler flüchtig,
Bis zu dem scharfen Eck:
Dort aber steht gewichtig
Die herzogliche Teck.

Mit Felsen und mit Höhlen
Treibt Abendlicht sein Spiel,
Zu schau'n und zu erzählen
Gibt's hier des Ernsten viel.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man hat dich lassen schleifen,
Vergess'ner Waffensaal!
Wie neu erbaut, o Neuffen,
Glänzst du im Sonnenstrahl.

Und süß tönt's, wie die Zither,
Aus deiner Hallen Grund! —
Dort sang dein edler Ritter [1])
Von Liebchens rotem Mund.

Aus der Gebirge Kerkern
Schaut Urach ernst herab,
Mit den zerstörten Werkern,
Mit seines Dichters [2]) Grab.

Wie schmiegt der Bäume Wipfel,
Wie Rebe sich und Halm
Um deinen schlanken Gipfel,
Du herrliches Achalm! —

Dort, wo die Eichen sprossen,
Wo Heidenmäler steh'n,
Von Farren und von Rossen [3])
Noch sprechen jene Höh'n.

Doch Blick und Lied in vollern,
In schnellern Bahnen zieht!
Das ist ja Hohenzollern,
Was noch so innig glüht.

Der Staufen ist gesunken
In abendliche Nacht,
Du aber stehst noch trunken
Von königlicher Pracht!

Und höher, höher ziehet
Der Sonne letzter Strahl,
Bis er auch dir entfliehet,
Und deine Stirn' ist fahl.

Und Duft und Nebel füllet,
Was rings von Bergen steht,
Und Herz und Lied sich hüllet
In schweigendes Gebet.

Aus: Die Schwäbische Alb (1815).

Maiengang auf der Alb.

Von Hans Reyhing.



Der Unterländer Frühling wurde diesmal mit tausend Wunden geboren. Die lauen Lüfte hatten ihn so mild und wonniglich umschmeichelt wie das Lächeln eines Mägdleins den erwachenden Jüngling, daß es ihm in allen Adern vor Lebensfreude quoll. Da mochte er nach dem Kalender samt seinen Wetterheiligen und nach allen Weltweisen nicht mehr fragen; und er streckte sein verwegenes Gesicht, das noch im letzten Flaum der Winterwolle lag, kecklich in die Welt hinaus, in den blinkenden Märzenstaub und zur verheißungsvollen Märzensonne. Aber der tückische April steckte die Wetterfahne um und blies eisig aus allen Backen, daß der junge Frühling in jähem Schreck zusammen-

[1]) Gottfried v. Neuffen, der Minnesänger.
[2]) Nikodemus Frischlin. [3]) Farrenberg und Roßberg.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schauerte. Bei Tage riß er die Schneefetzen vom grauwolkigen Himmel, und zur Nacht blies er den Himmel zu einer grausamen, kältezitternden Klarheit aus. Die gebar den Frost .... Da war es aus mit der jungen Pracht ... Entsetzt blickten die Menschen dem Geschändeten ins blatternarbige Gesicht, aus dem sie ehedem soviel Hoffnung herausgelesen hatten.

In jenen unglücksbangen Tagen, da der Frost würgend durch die Fluren des Unterlandes kroch, steckte der Frühling auf der Alb noch tief in warmen Hüllen. Als es aber anfing zu maien, schlüpfte er langsam heraus.

Das war eine ruhige, klare Freude, wie es immer auf der Alb ist, wenn der Mai erwacht. Es ist, als ob eine linde, warme Hand in feierlich segnender Bedachtsamkeit über die Fluren hinstriche und ein mildes Auge darüber lächelte.

Der Buchenwald im ersten, zarten Grün! Das ist eines der schönsten, liebsten Wunder. Da steht er, wie eben aus Gottes schützender Hand herausgewickelt und in die Frühlingssonne hineingehoben. — Das wollte, nein, das mußte ich wieder einmal sehen.

Mit der Eisenbahn fahre ich das stille, bescheidene Schmiechental herauf, wo liebenswürdige Behaglichkeit und friedliche Feierabendstimmung auch am hellen Mittag beschaulich an den Talwänden lehnt, wo sich jede Minute lächelnd besinnt, ob sie der anderen auch Platz machen wolle, wo aber die Welt- und Warenreisenden, wenn sie das Schicksal auf diese Bahn verschlagen, ein unheilbares Nervenleiden befällt. Wie vergiftete Ratten rennen sie an den Wagenwänden hinauf und fluchen die unschuldigen Berge an. Und der Zug? Der läßt sich nicht aus dem Kurs bringen. In bestimmter, würdiger, aber gemessener Eile kriecht er das schmale Wiesental hinauf.

Ich blinzle behaglich zum Fenster hinaus in die butterweiche Frühlingssonne hinein und nach dem Bächlein, das sich in sanften, endlosen Schlingen still und verträumt durch das Tal windet. — Auf den vielen Fahrten talauf, talab ist mir jedes Häuslein ein bekanntes geworden, samt den von der Sonne vergessenen Waldecken, auf denen der Mai noch Schnee leckt, und jenen offenen Lichtungen, wo Sommers hinter den leuchtenden Siedlungen von Johanniskraut und gelbem Fingerhut die hohen, üppigen Büsche des Weidenröschens in starken Feuern lodern. Das ganze Tal kenne ich. In alter Freundschaft will ich alles wieder grüßen. Und wie die zarte Blutwelle frischen Lebens von einem Talhang zum anderen getragen wird, das möchte ich im Vorbeifahren sehen, und dazu braucht man Zeit ....

Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Münsingen! Ich steige aus und nehme den Weg unter die Füße, Marbach zu. Die Landschaft, die erst vor mir und nach einer Wegbiegung zu meiner Rechten liegt, hat einen großen Zug. Drüben führt der breitklotzige Hungerberg in hochgelegenem Sattelbogen zum kargen Hochberg und weiter zum Eisenrüttel hinüber, dessen starke Bewaldung schöne, jungbelaubte Schöpfe trägt. Auf der flachen Schulter des linken Höhenzuges zieht sich meine Straße hin. Zwischen beiden Kämmen ist eine weitgewellte Mulde, die sich bald zu einem Tal verengt und in den mittelhohen Hügelgruppen verliert, die zwischen beiden Bergzügen lagern. Groß stehen im Hintergrund die Berge der Lichtensteingegend. Das Auge ruht glücklich auf den ruhigen Wellen der Landschaft, die, einem strengen Rahmen gleich, von den ernsten Bergkuppen umstanden ist. Das sind die vertrauten, starken Linien der Albhochfläche, wo hinter jedem Hügel ein stilles Sonntagswunder schlummert. Und das rings um mich her ist Heimaterde!...

Bei diesem Gedanken wird mein Herz so warm und froh, Heimatglöcklein läuten überall. Und in ihrem Feierklingen keimt der Frühling noch einmal so licht. Frühling und Heimat! Das gibt einen guten Klang. Das ist wie eines Mädchens Morgenlied, in dem die Liebe erwacht.

Ich grüße dich, Heimatfrühling!

Auf den Hangwiesen blühen leuchtend die gelben Schlüsselblumen. Wie blaue, dunkelnde Schattenstreifen ziehen sich weithin die Siedelungen der glöckleinbehangenen Traubenhyazinthe. Die Wiesen glänzen von Saft und Kraft. Auf den Äckern liegt der grüne, weiche Flaum der keimenden Saat. Im leisen Spiel des Windes wiegen sich die Köpflein hin und her, nicken die Schlüsselblumen, schwingen die Glöcklein der Hyazinthen, und die blauen Schatten ihrer reichbestandenen Kolonien fliehen in metallisch blinkendem Wellenspiel über die Wiesen hin. Meine Freude schwimmt mit, beglückt das Frühlingsland liebkosend, wie eines Kindes streichelnde Hand über einen reichen Teppich fährt.

Währenddem gewinne ich die Höhe. In feiertäglicher Ruhe liegt ein Hof vor mir, die Fauserhöhe. Er ist von Obstbäumen umhegt, die noch auf den Frühling warten. Daneben sind Frauen emsig an der Arbeit, einem triebigen Klee das gebleichte und zermürbte Stroh des Winterdunges abzukämmen. Hinter ihren Rechen leuchtet es in vollsaftigem Grün. Die Blicke der Arbeitenden hängen mit Wohlgefallen an dem drängenden, sprossenden Leben ringsumher, Frühlingshoffnungen, aus denen die schönsten Sommerfreuden erblühen können.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Leute sind aber wortkarg, wenn man sie darüber befragen will, als befürchten sie, durch waghalsige, anspruchsvolle Worte den Neid einer verborgenen Macht zu erregen.

„Das ist doch eine Pracht, wie alles kommt und wächst dieses Jahr!" rufe ich ihnen zu. — „Es kann noch viel darüber kommen," ist die verhaltene Antwort.

Daran mag ich nicht denken. Mich rufen die blühenden Wildkirschenbäume am Wege, hohe, verwitterte Gestalten. Ihre Stämme und Äste sind von Moos- und Flechtenkrusten umwuchert wie von Schrunden und Mälern schwerer Zeiten. Es sind altersgraue Riesen, aber reich beladen mit frischem, reinem Blütenschnee ... ein fröhliches, gesundes Alter, das von einem ewigen Jugendtraum umsponnen ist.

Den Wiesenrand daneben säumt ein dichter Hag blühender Schlehenbüsche, dieser reizvolle Schmuck am Frühlingsstaate der Alb, wie frische Sträußer an ihren Busen gesteckt. In verschwenderischer Fülle knospen und blühen sie, so duftig und appetitlich, daß die schlanken Fohlen, die sich dort auf der Wiese tummeln, lüstern daran knuspern. Jetzt feuern sie aber mit gleichen Beinen hinaus und galoppieren, vom Frühling berauscht, über die Wiese hin.

Ich bin zum Wald gekommen, zum knospenden Frühlingswald. Ihm gilt mein Maiengang. Noch ist sein Laubdach nicht gewoben. Auf den langen Gassen, zwischen den schlanken Buchen, liegen noch die weißglänzenden Sonnenpflaster; aber die Baumkronen tragen überall schon den zarten Anflug lichtgrünen Laubes wie einen bräutlichen Schmuck. Droben am östlichen Himmel hängen maste Wolken, mit brüteschwerer Wärme beladen. Es ist ein Maiensegen, der über dem großen, atemverhaltenen Hoffen und Werden steht, dem Wunder eines neuen Schöpfungstages.

Tief aus dem Walde kommen junge Vogellieder. Die Sänger sind eben erst aufgestanden, in den Augen noch das morgenfrische Verwundern, das sich glückverworren und gläubig in all dem Laub und Licht und in dem duftigen Schimmer, der noch durch die Bäume glänzt, gefangen hat. Es ist, als müßte der ganze Wald in einem trunkenen Frühlingslied zusammenklingen, als müßten alle Lebensbrunnen quillen und Erd und Himmel in einem Segensstrom zusammenfließen.

Ich grüße dich, du Frühling auf meiner Heimatalb! Es ist Mai, und alle seine Farben und Lieder, seine Wunderkräfte und Liebeszeichen seien dir in den Schoß gesegnet.

Aus: Von schwäbischer Scholle, 1914. Heilbronn 1913, Eugen Salzer.

Digitized by Google



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwäbisches Abendbild.

Von Gerd Friedmar Godesberg.

Mählich schwindend, still zur Rüste
Geht der holde Sommertag,
Träume gold'ne Träume, Wandrer,
Auf des Berges grünem Hag.

Wenn der Sonne Scheidestrahlen
Spielen um den Felsengrat,
Wenn aus dämmerblauer Ferne
Schweigend schon der Abend naht.

Über grüne Waldeslehnen
Legt er mattrot gold'nen Schein,
Bleicher Sterbeglanz des Tages
Ruht auf starrem Felsgestein.

Hohe Tannen, schwarz bemäntelt,
Steh'n im finsteren Verhau,
Hochgegiebelt strebt zum Himmel
Grauer Felsen Riesenbau.

In des Brühlbachs Spiegelfluten
Stürzt vom Grat der Wasserfall,
Hoch von Burgfels tönet Antwort
Seiner Stimme Widerhall.

Hohenurachs Mauern ragen
Silbergrau zum Himmelszelt,
Dunkle Abendschatten jagen
Durch der Feste Trümmerfeld.

Nebelgrau in weiter Ferne
Geisterhaft der Neuffen steht,
Wenn der Tag, gen Westen scheidend,
Übers steile Bergjoch geht.

Dunkelblauer Dämm'rung Schatten
Heben sich aus tiefem Tal,
Fern im Osten glänzt am Himmel
Schon des Halbmonds matter Strahl.

Träume gold'ne Träume, Wandrer,
Auf des Berges grünem Hag,
Mählich schwindend, still zur Rüste
Geht der holde Sommertag.

Aus: Blätter des Schwäbischen Albvereins.

Die Teck.

Von Friedrich Hölderlin.

Ach! so hab' ich noch die Traubenhügel erstiegen,
Ehe der leuchtende Strahl an der güldenen Ferne hinabsinkt.
Und wie wohl ist mir! Ich streck' im stolzen Gefühle —
Als umschlänge mein Arm das Unendliche — auf zu den Wolken
Meine gefalteten Hände, zu danken im edlen Gefühle —
Daß er ein Herz mir gab, dem Schaffer der edlen Gefühle,
Mich mit den Frohen zu freuen, zu schauen den herbstlichen Jubel.
Wie sie die köstliche Traube mit heiter staunendem Blicke

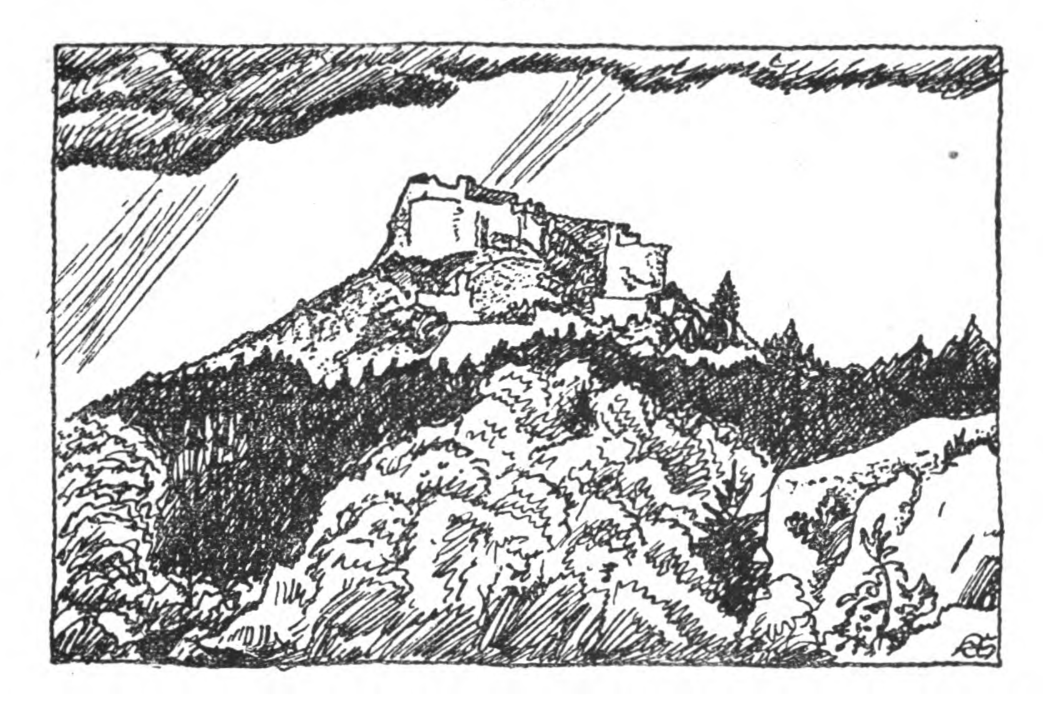

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Über sich halten, und lange noch zaudern, die glänzende Beere
In des Kelterers Hände zu geben! — wie der gerührte
Silberlockigte Greis an der abgeernteten Rebe
Königlich froh zum herbstlichen Mahle sich setzt mit den Kleinen,
O! und zu ihnen spricht aus der Fülle des dankenden Herzens:
Kinder! Am Segen des Herrn ist alles, alles gelegen. — —
Mich mit den Frohen zu freuen, zu schauen den herbstlichen Jubel,
War ich herauf von den Hütten der gastlichen Freundschaft gegangen.
Aber siehe! allmächtig reißen mich hin in ernste Bewundrung
Gegenüber die waldigten Riesengebirge. — Laß mich vergessen,
Laß mich deine Lust, du faltigte Rebe, vergessen,
Daß ich mit voller Seele sie schaue, die Riesengebirge!
Ha! wie jenes so königlich über die Brüder emporragt!
Teck ist sein Name. Da klangen einst Harnische, Schwerter ertönten,
Eisern waren und groß und bieder seine Bewohner.
Mit dem kommenden Tag stand über den moosigten Mauern,
In der ehernen Rüstung, der Fürst, sein Gebirge zu schauen.
„Mein dies Riesengebirge — so stolz — so königlich herrlich —?“
Sprach er mit ernsterer Stirne, mit hohem, denkendem Auge —
„Mein die trotzenden Felsen? Die tausendjährigen Eichen?
Ha! und ich? — und ich? — Bald wäre mein Harnisch gerostet.
O! der Schande! mein Harnisch gerostet in diesem Gebirge.
Aber ich schwör' — ich schwör', ich meide mein Riesengebirge,
Fliehe mein Weib, verlasse das blaue redliche Auge,
Bis ich dreimal gesiegt, verlaß ich das stolze Gebirge.
Unerträglich! stärker als ich, die trotzenden Felsen,
Ewiger, als mein Name, die tausendjährigen Eichen!
Bis ich dreimal gesiegt, verlaß ich das stolze Gebirge.“
Und er ging und schlug, der feurige Fürst des Gebirges.
Ja! so erheben die Seele, so reißen sie sie in Bewundrung,
Diese felsigten Mitternachtswälder, so allerschütternd
Ist sie, die Stunde, da ganz es fühlen dem Herzen vergönnt ist. —
Bringet ihn her, den frechen Spötter der heilsamen Wahrheit,
O! und kommet die Stunde, wie wird er staunen und sprechen:
Wahrlich! ein Gott, ein Gott hat dieses Gebirge geschaffen.
Bringet sie her, des Auslands häßlich gekünstelte Affen,
Bringet sie her, die hirnlos hüpfenden Puppen, zu schauen
Dieses Riesengebirge so einfach schön, so erhaben;
O, und kommet die Stunde, wie werden die Knaben erröten,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß sie Gottes herrlichstes Werk so elend verzerren. —
Bringet sie her, der deutschen Biedersitte Verächter,
Übernachtet mit ihnen, wo Moder und Disteln die grauen
Trümmer der fürstlichen Mauern, der stolzen Pforten bedecken.
Wo der Eule Geheul und des Uhus Totengewimmer
Ihnen entgegenruft aus schwarzen, sumpfigten Höhlen.
Wehe! wehe! so flüstern im Sturme die Geister der Vorzeit,
Ausgetilget aus Suevia redliche biedere Sitte!
Ritterwort und Rittergruß und traulicher Handschlag! —
Laßt euch mahnen, Suevias Söhne! die Trümmer der Vorzeit!
Laßt sie euch mahnen! Einst standen sie hoch, die gefallenen Trümmer,
Aber ausgetilget ward der trauliche Handschlag,
Ausgetilget das eiserne Wort, da sanken sie gerne,
Gerne hin in den Staub, zu beweinen Suevias Söhne.
Laßt sie euch mahnen, Suevias Söhne! die Trümmer der Vorzeit!
Beben werden sie dann, der Biedersitte Verächter,
Und noch lange sie seufzen — die fallverkündenden Worte —:
Ausgetilget aus Suevia redliche biedere Sitte!
Aber nein! nicht ausgetilget ist biedere Sitte,
Nicht ganz ausgetilget aus Suevias friedlichen Landen — —
O mein Tal! mein Teck benachbartes Tal! — ich verlasse
Mein Gebirge, zu schauen im Tale die Hütten der Freundschaft,
Wie sie, von Linden umkränzt, bescheiden die rauchenden Dächer
Aus den Fluren erheben, die Hütten der biederen Freundschaft.
O ihr, die ihr fern und nahe mich liebet, Geliebte!
Wär't ihr um mich, ich drückte so warm euch die Hände, Geliebte!
Jetzt, o! jetzt über all den Lieblichkeiten des Abends.
Schellend kehren zurück von schattigten Triften die Herden,
Und fürs dritte Gras der Wiesen, im Herbste noch fruchtbar
Schneidend, geklopfet ertönt des Mähers blinkende Sense.
Traulich summen benachbarte Abendglocken zusammen,
Und es spielet der fröhliche Junge dem lauschenden Mädchen
Zwischen den Lippen mit Birnbaumblättern ein scherzendes Liedchen.
Hütten der Freundschaft, der Segen des Herrn sei über euch allen!
Aber indessen hat mein hehres Riesengebirge
Sein gepriesenes Haupt in nächtliche Nebel verhüllet,
Und ich kehre zurück in die Hütten der biederen Freundschaft.

Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Hohenneuffen.

Von H. Frölich.

Die großartigsten, umfangreichsten und kühnsten aller Burgruinen, welche in weiter Ferne sichtbar den schwäbischen Albkranz schmücken, sind unbestritten die Trümmer der Feste Hohenneuffen, im Neuffenertale und oberhalb dem Städtchen Neuffen gelegen. Der Fuß des Berges ist mit Weingärten angepflanzt, die ihrer günstigen Lage wegen, trotz des etwas rauhen Klimas, ein vorzügliches Gewächs liefern. Höher hinauf bedeckt die steilen Bergwände zu beiden Seiten ein herrlicher Laubwald, aus dem die Ruinen wie eine Krone hervorragen. Unvergleichlich schön ist der Anblick, wenn die Bergspitze mit ihren dem Marmor ähnlichen Trümmern von der Sonne beleuchtet wird. Der höchste Punkt der Burg liegt 743 m über dem Meere. Der ganze Bergkegel, den die Feste krönt, wurde durch eine künstlich vertiefte Einsattelung von dem Gebirge getrennt. Der zur rechten Seite der Burg befindliche Weg hatte an verschiedenen noch jetzt erkennbaren Stellen Zugbrücken; zur linken Seite befinden sich die Eingänge zu drei Vorwerken. Letztere, in denen sich Gewölbe und ein Turm befinden, trugen einst die Namen württembergischer Fürsten. Unter einer großen Bastion geht ein gewölbter Gang durch, der den Weg weiter führt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach Überschreitung dieser Partie kommt man, links sich haltend, um einen gewaltigen runden Eckturm, dessen Fundament in Felsen gehauen ist. Über die Stelle, wo ehemals eine steinerne Brücke führte, geht jetzt ein Steg mit Schranken auf die Höhe eines anderen gewaltigen Eckturmes. An der Stelle, wo über diesen Weg an den Ruinen ein neues Mauerstück gesetzt ist, überragte die Wohnung der Offiziere die Brücke. Von dem Rondell des letztgenannten Turmes führt eine Pforte in das Innere der Festung. Über und zu beiden Seiten dieser Pforte befand sich die Kaserne für die Besatzung; diese Kaserne ließ in diesem Raume nur einen kleinen Hof übrig. Am östlichen Ende der Kaserne war die Kirche, deren Orgel auf dem Rathause in Neuffen und deren Glocke in dem benachbarten Weiler Tischardt sich befindet. Die Gewölbe, die man in diesen Ruinen erblickt, waren unmittelbar unter der Kaserne angebracht. Verläßt man diesen Raum und steigt nach rechts weiter empor, so gelangt man in den oberen sehr geräumigen Schloßhof. Über dem Eingang und weiter nach rechts war die Wohnung des Kommandanten. Neben dieser Lokalität und gegen Westen, da, wo sich zwischen den Ruinen noch die hohen Giebel befinden, war das Zeughaus, unter dem sich ein noch gut erhaltener Keller befindet. An das Zeughaus reihen sich links und etwas höher gelegen zwei Burgverließe an; das Volk bezeichnet eines davon als dasjenige, in welchem der Jude Süß Oppenheimer gesessen hat. Dasselbe hat oben in seinem Gewölbe eine viereckige vergitterte Öffnung. Die von der Mauer freie westliche Seite des oberen Schloßhofes bildet eine Terrasse, die von einer Art Erker aus einen prachtvollen Ausblick gewährt. Eine kleine Brücke, die noch steht, führte vom östlichen Teile des Schloßhofes in den Garten des Kommandanten. Rechts von dieser Brücke, innerhalb des oberen Hofes und neben der Kommandantenwohnung, befand sich das Staatsgefängnis; an diesen reihten sich im Halbkreise Magazine, Werkstätten und Stallungen an. Der vordere Teil des ziemlich großen Gartens des Kommandanten bietet als höchster Punkt der Festung eine herrliche Rundschau dar. Die weiteren Räumlichkeiten, wie Türme, Gänge, Umfassungsmauern usw., dienten zu Kriegszwecken.

Vor der Erfindung des Schießpulvers nahm die Burg wohl nur den Raum ein, den das Felsenplateau darbietet. Der Eingang in diese alte Burg fand wahrscheinlich von Süden aus über eine Zugbrücke statt, die in den südöstlichen Turm führte. Dieser zeigt noch heute in ziemlicher Höhe, einer Felsenerhöhung gegenüber, ein jetzt zugemauertes Tor. Im übrigen stammen die Werke von den Herzogen Ulrich, Christoph


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Karl Alexander her, welch letzterer durch den Ingenieur Herbort noch eine Befestigung unternommen hatte. 1802 wurden die Festungswerke abgetragen. Der letzte Kommandant war ein Freiherr v. Stetten; der Inhalt des Zeughauses, die Geschütze, die Munition usw., wurde in das Arsenal nach Ludwigsburg abgeführt.

Zur Zeit der Baumblüte und im Sommer ziehen oft schon vor Sonnenaufgang ganze Scharen den Berg hinan, um an dem Aufgang der Sonne auf dieser Höhe bei klarem Himmel sich zu erquicken. Im Osten bietet das weite Albplateau, namentlich in seinem Frühlingsschmuck, mit den vielen frischen, grünen Feldern, Wiesen und Wäldern den lieblichsten Anblick dar. Rechts gegen Osten erhebt sich die Teck, etwas ferner schaut der Hohenstaufen mit dem Rechberg herüber, vom Neckartal glänzt die Kapelle auf dem Rotenberg herauf; die Schlösser Solitüde, Hohenheim, der Asperg und eine Unzahl Dörfer und Städte liegen in gewaltigem Halbkreis vor den Augen, der dann im Westen von dem Schwarzwald eingerahmt wird. Links, mehr südlich, steht die Achalm, hinter ihr, etwas verdeckt durch die Vorberge, der Zollern, und bei klarem Himmel zeigen sich sogar die Schweizer Alpen.

Die erste Belagerung der einstigen Feste Hohenneuffen geschah 1311 im Auftrag des Kaisers durch Konrad von Weinsberg, der sie noch 1301 als eigen besessen, aber um 7000 Pfund Heller an Graf Eberhard den Erlauchten verkauft hatte. Nur die Stadt Neuffen, aber nicht die Feste, konnte jedoch Konrad erobern. Als die Grafen von Württemberg 1361 das Land teilten, erhielt der ritterliche Graf Eberhard der Rauschebart die Burg Hohenneuffen zur Residenz, auf der er allerdings nicht lange Ruhe hatte. Bei einer späteren Teilung, die aber Eberhard im Bart wieder aufhob, hatte Neuffen die Bestimmung, seinen Namen einer Hälfte des Landes zu geben, denn es zerfiel in Württemberg-Neuffen und in Württemberg-Urach. Unter Herzog Eberhard II. wurde Hohenneuffen zum erstenmal der Verwahrungsort eines Staatsgefangenen; Holzinger, des Herzogs schlimmer Ratgeber und Kanzler, wurde 1498 auf Neuffen in Haft gelegt. Ihm folgte bald im Jahre 1512 ein geistlicher Würdenträger, der Abt Georg Fischer (Piscator) von Zwiefalten. Dieser wollte sich dem württembergischen Schutz und Schirm entziehen, weshalb ihn Herzog Ulrich auf Hohenneuffen setzen ließ. Der Vogt und Forstmeister Belz, ein Schwager des berüchtigten Kanzlers Lamparter, starb im Turme auf Neuffen, weil Herzog Ulrich ihn beschuldigte, in den Händeln wegen des Mordes an Hutten gegen ihn gewesen zu sein. Konrad Breuning, Vogt zu Tübingen, saß gleich-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

falls im Kerker auf Hohenneuffen; er mußte dort wegen angeblichen Hochverrates die Folter überstehen und wurde später in Stuttgart enthauptet. Nach der Vertreibung Ulrichs wurde Hohenneuffen 1519 durch den schwäbischen Bund eingenommen. Ulrichs Gemahlin Sabina wählte 1520 ihren Sitz auf Neuffen und fand während den Schrecken des Bauernkrieges hinter seinen Mauern Schutz und Sicherheit. Als Ulrich nach der Schlacht bei Lauffen 1534 sein Land wieder eroberte, ergab sich Hohenneuffen mit seinem Kommandanten Berthold v. Schilling alsbald. Ulrich befestigte dann die ihm so wichtig scheinende Burg sehr gut und baute die gewaltigen Ecktürme. 1609 kam wieder ein wichtiger Gefangener auf Hohenneuffen; es war Matthias Enzlin, der württembergische Kanzler. Von hier wurde er nach Hohenurach gebracht, wo bald sein Haupt unter dem Schwerte fiel.

Im Dreißigjährigen Kriege verteidigte die Burg der Hauptmann Schnurm gegen General Gallas mit ungeheurer Ausdauer, und die Witwe des Herzogs Ludwig fand unter ihm Schutz gegen die Greuel der kroatischen Scharen. Nur durch Aushungern konnte die Feste 1635 bezwungen werden; im westfälischen Frieden wurde sie jedoch Württemberg zurückgegeben. Nach dem Dreißigjährigen Kriege hatte Neuffen keinen feindlichen Stoß mehr auszuhalten. Doch wurde es 1733 von Herzog Karl Alexander von Württemberg aufs neue befestigt. Die Werke, welche die Feste gegen die Alb hin verteidigen sollten, sind besonders aus dieser Zeit. Der Herzog nahm 1734 auch persönlich Einsicht von den Bauten, und drei Jahre darauf, nach seinem Tode, mußte sein sauberer Finanzrat, der Jude Süß, in den Kerker nach Hohenneuffen wandern. Seine Haft daselbst dauerte jedoch nur einige Wochen, dann kam er auf den Hohenasperg und alsdann nach Stuttgart an den eisernen Galgen.

Auch während der Regierung des Herzogs Karl bargen die Kerker Hohenneuffens viele Männer der hervorragendsten Stellungen im Staate, namentlich von patriotischen Gesinnungen. Im Jahre 1795 hatte die Feste zwar noch Dach und Fach, bot aber einen armseligen Anblick dar, denn nur neun Invaliden bildeten die ganze Besatzung. Als nun um jene Zeit der Kommandant der Festung dem Herzog Ludwig Eugen die Meldung machte: „Auf Höchstdero Festung Neuffen ist nichts Neues vorgefallen,“ lachte der Herzog: „Ich bin froh, wenn nichts Altes eingefallen ist!“ Der Herzog wendete sich indessen an die Landstände, und im Drange der damaligen Zeiten wurde die Schleifung der Feste beschlossen und ihr Abbruch zu Anfang des 19. Jahrhunderts vollzogen.

Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Auf der herrlichen Höhe des Hohenneuffen war einst das angesehene Geschlecht der Herren von Neuffen (Neifen) zu Hause, das bei seinem ersten Bekanntwerden mit dem Uracher Grafenhaus nahe verwandt erscheint. Der älteste bekannte Herr von Neuffen ist Graf Mangold von Sulmentingen, der mit der Gräfin Mechthilde von Urach die Burg und Zubehör als Mitgift erlangte und sich von da an Graf von Neuffen schrieb; er starb 1086. Von 1198 an sind die Grafen nacheinander unzertrennliche Freunde und Kriegsgefährten der Hohenstaufen, besonders Friedrichs II. und Philipps. Auch bei Heinrich VI. erscheint ein Albert von Neuffen mit wichtigen Aufträgen betraut. Der zweite Sohn eines Heinrich von Neuffen war Gottfried, ein berühmter Minnesänger[1]). Im Jahre 1254 erlangte die Familie Marstetten und 1326 Graisbach, aber auch letztere Linie erlosch schon 1350, nachdem durch Verkauf die Güter bereits 1284 an Konrad von Weinsberg und von diesem 1301 an Graf Eberhard den Erlauchten von Württemberg gekommen waren.

Aus: Stuttgarter Neues Tagblatt, 1882.

Frischlin[2]).

Von Justinus Kerner.

Ihn schlossen sie in starre Felsen ein,
Ihn, dem zu eng der Erde weite Lande.
Doch er, voll Kraft, zerbrach den Felsenstein,
Und ließ sich abwärts am unsichern Bande.
Da fanden sie im bleichen Mondenschein
Zerschmettert ihn, zerrissen die Gewande.
Weh! Muttererde, daß mit linden Armen
Du ihn nicht auffingst, schützend voll Erbarmen!

Aus: Deutscher Dichterwald, 1813.

---

[1]) Meist Gottfried von Neifen (auch Nifen) genannt. Er kommt von 1234 bis 1255 in den Urkunden vor. Sein Lied vom Büttner wird noch heute gesungen.

[2]) Der Dichter Frischlin, der auf der Burg Urach gefangengehalten wurde, machte in der Nacht des 29. November 1590 einen Fluchtversuch; dabei stürzte er ab und zerschellte auf dem Felsen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Achalm.

Von Ludwig Finckh.



Ich bin auf der Achalm geboren, in einem Schafstall, wie weiland das Lamm Gottes. Ich habe aber weiter keine Ähnlichkeit mit ihm, sondern habe mich schlecht und recht durch die Welt durchgeschlagen, ohne ein Wunder zu tun oder mich besonders heilig zu betragen; das kann mir meine Mutter bezeugen.

„Kaspar," sagte mein Vater oft, „die Achalm ist der schönste Berg auf Gottes Erdboden. Du kannst hinlaufen, soweit dich deine Füße tragen, in den Schwarzwald, in die Schweiz, bis nach Amerika, du findest keinen mehr, an den eine Stadt so in einer Mutter Schoß hingebettet ist wie Reutlingen an die Achel. Denk an mich. Die ganze Butzscher[1]) gibst du drum."

Ich bin ein gutes Stück Wegs auf der Landkarte herumgekommen, habe die Augen aufgesperrt und habe mir von der Erde erzählen lassen. Es ist mir nicht recht, wenn ich jemanden kränke: den Schwarzwald, die Schweiz, Amerika und alle Berge drum herum gebe ich um die Achalm.

So steht es heute mit mir.

Sie ist ein grünbewachsener Hügel mit schwarzem Scheitel, der steiniges Geröll trägt und zwergenhafte Erdstaffeln, vom trippelnden Fuß der Schafe getreten. Aber sie steigt mütterlich aus der runden Ebene auf, und die Stadt Reutlingen, die sich vertraulich an sie bettete, wird ihre Gründe gehabt haben; sie ist wie ihr Kind.

Wer den Bergkegel so freundlich abgestutzt hat, kann man sich denken. Es wird einmal einer einen großen Brief zu schreiben gehabt haben, übers Neckartal hinüber und noch weiter. Er saß auf dem Albtrauf, am Übersberg und Mädchenfelsen, die Füße unter sich ins Tal gestellt, und vor ihm wäre ein rechtschaffener Schreibklotz gestanden, wenn nicht seine Spitze ein Loch durchs Papier gestochen hätte. Da strich der Alte behutsam mit der Hand über ihn weg und wischte die Kuppe hinunter; dort unten, gegen Westen, liegt sie; keiner weiß, daß es der Scheibengipfel ist.

Nachdem der Mann seinen Brief geschrieben hatte, ruhte er aus auf seinen Lorbeeren und bedachte sich. Er sah in die Weite vor sich, auf Wiesen und Kornfelder, und wo seine Augen hintrafen, da standen saubere

---

[1]) Putzschere. So viel wie: Alles mit Stumpf und Stiel.

Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Weiler auf, aus der Freundlichkeit seiner Gedanken. Unter der Achalm, in einem Moorboden voller Eichwald, hielten seine Augen an.

„Da wäre ein Platz für eine rechte Stadt," dachte er bei sich. „Beschützt vom Gebirge, freimütig gegen den Neckar, und den Atem vom Schwarzwald holend. Aber verdienen muß sie ihr Leben."

Zuletzt legte er sich platt auf den Rücken, lachte und sah in den Himmel; das wurde dann die Schwäbische Alb.

So erzählte wenigstens mein Vater. Es kann auch anders gegangen sein. Aber mein Vater hat von jeher ein Auge im Lichten gehabt, und ich habe keinen Anlaß, es besser wissen zu wollen.

Es sind dann die Reutlinger gekommen. Der Sumpf wurde abgeleitet in einen Bach und der Wald gefällt; die Wurzeln blieben im Boden stecken; und auf den noch genährten Stümpfen erhob sich ihre Stadt. Es ist ein altes Haus gefunden worden, worin der ganze Eichbaum noch in der Wand stand.

Daraus läßt sich manches erklären. Die Reutlinger sind ein rauhes Geschlecht; dreimal ist ihre Stadt niedergebrannt, und sie haben sie wieder aufgebaut; auf dem gleichen Fleck; denn sie geben nicht nach. Es ist ihnen in die Seele gegraben: wir müssen uns unser Brot verdienen.

„Sauer verdienen," fiel da die Mutter ein; sie war eine Weingärtnerstochter.

„Die Achalm aber," schloß der Vater dann immer, „ist so die Schreibtafel vom lieben Gott gewesen; er hat auf ihr seine Gedanken geordnet; man könnte auch sagen, sie ist der Nabel der Welt."

Es muß etwas Wahres daran sein, soviel ich davon verstehe. Unter dem Kalkstein heben sich Schieferplatten vor, und auf dem Abhang am Scheibengipfel, im Pfalzgrafen und an der Sommerhalde wächst ein Wein, der in guten Jahren Bodenreife hat.

Daß Gott den Lauf der Welt auf einer Tafel eingrub, das leuchtete uns drei Brüdern ein. Wer konnte es besser sagen, daß er die Erdgeschichte im Schiefer aufbewahrte, als wir, die wir dazu kamen, wie ein Bauer in Ohmenhausen eine Vogeleidechse im Stein aushub. Wie oft sind wir auch mit unseren kleinen Hämmern in den Schieferberg geklettert und haben Jet geklopft. Tobias brach einmal ein Stück heraus wie ein schwarzes Ei, ohne Adern und glänzend, und wir schliffen es zu einer Brosche um. Die Mutter trägt es noch heute. Und es dünkt mich noch immer schöner an ihrem Hals als ein wasserklarer Diamant, der nicht zu ihrem arbeitsgewohnten Gesicht stünde; Kohlen sind es beide, eine Pech- und eine Glückskohle.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und wer weiß, was noch alles im Schiefer steckt. Man hat schon eine Fabrik mit Schiefergas geheizt, und wenn einmal die Kohle und das Erdöl zur Neige geht, so besinnen sich vielleicht unsere Enkel auf ihn und steigen wieder hinunter mit neuen Hämmern und klopfen auf dem alten Schiefer herum, der so überdauernde Kräfte hat.

Was es mit dem Nabel noch auf sich habe, von dem der Vater sprach, habe ich damals nicht verstanden, obwohl ich nachher an einem sommerlichen Bache meinen Bauchnabel besah und mir den Kopf darüber zerbrach. Erst später habe ich etwas gemerkt. Ich kenne einen, der so in aller Herren Länder herumgestoßen wurde, daß er, so oft er das Schwabenland betritt, sich niederwirft und den Boden küßt. So hätte mein Vater auch getan. Und mag man über ihn spotten und die Achseln zucken, so lasse ich mir den frommen Glauben meines Vaters, daß die Erde durch die Achalm noch mit ihrem Schöpfer verbunden sei, nicht nehmen. Jeder Mensch liebt den Fleck Erde, auf dem er geboren und aufgewachsen ist, und macht ihn, ob er es weiß oder nicht, zum Mittelpunkt seiner Gedanken. Je älter, je mehr. Mein Vater aber, der als Hirt auf der Achalm den Tag- und den Nachthimmel über sich vergehen sah, ahnte den Geist in den Dingen um sich, sah hundertmal ein Leben werden und entfliehen und wußte vom Tode mehr als ihm lieb war. Und ich bin sein Sohn.

Aus: Der Bodenseher. Stuttgart 1914, Deutsche Verlagsanstalt.

Schloß Lichtenstein.

Von Gustav Schwab.

In einem tiefen grünen Tal
Steigt auf ein Fels, als wie ein Strahl,
Drauf schaut das Schlößlein Lichtenstein
Vergnüglich in die Welt hinein.

Den Fels umklammert des Schlosses Grund,
Zu jeder Seite gähnt ein Schlund,
Die Treppen müssen, die Wände von Stein,
Die Böden ausgegossen sein.

In dieser abgeschied'nen Au',
Da baut' es eine Ritterfrau,
Sie war der Welt und Menschen satt,
Auf den Bergen sucht sie eine Statt.

So kann es trotzen Wetter und Sturm,
Die Frau wohnt sicher auf ihrem Turm,
Sie schauet tief ins Tal hinab,
Auf die Dörfer und Felder, wie ins Grab.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Die blaue Luft, der Sonnenschein,“
Spricht sie, „der Wälder Klang ist mein,
Eine Feindin bin ich aller Welt,
Zu Gottes Freundin doch bestellt.“

Mit diesem Spruch sie lebt' und starb,
Davon das Schloß sich Ruhm erwarb,
Seit wohnte drauf manch ein Menschenfeind
Und ward in der Höhe Gottes Freund.

Und als vergangen hundert Jahr,
Ein Menschenfeind auch droben war,
Lang hatt' er an keinen Menschen gedacht,
Da pocht' es einstmals an zu Nacht.

„Es ist ein einz'ger vertrieb'ner Mann,
Der Welt Feind wohl er sich nennen kann,
Herr Ulrich ist's von Württemberg,
Zu Gaste will er auf diesen Berg.“

Der and're hat ihm aufgemacht,
Er nimmt des Fürsten wohl in acht;
Er zeiget ihm das finst're Tal,
Das weit sich dehnt im Mondenstrahl.

Der Herzog schaut hinunter lang,
Er spricht mit einem Seufzer bang:
„Wie fern, ach! von mir abgewandt,
Wie tief, wie tief liegst du, mein Land!“

„Auf meiner Burg, Herr Herzog, ja!
Ist Erde fern, doch Himmel nah;
Wer schaut hinauf, und wohnt nicht gern
Im Himmelreich von Mond und Stern?“

Da hebt der Herzog seinen Blick,
Und sieht nicht wieder aufs Land zurück;
Von Nacht zu Nacht wird er nicht satt,
Bis er es wohl verstanden hat.

Und als nach manchem schweren Jahr
Er wieder Herr vom Lande war,
Da hat er alles wohl bestellt
Und hieß ein Freund von Gott und Welt.

Wie hat er erworben solche Gunst?
Wo hat er erlernet solche Kunst?
In des Himmels Buch, auf Lichtenstein,
Da hat er's gelesen im Sternenschein.

* * *

Das Schloß zerfiel, es ward daraus
Ein leichtgezimmert Försterhaus;
Doch schonet sein der Winde Stoß,
Meint, es sei noch das alte Schloß.

Und einsam ist es jetzt nicht mehr,
Es kommt der Gäste fröhlich Heer,
Aus einer H ö h l e [1]) kommen sie,
Doch Menschenfeinde sind es nie.

[1]) Der Nebelhöhle, die seitdem durch Wilh. Hauffs Schilderung in seinem Roman „Lichtenstein“ wohl allen Lesern bekannt geworden. Nach ihrer jährlichen Erleuchtung sammelten sich die Besucher derselben auf Lichtenstein. Das Försterhaus ist jetzt verschwunden, aber nur, um wieder einer Ritterburg Platz zu machen, die ein fürstlicher Freund des Altertums (Graf Wilhelm von Württemberg, Herzog von Urach, geb. 1810, gest. 1869) 1839—42 hier glänzend hat erstehen lassen.

Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Manch holdes Mädchenangesicht
Läßt leuchten seiner Augen Licht,
Da führt mit Recht in solchem Schein
Das Schloß den Namen Lichtenstein.

Die Männer stolz, die Mägdlein frisch,
Sie sitzen alle um einen Tisch,
Die Erde lächelt herauf so hold,
Es strahlt am Himmel der Sonne Gold.

Sie spenden von des Weines Tau
Dem Herzog und der Edelfrau,
Sie bitten sie, dies Schlößlein gut
Zu nehmen in ihre fromme Hut.

Und ziehn sie ab, mit einer Brust
Voll Gotteslieb' und Menschenlust,
Dann steht im späten Sternenschein
Einsam und selig der Lichtenstein.

Burgfelden und die Schalksburg.

Von J. Elß.

Das Dorf **Burgfelden** im Oberamt Balingen wurde berühmt durch die 1892 in seiner kleinen St. Michaeliskirche entdeckten frühmittelalterlichen Wandgemälde. Es ist ein ganzer Zyklus von Bildern, in deren Mittelpunkt das Jüngste Gericht steht. Der Wert dieser Bilder ist für die Kunstgeschichte sehr groß, weil wir aus dem 11. Jahrhundert nur wenig Denkmäler der Wandmalerei besitzen. Deshalb wurde die zum Abbruch bestimmte Kirche vom Staate angekauft, um als vaterländisches Kunstdenkmal erhalten zu werden. Was konnte die Veranlassung sein, für das kleine Dörfchen Burgfelden, das nur 230 Seelen zählt und auch vermutlich im Mittelalter nicht mehr Einwohner hatte, auf dieser weltabgelegenen, schwer zugänglichen, kahlen Hochebene, 910 Meter über dem Meere, eine so massive Kirche zu erbauen und mit so kostbaren Malereien im Inneren ausschmücken zu lassen? Wer wenige Schritte seitwärts vom Dorfe hinaustritt auf den Böllat, jenen Hunderte von Meter steil aus der Tiefe des Eyachtales emporstrebenden Felsen, den man als einen der großartigsten Aussichtspunkte Süddeutschlands bezeichnen darf, der wird bei dem Überblick der Gegend sofort vermuten, daß die Entstehung und Geschichte von Burgfelden in Zusammenhang steht mit der **Schalksburg**, deren mächtiger dreieckiger Felsklotz dem Burgfelder Gebirgsstock nach Südwesten vorgelagert ist. Als eine schon von Natur fast uneinnehmbare Feste fällt die Schalksburg nach allen Seiten steil ab, einzig nach Norden zu hängt sie mit dem Hauptgebirgsstock durch einen schmalen Felsgrat zusammen. Somit war der Fels geeignet zu einem mittelalterlichen Herrschersitze. Man glaubt, die ganze Burgfelder Hochebene habe das Feld zur Burg gebildet, und


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daher rühre der Name Burgfelden („Burgveld“ 1064). Die Annahme der engen Beziehungen von Burgfelden zur Schalksburg wurde verstärkt, als im Sommer 1893 Grabungen im Innern der Kirche eine Anzahl Steinsärge zutage förderten, und zwar solche für Erwachsene wie für Kinder. Wer anders konnte auf die Idee kommen, sich auf dieser weltabgelegenen Höhe in der kleinen Michaeliskapelle ein Erbbegräbnis anzulegen, als die Herren der Schalksburg? So kam man auf den Gedanken, daß die Kapelle zu der Schalksburg gehörte.

Wann aber die Burg selbst erbaut wurde, ist nicht bekannt. Die Gegend liegt im früheren Scherragau, der den Burkhardingern gehörte, die man als die Vorfahren der Hohenzollern betrachtet. Deshalb vermutet man, daß sie auf der Schalksburg eine Burg besaßen. Der Name Schalk bedeutete zwar früher Knecht, aber die niedrige Bedeutung dieses Wortes war längst geschwunden, wie ja auch die Bezeichnungen Seneschalk (ältester Knecht) und Marschalk Herzögen und anderen hochgestellten Männern zuteil wurden. Urkundlich wird die Burg erst 1211 als Scalcisberg genannt. Später werden Ritter von Schalksburg erwähnt, die vermutlich Ministerialen der Zollern und von diesen als Burgmannen dorthin gesetzt waren. 1288 gab die Burg einem Zweige des Zollernstammes, der schon längst seinen Hauptsitz auf den Zoller verlegt hatte, den Namen einer eigenen Linie, der Grafen von Zollern-Schalksburg. Innerhalb eines Jahrhunderts zweigten sich von dem Hauptstamm drei Linien ab: die Hohenberger, die Nürnberger und die Schalksburger. Über der letzteren waltete aber kein glücklicher Stern. Der letzte Graf Friedrich, genannt Mülli, verkaufte sein Erbe, die Schalksburg, die Stadt Balingen und eine Reihe Dörfer, 1403 um die auffallend geringe Summe von 28 000 Goldgulden (also nicht, wie es in der Sage heißt, um einen Hirschgulden) an Graf Eberhard von Württemberg. Später versuchten einzelne Zollern den Verkauf rückgängig zu machen, die Burg zurück zu kaufen, aber ohne Erfolg. Die Burg stand jedenfalls lange leer. Im Dreißigjährigen Kriege spielte sie keine Rolle mehr, denn es heißt von ihr: „vor 1624 abgegangen“.

Die kunstgeschichtliche Forschung hat festgestellt, daß die Burgfelder Bilder der gleichen Schule entstammen wie die der St. Georgskirche zu Oberzell auf der Reichenau. Da vielfache Beziehungen zwischen den Zollern und dem Kloster Reichenau bestanden, betrachtet man dies als einen weiteren Beweis für die Annahme, daß die Schalksburg die erste Burg der Zollern gewesen sei.

Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

E. Der Schwarzwald.

Schwarzwälder Heimatlied.

Von Ludwig Auerbach.

O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!
Wie locken das Herz deine schwarzdunkeln Höh'n
Zum fröhlichen Wandern in Hochsommerzeit,
Zum Rasten in heimlicher Einsamkeit,
Im traulichen Mühlgrund bei Quellengetön —
O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!

O Schwarzwald, o Heimat, wohl hat mir die Welt
Mit köstlichen Wundern die Seele geschwellt:
Die lachende Ferne erschloß ihre Pracht —
Doch hab' ich in Liebe stets deiner gedacht,
Im Traum sah ich winken die schwarzdunkeln Höh'n —
O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!

O Schwarzwald, o Heimat, dein Rauschen erklang
Ins Träumen des Kindes wie Wiegengesang,
Und später, da gabst du dein weites Revier
Zum Tummelplatz fröhlichster Spiele mir.
Die lauschigen Täler, die schauenden Höh'n —
O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!

O Schwarzwald, o Heimat, noch heut' füllt die Brust
Ein Nachklang der schwärmenden, brausenden Lust,
Mit der du die Stirn mir beim Maitrank bekränzt,
Wo Schönheit und Liebe den Becher kredenzt
Bei Tanz und bei Liedern und Waldhorngetön —
O Schwarzwald, o Heimat, wie war das so schön!

O Schwarzwald, dein Zauber bleibt ewig und neu,
Drum lieb ich dich innig, dich lieb ich getreu,
Und kommt einst mein Stündlein, bei dir nur allein —
Von dir überwölbt, will begraben ich sein,
Wo Waldvögel jubeln von frühroten Höh'n —
O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!

Aus: Deutsche Dichterhalle, 1873.



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im württembergischen Schwarzwald.

Von R. Berg.

er alte Wald der „Markmänner“ (Silva marciana) erhielt erst vom 8. Jahrhundert an von der dunklen Färbung seiner vorherrschenden Tannenwaldungen die jetzige Bezeichnung Schwarzwald. Einen Bestandteil des oberrheinischen Gebirgssystems bildend, besitzt er unter den deutschen Mittelgebirgen die beträchtlichste Ausdehnung und erreicht im Feldberg mit 1493 Meter die nahezu höchste, nur von den Kuppen des Riesengebirges noch übertroffene Erhebung. Einen Gegensatz bilden der West- und Ostrand. Von Westen, von der Rheintalebene aus, ruft der Schwarzwald den Eindruck eines hochaufstrebenden Gebirges hervor; je mehr man sich dagegen dem Ostrande nähert, um so mehr weicht der Gebirgscharakter dem einer allmählich sich verflachenden Hochebene. Die Abgrenzung ist nach Süden (Rheinstrom), nach Westen (oberrheinische Tiefebene) und nach Norden (Kraichgauer Senke) ziemlich scharf, nach Osten dagegen schwankend. Am einfachsten ist es hier, die Buntsandsteingrenze zugleich als Grenze des Schwarzwaldes gelten zu lassen. Wird jedoch zugleich die Vegetation in Betracht gezogen, so erheben sich zahlreiche Zweifel; denn die Nadelholzbestockung greift oft ziemlich tief in die Landschaft des Muschelkalkes über, ja im Süden, wo die Formationsglieder auf einen engeren Raum zusammengedrängt sind, selbst in die Keuper- und Liaslandschaft. Eine Teilung des Schwarzwaldgebirges wird zumeist in der Weise vorgenommen, daß das Tal der Kinzig, die es der ganzen Breite nach durchquert, als die Grenzscheide zwischen dem südlichen und dem nördlichen Gebirgsstock betrachtet wird; mitunter wird aber noch ein mittlerer Gebirgsteil ausgeschieden. Die Schwarzwaldgewässer gehören zum größten Teil dem Flußsystem des Rheines an; nur im östlichen Teil des mittleren Schwarzwaldes greift das Flußsystem der Donau ein.

Etwa ein Viertel des Schwarzwaldes gehört zu Württemberg. Dieses erstreckt sich ungefähr von Pforzheim im Norden bis zum Neckarursprung bei Schwenningen oder zur Schwäbischen Alb bei Tuttlingen im Süden. Zwei zu den prächtigsten Teilen des Gebirges gehörige tiefe und enge Täler ziehen auf württembergischer Seite die ungefähre Grenzlinie. Diese Täler sind das obere Neckartal herab bis Horb und das Nagoldtal bis zur Mündung in die Enz bei Pforzheim. Hat der württem-


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bergische Schwarzwald auch nicht die höchsten Kuppen, so steht er doch hinsichtlich der durchschnittlichen Höhenlage kaum hinter den übrigen Teilen zurück. Der höchste Punkt des württembergischen Schwarzwaldes und Württembergs überhaupt ist der Dreimarksturm auf der Hornisgrinde, 1152 Meter über dem Meer.

Während im badischen Anteil des Schwarzwaldes die Bewaldungsdichte 48 v. H. beträgt, zeigt der württembergische Anteil die hohe Bewaldungszahl von 64 v. H. Die Zahlen für die einzelnen Oberamtsbezirke, bzw. für die noch in den Schwarzwald fallenden Teile von solchen, sind folgende: für Neuenbürg 76, Freudenstadt 71, Calw 67, Nagold 47, Sulz und Oberndorf je 37 v. H. Im württembergischen Schwarzwald steht die gesamte Waldfläche mit verschwindenden Ausnahmen im Hochwaldbetrieb (in Baden sind 8 v. H. Mittel- und Niederwaldbetrieb).

Was die Holzarten betrifft, so verleitet der Name Schwarzwald vielfach zu falschen Auffassungen. Allerdings herrscht im württembergischen Anteil der Nadelholzcharakter stärker vor als im badischen, wo auf 68 v. H. Nadelholz 32 v. H. Laubholz kommen. Im württembergischen Schwarzwald entfallen nämlich auf das Nadelholz 95, auf das Laubholz aber nur 5 v. H. der Waldfläche. Unter den Nadelhölzern steht die Tanne voran, indem sie 40 v. H. der Waldfläche einnimmt; im Enzgebiet wird dieser Durchschnitt noch erheblich überschritten. Die zweite Stelle nimmt die Fichte mit 32 v. H. der Waldfläche ein; am stärksten ist sie im Murggebiet vertreten. Es reiht sich an die Forche mit 23 v. H.; ihr Hauptgebiet ist die Hochfläche zwischen Enz und Nagold. Der Anteil des Laubholzes mit 5 v. H. fällt fast ganz der Buche zu; im Enzgebiet wird diese Ziffer noch überschritten, während im Murggebiet der Anteil der Buche nur noch 2 v. H. beträgt.

Der Schwarzwaldschwabe, sagt Oskar Fraas, beschäftigt sich mit Wald- und Holzwirtschaft, mit Wiesen und Vieh. Im hölzernen Blockhaus, aus übereinandergelegten Balken gefügt mit dem niederen Schindeldach und den getäfelten Wänden — so wahrscheinlich lebte schon der erste Ansiedler im Schwarzwald. Er lebt zwischen seinen Tannen und Forchen, bei der frischen Quelle im altererbten Elternhaus seit Generationen. Die Kleidung des Mannes ist der dunkelblaue Tuchrock mit auffallend kurzer Taille, das Beinkleid ist die kurze Lederhose von schwarzem oder gelbem Leder, die Weste von dunklem Manchester mit Metallknöpfen, die Kopfbedeckung der breitkrämpige schwarze Filzhut mit einer silbernen Schnalle am Band. Des Werktags tritt wohl


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch die schwarze Zwilchhose an Stelle der Lederhose. Die Jungen tragen die Pelzmütze mit der goldenen Troddel, Junge wie Alte einen Ulmerkopf als Tabakspfeife. Das Weib trägt eine schwarze Haube mit ebensolchen Spitzen und Bändern besetzt, kurze schwarze Leibchen mit hellblauer oder roter Bandschleife und reich gefältelte schwarze oder blaue Wilflingsröcke. Haferbrei zum Morgenessen, des Mittags Sauerkraut mit Kartoffeln und Schweinefleisch, schwarzes Roggenbrot und Speck, des Abends aber Milch, bildet die Hauptnahrung. Das Hauptgetränk ist der Schnaps, in den besseren Häusern der „Hoidelegoist" (aus Heidelbeeren gebrannter Geist).

Zahlreich und mannigfaltig sind die Naturschönheiten des Schwarzwaldes, dieses köstlichen Waldgebirges mit seinen Hochwäldern und idyllischen Tälern, seinen stillen Seen und plätschernden Quellen und Flußläufen. Nimmermehr vergißt man das Rauschen seiner Waldungen.

Durch die Eisenbahnen, in erster Linie die Schwarzwaldbahn, ist dies Gebirge längst allen Touristen in bequemster Weise zugänglich gemacht, allein der Hauptstrom der Vergnügungsreisenden ging früher an den dunklen Bergen vorüber in die Schweiz, die österreichischen und bayerischen Gebirge. Das war schade, denn der Schwarzwald, mit dessen Szenerien und treuherzig-klugen Bewohnern uns zuerst Berthold Auerbach vertraut gemacht hat, lohnt reichlich eine Wanderung.

Wer von Stuttgart aus seinen Eintritt in den Schwarzwald zu nehmen gedenkt, fährt mit der Württembergischen Schwarzwaldbahn bis zu dem im Nagoldtale zu beiden Seiten des Flüßchens freundlich gelegenen Oberamtsstädtchen Calw (meist Calb ausgesprochen). An dem lustig rauschenden Gewässer wandert man auf schattiger Straße durch das beiderseits von hohen, dichtbewaldeten Bergen begrenzte Tal nach Hirsau, wohin man übrigens auch direkt von der letzten vor Calw oben auf der Höhe gelegenen Station Althengstett durch den Wald abwärts gehen kann.

Der kleine, schmucke Ort Hirsau, ehedem Hirschau geheißen, ist eine vielbesuchte Sommerfrische und mit Recht berühmt durch die malerischen Ruinen des 1692 zerstörten Benediktinerklosters. Nur schwer trennt man sich von den grünumrankten Ruinen, denen ein unbeschreiblicher poetischer Zauber innewohnt. Weiter hinunter an der Nagold liegt Bad Liebenzell, früher ein markgräflich badisches Städtchen, das seit alter Zeit zu den gepriesensten Badeorten des Schwarzwaldes gehört. Das Städtchen, das nicht viel mehr als 1000 Einwohner zählt und ein dörfliches Aussehen hat, war ehemals Hauptort einer Herrschaft


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Grafen von Calw. Es zieht sich, mit dem Bade durch eine Lindenallee verbunden, ziemlich steil an der Bergwand empor. Es wird überragt von der Ruine einer Burg, auf der schon im 13. Jahrhundert Herren von Liebenzell gesessen. Liebenzell wurde 1692 gleich allen anderen Orten des Nagoldtales nach der Schlacht bei Ötisheim durch die Franzosen unter Mélac verbrannt.

Von Calw führt die Bahn nach Station Teinach, von wo das Bad noch vier Kilometer entfernt liegt. Man kann aber auch von Hirsau aus zu Fuß dorthin gelangen, wenn man — jetzt auf dem anderen Ufer des Nagold — zunächst bis fast nach Calw zurückgeht, um sich dann bei dem vor der Stadt am Berghange gelegenen Gebäude des früheren Bezirkskommandos aufwärts zu wenden und nun über die Höhe bis zu dem Luftkurorte Zavelstein, dem kleinsten Städtchen Württembergs, zu wandern. Eine malerische Ruine erhebt sich hier, deren Turm zu besteigen sich lohnt; gerade unterhalb Zavelsteins aber liegt, im engen Tale eingebettet, das vielbesuchte Bad Teinach. Ausgedehnte Gartenanlagen und schattige Waldpromenaden findet der Kurgast, vor dessen Augen hier die echte Schwarzwaldszenerie liegt. Der Reiz der letzteren beruht in den herrlichen Waldungen und der wechselnden Schönheit seiner idyllischen Täler — nicht in der Form der Berge, die vielmehr stets die gleiche ist und dadurch etwas einförmig wirkt: runde Kuppen und plateauförmig ausgebreitete, durch tiefe Täler getrennte Berge und Bergrücken, die sich aneinander reihen, ohne einen fortlaufenden Gebirgskamm zu bilden.

Nagold, am Eingang des Schwarzwaldes vom oberen Gäu aus gelegen, schon zu Karls des Großen Zeit als Nagalta oder Nagaltuna bekannt, kam aus dem Besitz der Hohenberger 1363 durch Kauf an Württemberg. Seine Burg wurde in den letzten Zuckungen des Dreißigjährigen Krieges durch die Bayern erstürmt und schwer mitgenommen. Gut erhalten sind aber noch außer bedeutenden Mauerresten und einem Wasserturm der 20 Meter hohe Bergfried und der Wächterturm. Von diesem aus genießt man eine schöne Aussicht auf die nächste Umgebung und einen Teil der Albkette. Reizend ist der Blick auf die um den alten Kirchturm sich schmiegende, durch den Zwingel eng begrenzte Altstadt und auf die später neu hinzugekommenen Gebäude. In weitausholenden Windungen und Schleifen fließt die Nagold durch das geräumige Talbecken und nimmt die nach Norden strebende und so die Richtung der Nagold neu bestimmende Waldach auf. In der Stadt wohnen rührige Einwohner, die sich weniger der Landwirtschaft als vielmehr den


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mancherlei Gewerben, besonders der Öl- und Tuchfabrikation und der Möbelindustrie, widmen. Eine ergiebige Einnahmequelle für die Stadt ist der über 1100 Hektar große Stadtwald, der durch Anlagen und Aufforstungen bis in die Nähe der Häuser gerückt ist und Nagolds Ruf als Luftkurort sichert.

Wildbad in dem engen Tal der Enz ist ein wirkliches Heilbad und wird deshalb auch meist nur von ernstlich Leidenden besucht. Der Ruf seiner warmen Quellen stammt aus alten Zeiten. Uhlands Gedicht „Der Überfall in Wildbad“ schildert, wie der Graf Eberhard der Greiner 1367 durch einen Hirten vor der Bedrohung durch die Schlegler hinüber nach der Burg Zavelstein im Nagoldtal gerettet wurde. Die Fehde bildet nur einen Teil der damaligen, unter sich in Verbindung stehenden rheinisch-schwäbischen Händel, die aus der Gegenwehr der Ritter gegen die wachsende Übermacht der Territorialherren und gegen die Städte entsprangen.

Die Stadt Wildbad, von der Enz durchflossen, füllt die ganze Sohle des engen Tales aus, das von wallartigen, steilen Waldbergen begrenzt wird. Wenn man oberhalb des Bahnhofes die linke Uferhöhe ersteigt, gelangt man durch Laub- und Nadelwälder in das freundliche Tal der Eyach. Die Eyachmühle wird von den Wildbader Kurgästen gern besucht. Am anderen Ufer steigen wir wieder empor und erreichen in 2½ Stunden das Dorf Dobel, die nördlichste Ansiedelung auf der Hochfläche des Schwarzwaldes (650 Meter) mit prächtigem Blick auf das Reintal und die Vogesen. Dann geht's durch den Wald hinunter ins Albtal nach Herrenalb, das als Luftkurort viel besucht wird.

In einem tief eingeschnittenen, von reichbewaldeten Bergen und Bergvorsprüngen umkränzten Tale liegt das Städtchen Herrenalb mit den schönen Ruinen des ehemaligen vielberühmten Zisterzienserklosters, die heute noch von seiner ehemaligen Größe zeugen. Die Vorhalle der Klosterkirche, das sogenannte Paradies, ist noch gut erhalten. Die Klosterkirche ist erneuert und dient als Pfarrkirche. Sie stammt aus drei verschiedenen Bauperioden. Im Chor befinden sich verschiedene Grabdenkmäler, u. a. des Markgrafen Bernhard I. von Baden. Erbaut wurde das Kloster um 1148 von dem Grafen Berthold III. von Eberstein und seiner Gemahlin Uda. Jetzt ist Herrenalb ein beliebter Kur- und Badeort. Die Stimmung, die der Besuch des Klosters Herrenalb und seine Geschichte in dem aufmerksamen Besucher erweckt, bringt der Dichter Heinrich Vierordt schön zum Ausdruck:


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Immer lenk' ich gern die Schritte,
Von der Bergwaldwanderung matt,
In des Schwarzwaldtales Mitte,
Zu der stillen Trümmerstatt.
Reste sind's vom alten Kloster,
Runde Bogen, hoch Portal,
An den Wänden grünbemooster
Grabsteinplatten reiche Zahl.
Äbte, tote Ordensbrüder,
Krummstabhaltend, im Talar,
Schauen gar befremdend nieder,
Zur modernen Kurgastschar.
Nicht mehr glüht beim Orgelschalle
Buntbemalter Fenster Schein;
Denn geborsten ist die Halle,
Blauer Himmel blickt herein.

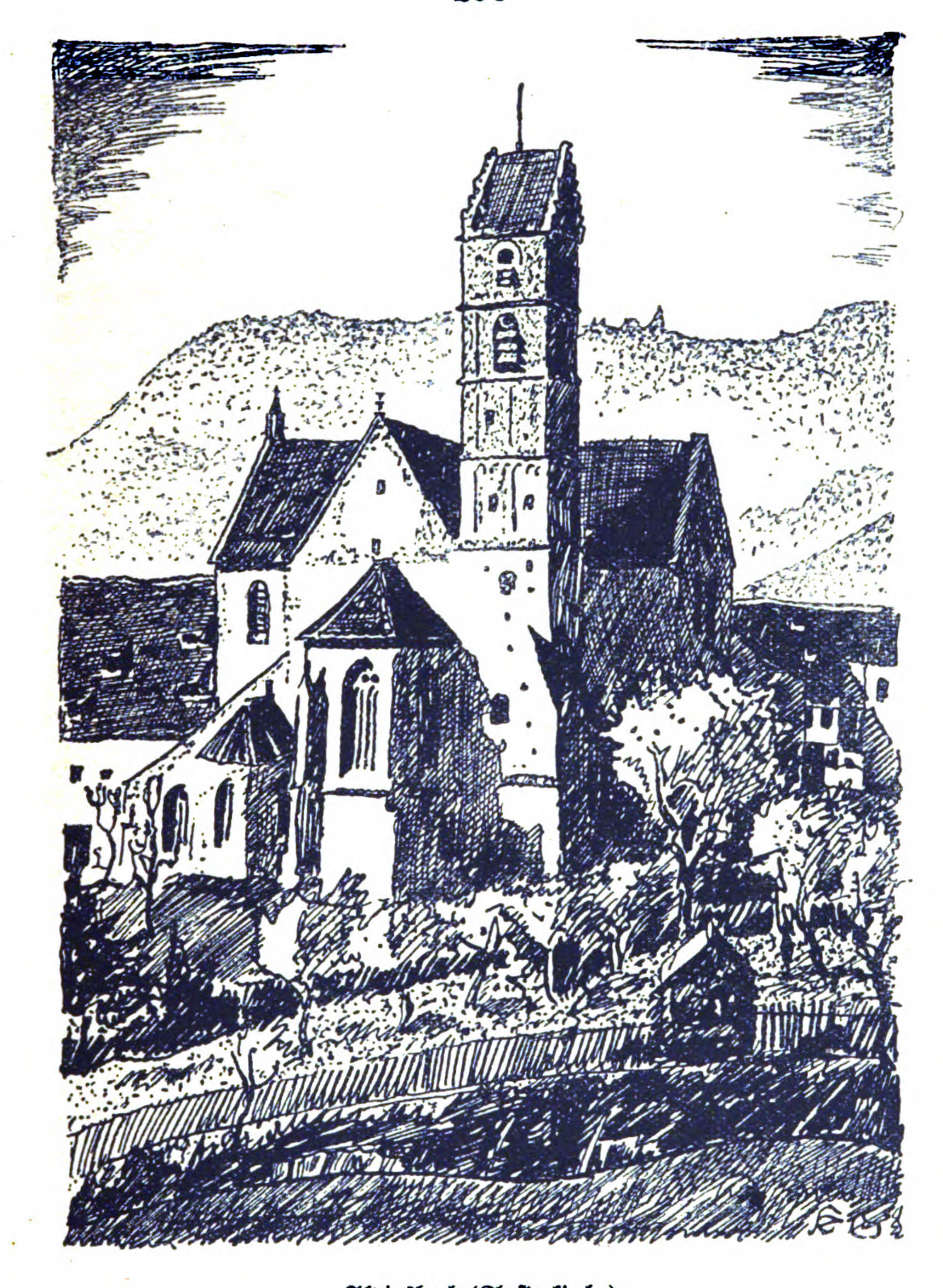
Bauernkrieg mit blut'gem Streiten
Und den Waffen in der Faust,
Schweden- und Franzosenzeiten
Sind darüber hingebraust.
Waldumsäumt ruht die Ruine
Von den wilden Tagen aus. —
Eine geistertrunk'ne Biene
Summt durchs alte Gotteshaus.
Und ein Forchenbaum, ein steiler,
Schüttelt hochhin sein Geäst,
Hält der grauen Pforte Pfeiler
Mit den Wurzeln klammernd fest.
Durch den Wipfel hörst du's schweben,
Wie verrauschenden Choral ...
Trümmerreichem Erdenleben
Winkt von oben her ein Strahl. —

Weiterwandernd erreichen wir das letzte württembergische Dorf Loffenau, hinter dem das nach Norden sich breitende Murgtal in Sicht kommt. Der erstere größere Ort auf badischem Gebiet ist das altertümliche, von der Murg durchflossene Städtchen Gernsbach, wohin die von Rastatt aus der Rheinebene einmündende Murgtalbahn führt. Von hier treten wir eine Wanderung durch das Murgtal aufwärts an. Über Forbach geht's nach Schönmünzach, einer ruhigen, waldreichen Sommerfrische, weiter über Reichenbach und Baiersbronn nach Freudenstadt, der Endstation der von Freudenstadt kommenden Gäubahn. Diese Oberamtsstadt ist in neuerer Zeit als Luftkurort sehr in Aufnahme gekommen. Eine treffliche Straße führt von hier auf die Kniebishöhe und von da über die Badeorte Griesbach und Peterstal nach Oppenau oder links nach Rippoldsau, dem größten und besuchtesten der Kniebisbäder.

Im Süden kann man in 3½ Stunden über Alpirsbach mit seiner 1098 geweihten Kirche und Schiltach ins Kinzigtal gelangen. Alpirsbach liegt in einer wildromantischen Gegend, von hohen Waldgebirgen umgeben. Das Kloster wurde von einem Grafen von Zollern 1095 gestiftet; es hatte die Regel des hl. Benedikt. Die Kirche, die noch aus der ersten Zeit der Stiftung des Klosters herrührt, ist in romanischem Stil angelegt, hat aber einen gotischen Chor. Auch der spätgotische Kreuzgang ist bemerkenswert. Die noch erhaltenen Gebäude wurden



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Alpirsbach (Klosterkirche).

in neuerer Zeit sorgfältig wieder hergestellt. Nördlich von Alpirsbach, in der Nähe des Dorfes Schömberg, entspringt die Quelle der Kinzig.

Im südlichen Schwarzwald, nahe an der badischen Grenze, liegt Schramberg, weithin bekannt durch seine Industrie, besonders seine Uhrenfabriken. Die Stadt hat ein neues Rathaus und prächtige Schloßanlagen des Grafen Bissingen.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Baar ist ein Hochplateau, die Verbindung zwischen Schwarzwald und Alb. Es ist die südwestliche Ecke Württembergs, eine der höchsten und rauhesten Gegenden des Landes. Der eingeengte Zug des Jura bildet hier die Wasserscheide zwischen den Ursprüngen des Neckars und der Donau. Die Bewohner sind unverwöhnte Menschen, in harter Arbeit und den Unbilden des Klimas gestählt. Hier ist die Sprachgrenze zwischen den Nord- und Südalemannen; der Schwabe berührt sich hier mit dem Schweizer.

Auf der höchsten Erhebung liegt in 750 Meter Höhe der Ort Trossingen, einst ein reines Bauerndorf, das aber durch seine Harmonikafabriken seit 1857 ein weitbekannter Industrieplatz geworden ist. Diese Fabriken beschäftigen 6000 Personen und liefern jährlich rund 15 Millionen Harmonikas, die nach allen Ländern der Welt versandt werden.

Schwarzwaldhöhe.

Von Albert Knapp.

Durch Tannenwälder dumpf dahinzurollen,
Wo sich der Himmel dunkelgrün vergittert,
Indes der Regensturm mit übervollen
Gewölken durch das Felsental gewittert:
Ist dies ein Morgenrot der Frühlingsreise?
Erfüllung der verschämten Hoffnungswonne?
Nicht klagt die Seele; doch sie seufzet leise:
Bereite meinen Weg, o Freudensonne!

Was suchen wir, wenn wir das Land durchziehen? —
Der einen Sonne Licht- und Lebensspuren!
Und strahlt sie nicht, so will kein Garten blühen,
Wir wandeln achtlos durch die reichsten Fluren.
Nur Licht bedarf Natur und Menschenseele,
So grünt lebendig, was sonst arm und wüste;
Zum Friedenstempel wird die düstre Höhle,
Zum heitern Ruhesitz die nackte Küste. —

Durch Nebelflor hinan zur Bergesspitze!
Und blau schon dämmert's durch zerriss'ne Decken;
Nun Sonnenblicke dort, wie gold'ne Blitze! —
Zurück den Vorhang von den Talesstrecken! —



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Nun sieh', o sieh' die runden Hügelketten
Gleich Meereswellen aufeinander liegen,
Noch, wie sie aus der Sintflut tiefen Betten
Machtvoll gegossen in die Höhe stiegen!

Schau hin! wie gähnen hier gewalt'ge Schlünde,
Mit grünumrankten Felsenwänden prangend;
Dort malerische, lusterfüllte Gründe, —
Die weißen Ziegen, an der Klippe hangend;
Der Kühe brauner Zug, von ferne läutend,
Gluckhennen gleich das Strohdach hingeneiget, —
Und drüberhin, zur Himmelshöhe deutend,
Ein Wald, der stolz wie Heeresspitzen steiget!

Gewaltige Natur! wie reiche Fülle
Ist über dich ergossen! unermeßlich
Zeugst du vom Schöpfer in erhab'ner Stille, —
Und wir, — ach, wie zerstreut oft und vergeßlich!
Bewundernd schweift der Blick in lichte Weiten,
Kann sich nicht sättigen, muß immer trinken,
Indessen unbemerkt von allen Seiten
Viel tausend Wunder noch dem Auge winken. —

Hier eine Stunde! hier, wo reines Leben
Mit wunderbarem Glanze mich umblühet,
Wo ungestört der Seele tiefstes Weben
Hinaus, hinan auf leisem Fittich ziehet!
Hier bist du mein in süßer Andachtsstille,
O meines Gottes Welt, — ja, ganz mein eigen!
Dort unten lärmt der harte Menschenwille,
Hier oben darf ich beten, ruh'n und schweigen.

Graf Hubert von Calw.

Eine Sage von den Brüdern Grimm.

Vor alten Zeiten lebte zu Calw ein Graf in Wonne und Reichtum, bis ihn zuletzt sein Gewissen antrieb und er zu seiner Gemahlin sprach: „Nun ist vonnöten, daß ich auch lerne, was Armut heißt, wo ich nicht ganz will zugrunde gehen.“ Hierauf sagte er ihr Lebewohl, nahm die Kleidung eines armen Pilgrims an und wanderte in die Gegend nach


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Schweiz zu. In einem Dorfe, genannt Deislingen, wurde er Kuhhirt und weidete die ihm anvertraute Herde auf einem nahe gelegenen Berge mit allem Fleiß. Wiewohl nun das Vieh unter seiner Hut gedieh und fett ward, so verdroß es die Bauern, daß er sich immer auf dem nämlichen Berge hielt, und sie setzten ihn vom Amte ab. Da ging er wieder heim nach Calw und heischte das Almosen vor der Tür seiner Gemahlin, die eben ihre Hochzeit mit einem anderen Manne feierte. Als ihm nun ein Stück Brot herausgebracht wurde, weigerte er es anzunehmen, es wäre denn, daß ihm auch der Gräfin Becher voll Wein dazu gespendet würde. Man brachte ihm den Becher, und indem er trank, ließ er seinen güldenen Mahlring darein fallen und kehrte stillschweigend nach dem vorigen Dorfe zurück. Die Leute waren seiner Rückkunft froh, weil sie ihr Vieh unterdessen einem schlechten Hirten hatten untergeben müssen, und setzten den Grafen neuerdings in seine Stelle ein. So hütete er bis zu seinem Lebensende; als er sich dem Tode nahe fühlte, offenbarte er den Leuten, wer und woher er wäre; auch verordnete er, daß sie seine Leiche von Rindern ausfahren lassen und da, wo diese stillstehen würden, beerdigen sollten, daselbst aber eine Kapelle bauen. Sein Wille ward genau vollzogen und über seinem Grabe ein Heiligtum errichtet, nach seinem Namen Hubert oder Obert „zu Sankt Huprecht" geheißen. Viele Menschen wallfahreten dahin und ließen zu seiner Minne Messen lesen; jeder Bürger aus Calw, der da vorübergeht, hat das Recht, an der Kapellentür anzuklopfen.

Aus: Deutsche Sagen.

Heimat.

Von Hermann Hesse.

Zwischen Bremen und Neapel, zwischen Wien und Singapore habe ich manche hübsche Stadt gesehen, Städte am Meer und Städte hoch auf Bergen, und aus manchem Brunnen habe ich als Pilger einen Trunk getan, aus dem mir später das süße Gift des Heimwehes wurde. Die schönste Stadt von allen aber, die ich kenne, ist Calw an der Nagold, ein kleines, altes, schwäbisches Schwarzwaldstädtchen.

Wenn ich jetzt etwa wieder einmal nach Calw komme, dann gehe ich langsam vom Bahnhof hinabwärts, an der katholischen Kirche, am Adler und am Waldhorn vorbei und durch die Bischofstraße an der Nagold hin bis zum Weinsteg oder auch bis zum Brühl, dann über den Fluß und durch die untere Ledergasse, durch eine der steilen Seiten-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

gassen zum Marktplatz hinauf, unter der Halle des Rathauses durch, an den zwei mächtigen alten Brunnen vorbei, tue auch einen Blick hinauf gegen die alten Gebäude der Lateinschule, höre im Garten des Kannenwirtes die Hühner gackern, wende mich wieder abwärts, am Hirschen und Rößle vorüber, und bleibe dann lange auf der Brücke stehen. Das ist mir der liebste Platz im Städtchen; der Domplatz von Florenz ist mir nichts dagegen.

Wenn ich nun von der schönen steinernen Brücke aus dem Fluß nachblicke, hinab und hinauf, dann sehe ich Häuser, von denen ich nicht weiß, wer in ihnen wohnt. Und wenn aus einem der Häuser ein hübsches Mädchen blickt (die es in Calw stets gegeben hat), dann weiß ich nicht, wie sie heißt.

Aber vor dreißig Jahren, da saß hinter allen diesen vielen Fenstern kein Mädchen und kein Mann, keine alte Frau, kein Hund und keine Katze, die ich nicht genau gekannt hätte. Über die Brücke lief kein Wagen und trabte kein Gaul, von dem ich nicht wußte, wem er gehöre. Und so kannte ich alles, die vielen Schulbuben und ihre Spiele und Spottnamen, die Bäckerladen und ihre Ware, die Metzger und ihre Hunde, die Bäume und die Maikäfer und Vögel und Nester darauf, die Stachelbeersorten in den Gärten.

Daher hat die Stadt Calw diese merkwürdige Schönheit. Zu beschreiben brauche ich sie nicht; das steht fast in allen Büchern, die ich geschrieben habe. Ich hätte sie nicht zu schreiben brauchen, wenn ich in diesem schönen Calw sitzen geblieben wäre. Das war mir nicht bestimmt.

Aber wenn ich jetzt (wie es bis zum Krieg alle paar Jahre einmal geschah) wieder eine Viertelstunde auf der Brückenbrüstung sitze, über die ich als Knabe tausendmal meine Angelschnur hinabhängen hatte, dann fühle ich tief und mit einer wunderlichen Ergriffenheit, wie schön und merkwürdig dieses Erlebnis für mich war: einmal eine Heimat gehabt zu haben! Einmal an einem kleinen Ort der Erde alle Häuser und ihre Fenster und alle Leute dahinter gekannt zu haben! Einmal an einem bestimmten Ort dieser Erde gebunden gewesen zu sein, wie der Baum mit Wurzeln und Leben an seinen Ort gebunden ist. Wenn ich ein Baum wäre, stünde ich noch dort. So aber kann ich nicht wünschen, das Gewesene zu erneuern. Ich tue das in meinem Träumen und Dichten zuweilen, ohne es in der Wirklichkeit tun zu wollen.

Jetzt habe ich hie und da eine Nacht Heimweh nach Calw. Wohnte ich aber dort, so hätte ich jede Stunde des Tages und der Nacht Heimweh


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach der schönen alten Zeit, die vor dreißig Jahren war und die längst unter den Bogen der alten Brücke hinweggeronnen ist. Das wäre nicht gut! Schritte, die man getan hat, und Tode, die man gestorben ist, soll man nicht bereuen.

Man darf nur zuweilen einen Blick dort hinein tun, durch die Ledergasse schlendern, eine Viertelstunde auf der Brücke stehen, sei es auch nur im Traum, und auch das nicht allzu oft.

Aus: Wieland, Schwabenheft. 1918.

Über mich selbst.

Von Auguste Supper.



ch finde es wirklich leichter, gelegentlich ein kräftiges Wörtlein über die Mitmenschen zu sagen als über sich selbst. Wer hat etwas davon, wenn ich erzähle, daß ich am 22. Januar 1867 geboren, seit 1888 an den Finanzrat Dr. jur. Supper († 1911) verheiratet war, Mutter einer Tochter und eines Sohnes bin und seit meinem 8. oder 10. Jahre schriftstellere? — Ich habe damals — in meinem 8. oder 10. Jahre — lautlos weinend die Geschichte vom Schmerzensreich und seiner Mutter zu Ende gelesen und sah mich, was Lesestoff anbelangt, dem Nichts gegenüber. Ich weiß noch genau, welches Gefühl äußersten Elends mich da beschlich. Aber ich ließ mich nicht unterkriegen. War nichts mehr zu lesen da, so mußte eben geschrieben werden. Und ich habe ein Drama angefangen. Das war der erste Schritt in die Tinte hinein. Mehr als dreißig Jahre lang haben meine Eltern die Bahnhofswirtschaft in Calw geführt. Wenn das ein Mensch so liest, dann ahnt er nicht, wieviel Arbeit und wieviel Sorge hinter dem Sätzchen liegt. Wir drei Schwestern haben unser Päckchen abgekriegt in unserer Jugend. Aber wir wissen auch, wie wir an den Abenden, die nach müde machenden Tagen kamen, neben den Eltern saßen, und ihnen auf die Lippen sahen, Lippen, die so gut erzählen konnten.

Zweierlei Arbeit gibt's. Solche, die müd' macht, und solche, die froh macht. Unsere Eltern haben es immer verstanden und gebilligt, wenn ich suchte, unter die müde machende froh machende hineinzumischen. Man hat mich schreiben lassen nach Herzenslust. Ich war vielleicht sechzehn Jahre alt, als in der Neckarzeitung mein erstes gedrucktes Opus erschien. Ich weiß nicht mehr, um was sich's handelte. Ein bißchen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mord, Brand, Irrsinn. Aber das Schauerlichste daran war doch, daß es nicht honoriert wurde. Unter dem Namen meiner Großmutter schrieb ich damals. Sie wird mir's in der Ewigkeit nicht übelnehmen. Sie war ja selbst „Auch eine“. Gedichte hat sie gemacht und Dichter bewirtet. Freiligrath und sein Freundeskreis sind bei ihr aus und ein gegangen, solange meines Vaters Vater Kapellmeister am Theater in Mainz war. Dieser Großvater! Auch er sieht hier auf meine Jugend, ein vornehmer, bildschöner Mann, der Künstlerträume träumte bis an seinen letzten Lebenstag.

Und der andere Großvater war ein Bauersmann, der wie ein gemachter Herr auf seinem Grund stand und seinen Tag mit der Bibel anfing. Nach der Bibel kam die Pfeife und der „Merkur“ (schwäbische Zeitung) und dann die Arbeit. Gott — Welt — Eigenstes. — Der Mann hat's verstanden.

Ich muß lachen, wenn ich an dieses Großvaters Frau denke. War die eine! Klein, aber scharf wie Doppelessig. Und dabei hatte sie lustige blaue Augen und lachte gern. Das Scharfe war für die Knechte da, für die vielen fremden Leute, die der Hof erforderte. Für uns Enkel waren die blauen lustigen Augen.

Diese drei Menschenpaare sind die Wurzeln meines Wesens und meiner Schreibereien.

Aber ein alter Mann gehört noch neben die Sechse. Die Erde deckt ihn längst. Er hat mich gelehrt, Aufsätze zu machen. Wenn er die Zensuren ablas, das Samtkäppchen auf Sturm gerückt, dann klopften die Herzen an die Rippen. „Auguste Schmitz,“ hat er dann bisweilen gerufen, „hoſt kei' Disposition g'macht und gottserbärmlich g'sudelt; aber sonst Respekt!“

Was will heute eine Kritik bedeuten, wenn man in seiner Jugend jenem gestrengen Mann standhalten mußte! — Jähzornig war er, fast hart; aber sonst — Respekt!

Aus: Deutsche Brüder. Stuttgart, Franckh. 1918.

Hirsau.

Von Wilhelm Jensen.

Die ganze Nagoldbahn zeigt sich sehr tunnelreich, wie die von ihr durchzogene Landschaft in ziemlicher Gleichartigkeit. Eine Wegstunde aufwärts von Liebenzell folgt an der Einmündung des eng und tief eingeschnittenen Ziegelbachtales und des Schweinbachtales die Station


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Hirsau in einem schönen, rings dunkelumwaldeten Kessel, dem nur der halbmondförmige, abgerundete, große rote Sandsteinbruch des Welzberges zur Abwechselung dient. Jenseits des Flusses erheben sich dicht am Rande des Dorfes, kaum über dies erhöht, die Trümmerreste des Klosters Hirsau gegen dunklen Bergwaldhintergrund, eine der größten und eigenartigsten Ruinen Deutschlands bildend. Man erhält aus der Entfernung keinen Eindruck von der weiten Ausdehnung derselben, sondern gewahrt nur drei, ohne Zusammenhang erscheinende, verbliebene Hochbauten, eine Gebäudewand mit zwei getreppten Giebeln, von hoher Baumkrone überbreitet, weiter nach rückwärts einen viereckigen Turm und zur Rechten eine noch erhaltene, mit kleinem Spitzturm versehene Kapelle. Erst beim Hineintreten sieht man zwischen langen, zerfallenen Kreuzgängen die alten Höfe in blühende Wiesenflächen und Obstbaumgärten verwandelt; prächtige, hohe Wipfel vereinigen sich da und dort zu waldartiger Schattenspendung. Am ragendsten ist aus dem Schutt des herzoglichen Lustschlosses, auch Abtei oder Prälatur genannt, über den beiden erwähnten Giebeln die berühmte, oft, doch am schönsten von Uhland besungene Ulme zu Hirsau aufgewachsen. Uhland selbst erscheint solchem Baumwipfel unter den schwäbischen Dichtern unseres Jahrhunderts vergleichbar, über die sich zumeist schon der Dämmerungsschatten der Vergessenheit legt, während ihn noch ein volles Goldlicht des Gedenkens und der Liebe der Besten seines Volkes überfließt. Neben der alten, 31 Meter hohen Ulme ist eine junge, doch auch bereits in erfahrenen Jahren befindliche, emporgeschossen. Besonders merkwürdig erweist sich als Überrest der alten Peterskirche des „Neuen Klosters“ der im Volksmund sogenannte Eulenturm durch die zum Teil rätselhaft unerklärbaren Tiergestalten seines aus Stein gehauenen Figurenfrieses.

Hirsau, auch Hirschau genannt, trägt fraglos seinen Namen von Hirschen (mittelhochdeutsch Hirz, Hirß), die vormals zahlreich in der Gegend gewesen, und führt auch einen Hirsch mit dem Abtsstabe zwischen den Vorderläufen im Wappen. Die Legende läßt das Kloster 645 durch eine adlige Wittib aus dem Geschlecht der nachmaligen Grafen von Calw, namens Helicena, infolge einer Traumerscheinung dreier Fichtensprossen aus einem Stamm, die sie am Morgen an dieser Stelle dann in Wirklichkeit angetroffen, begründen: eine Helicena-Kapelle bildet jedenfalls einen ältesten Teil der Baulichkeiten. Geschichtlich dagegen ist die Herstellung der Aureliuszelle im Jahre 838 unter Kaiser Ludwig dem Frommen (814—40). Das Kloster stellt sich als aus mancherlei


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hirsau


Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

verschiedenen Zeitabschnitten angehörigen Bestandteilen zusammengefügt dar; auch der romanische Stil weist dem Aureliuskloster mit der Kirche den ältesten Ursprung zu. Im 11. Jahrhundert folgte dann der Bau des „Neuen Klosters“ (Großhirsau) mit der Peterskirche in gotischem Stil, und am Ende des 16. Jahrhunderts ließ der Herzog Ludwig von Württemberg die alte, baufällig gewordene Abtei niederreißen und auf ihrem Grunde in deutscher Renaissance ein Lustschloß errichten (Giebel mit der Ulme), in dem er und seine Nachfolger oftmals Jagdaufenthalt nahmen und durch Üppigkeit glanzvoll verschwenderischsten Hoflebens sich in stärksten Gegensatz zu der Regel des hartbenachbarten Klosters versetzten.

Der Klosterabt Ludwig Veldener erhielt 1558 durch den Herzog Christoph von Württemberg in dem Dekan von Calw, Heinrich Weickertsreuter, einen lutherischen Koadjutor zugeordnet, der 1560 Abt wurde und die nur im Dreißigjährigen Kriege noch wieder durch ein katholisches Interregnum unterbrochene Reihe der protestantischen Äbte bis zur Aufhebung (1807) eröffnete.

Nach der Niederbrennung Liebenzells (1692) hatten die Franzosen Hirsau umlagert, sich jedoch durch eine Kontribution abfinden lassen, um möglichst schnell das nahbelegene Calw erobern und in Asche legen zu können. Schon waren sie vom letzteren nagoldaufwärts weiter gezogen, als ein unglücklicher Vorgang (der Schuß eines Calwer Bürgers auf Mélac) sie zu nochmaliger Umkehr veranlaßte, welche auch das Inflammenaufgehen Hirsaus zur Folge hatte. Das vollständig zerstörte Kloster ward nicht wieder aufgebaut, sondern seine weite Trümmerwelt als Steinbruch behandelt.

Aus: Durch den Schwarzwald. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Die Ulme zu Hirsau.

Von Ludwig Uhland.

Zu Hirsau in den Trümmern,
Da wiegt ein Ulmenbaum
Frischgrünend seine Krone
Hoch überm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau;
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus ins Himmelsblau.

Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
Als ob sie nur bestimmt,
Den kühnen Wuchs zu schirmen.
Der zu den Wolken klimmt.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn dort im grünen Tale
Ich einsam mich erging,
Die Ulme war's, die hehre,
Woran mein Sinnen hing.

Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen
Im ersten Morgenstrahl;
Ich sah ihn noch erleuchtet,
Wann schattig rings das Tal.

Zu Wittenberg im Kloster
Wuchs auch ein solcher Strauß
Und brach mit Riesenästen
Zum Klausendach hinaus.

O Strahl des Lichts, du dringest
Hinab in jede Gruft!
O Geist der Welt, du ringest
Hinauf in Licht und Luft!

Von Zavelstein nach Teinach.

Von Wilhelm Jensen.

Von Hirsau führt neben der Landstraße ein Gangsteig, sowie auf der anderen Seite der Nagold ein Wiesenpfad nach Calw; die ganze Gegend hat etwas höchst heimlich Trauliches. Zur Linken der Stadt windet sich in langen Schlingen interessant die Bahn nach Stuttgart am Gelände empor; gegenüber schlängelt sich durch die schön gehaltenen städtischen Anlagen ein überaus anmutiger Weg aufwärts, der, in eine Fahrstraße ausmündend, zur Hochfläche hinan und in 1½ Stunde nach Zavelstein führt. Für denjenigen, der Teinach besuchen will, ist das Einschlagen dieses Weges sehr zu empfehlen, außerdem versetzt derselbe überraschend aus der Talenge auf die leicht gewellte, einsame Ebene des Hochlandes. Durch weite Waldungen und Kornfelder gelangt man in menschenleerer Stille fast unvermerkt plötzlich vor die Häuser von Zavelstein — um Vergebung, der Stadt Zavelstein, wie es an ihrem Eingang amtlich beglaubigt steht. Zum Glück, denn man könnte sonst leicht in den unliebsamen Irrtum verfallen, Ihro Hochedelgeboren für ein kaum wohlgeborenes Dorfnest letzten Ranges anzusehen. Die Stadt Zavelstein ist die kleinste Stadt Württembergs, sie besitzt in etwa zwanzig Häusern mit einer Kirche, die ursprünglich ein Wartturm gewesen zu sein scheint, nur 300 Einwohner, doch bietet es einen gewissen Trost, daß alle diejenigen der bei ihr eingepfarrten Ortschaften, auch Teinachs, der schriftlichen Aussage des dortigen Volksschullehrers, gemäß „tot und lebendig nach Zavelstein gehören". Der nicht zweifelsfrei


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erklärbare Name bedeutet vermutlich Tafelstein, wohl von der Gestalt des Felsrückens, auf dem der Ort ruht. Seinen Ursprung verdankt dieser jedenfalls der an seinen Nordrand sich anschließenden, 1692 gleichfalls von den Franzosen zerstörten Burg der Grafen von Calw, auf die sich im 14. Jahrhundert Eberhard der Greiner von Wildbad (über Würzbach und Röthenbach) auf noch heute nicht unbeschwerlichen Wegen herüberflüchtete.



Zavelstein.

Kleine Burg für wenig Mannen,
Städtlein rußig, eng und schmal,
Rings des Schwarzwald Edeltannen,
Unten tief das Teinachtal —

Rauhe Lüfte, Wolkenflüge
Schneegestöber, Sonnenschein:
Also wandernd im Aprilis,
Schaut ich einst den Zavelstein.

Nie von Riß und Sprung genötet
Ragt sein schlanker Römerturm
Wie gegossen und gelötet
Quaderfest im Zeitensturm.

So stellt Joseph Victor von Scheffel in seinem „Gaudeamus" den Zavelstein gleichsam lebendig vor Augen. Die Ruine ist eigenartig und besaß unverkennbar in ihrem Turm auch ein böses Gefängnis. Letzteres soll von der Hartherzigkeit eines Vaters, des Herrn Hans von Gültlingen erzählen, der im 14. Jahrhundert seine Tochter darin eingesperrt, weil sie einen jungen, mit ihm in Zwietracht lebenden Ritter in seiner Gegenwart geküßt habe. Ob dies Mittel von endgiltiger Wirkung gewesen, vermeldet Frau Historia nicht. Jetzt scheinen die kleinen Mädchen oder vielmehr jüngsten Damen der „Stadt" an Sommerabenden mit Vorliebe barfüßig um den alten Turm zu tanzen. Im März dagegen geben sie sich einer noch anmutigeren Beschäftigung hin, indem sie alsdann auf den umher gebreiteten sonnigen Bergwiesen Sträuße von den lilafarbenen bis weißen gestreiften Blüten des Frühlingssafrans (Crocus vernus) pflücken, der sich sonst nur in Gärten findet,

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hierher aber als an eine der wenigen Stellen Süddeutschlands aus seiner Alpenheimat herübergewandert ist und veilchenhaft oder noch mehr gleich der Herbstzeitlose tausendfältig den Boden bedeckt.

Krokus, Sproß des Morgenlandes,
Seltner Gast auf Schwabens Flur,
Zeugnis ewig jungen Frühlings
Und uralter Weltkultur:
Wo jetzt Flocken niederwirbeln
Auf die wohldurchblümte Au,
Pflanzte einst ihr Safrangärtlein
Eine kluge Römerfrau.

Saft den Süpplein ihrer Küche,
Herzarznei für böse Sucht,
Dunkler Locken Wohlgerüche
Zog sie aus der edlen Frucht.
Und im Anhauch dieser Blume
Schritt sie, wenn der Frühling nah,
Opfernd zu dem Heiligtume
Der Diana Abnoba.

Das hervorragendste und einzig ansehnliche Gebäude des Ortes bildet eine Gastwirtschaft, mit großen Räumen sofort die Nachbarschaft eines viel besuchten Sommeraufenthaltes verratend. Ein Abend auf der dortigen breiten Terrasse, die in das von weiten, dunkeln Wäldern umfaßte Teinacher Tal niederblickt, ist etwas Schönes.

Ein steiler Abweg führt in einer starken Viertelstunde zum Dorf und Bade Teinach hinunter. Dem Rückblickenden verwandelt sich das Bild Zavelsteins rasch und vollständig. Dies liegt jetzt nicht mehr auf einer Ebene, sondern thront von hoher, fast senkrechter, tannendunkler Felswand mittelalterlich seltsam herab. Schnell ist in engem Talkessel Teinach, alturkundlich Taginach (vom männlichen Namen Tag, Dag und Ach), auch einmal 1523 als „Vorstadt von Zavelstein" benannt, erreicht. Es war ebenfalls ein „Wildbad" und hieß im 14. Jahrhundert danach, in dem sein „Sauerbrunnen" sich bereits großer Anziehungskraft erfreute. Das Bad geriet durch den Dreißigjährigen Krieg stark in Verfall und gelangte wesentlich erst wieder zum Aufschwung, als es in der Mitte des 19. Jahrhunderts durch Ankauf vom Staate in den Besitz eines Stuttgarter Verlagsbuchhändlers überging, dessen


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erben es weiter verkauft haben. Lage, Umgebung und Natur Teinachs besitzen sehr viel Anziehendes, doch ist der Talgrund etwas eng und bei großer Anzahl von Gästen zu einem Aufsuchen von Einsamkeit nicht gerade geeignet. Wer Luxus, Eleganz, Komfort und großstädtische Gesellschaft bevorzugt, wird dort vollste Befriedigung finden. Da dies überwiegend der Fall ist, bildet Teinach einen sehr beliebten Sommeraufenthaltsort. Die Zahl der (Säuerlings-, Eisen-, Natron-)Quellen ist sehr groß, und ihre Namen sind mannigfaltig: Dächsleins-, Hirsch-, Wiesen-, Bach-, Lauben-, auch Tintenquelle (von schwärzlicher Farbe). Die Wasser werden zum Trinken wie zum Baden benutzt.

Das sich unmittelbar anschließende Dörfchen Teinach hat etwas Trauliches. Ein dreiviertelstündiger hübscher Abweg führt aus dem Teinacher Seitental zur Bahnstation im Haupttal der Nagold, dessen bedeutungsvollste Orte Liebenzell, Hirsau, Calw und Zavelstein-Teinach sind.

Aus: Durch den Schwarzwald.
Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Aus Teinach.

Von Karl Mayer.

Hier zur Linken rauscht der Bach,
Und hier rechts, noch heute wach,
Ragt die alte Wart' empor,
Streben kühne Trümmer vor.

Hochumschloss'nes Tannental,
Zeit auf Zeiten zähl' einmal,
Die dein Wiesenbach durchschoß,
Die durchragte dieses Schloß!

Und des Dörfchens Glockenton,
Ha, wie oft erklangst du schon!
Wohl, verbringt die stille Zeit!
Meiner harrt die Ewigkeit!

Auf das Wildbad.

Von Justinus Kerner.

Quält Schmerz und Krankheit deine Glieder,
Macht welk dein Herz der Menschen Qual,
Verlaß die Welt und steig hernieder
In dieses unterird'sche Tal.

Hier legt Natur mit linden Armen
Dich an die Brust und löst den Schmerz,
Will dich kein Menschenherz erwarmen,
Erwärmt dich hier ihr Mutterherz.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der Wasser gute Geister singen
Hier aus kristallnen Tiefen laut:
„Bald werden dem wir Heilung bringen,
Der liebend unsrer Kraft vertraut.“

Ja, Kranker, wie ein Kind ans Herze
Der Mutter sich vertrauend legt,
Lieg in dem Born mit deinem Schmerze,
Von Lieb und Hoffnung still bewegt.

Wie Lenzeshauch wird's dich durchbeben;
Frag' nicht, wie diese Kraft man heißt;
Du kehrst, ein neuer Mensch, ins Leben
Und sprichst: Das tat des Wildbads Geist!

Freudenstadt.

Von Stadtschultheiß Hartranft.



Eine Perle des Schwarzwaldes, der Höhenluftkurort Freudenstadt und seine Umgebung — unter diesem Zeichen hat Freudenstadt weithin einen guten Klang. Wer sie kennt, die Freudenstadt, wer sie schon aus der Nähe oder aus der Ferne in lichtem, klarem Sonnenschein hat daliegen sehen in ihrer ganzen Originalität und ursprünglichen Waldfrische, umflossen von der Berge zartem Duft, träumerisch hineingebettet in die dunkle, weitvorspringende Waldesnische, hochthronend mit dem Blick hinüber auf die blauen Berge der Alb, hinein in die Poesie des Schwarzwaldes, hinab in des Tales Grund, der stimmt aus vollem Herzen mit ein: Freudenstadt, eine Perle des Schwarzwaldes!

Die Oberamtsstadt Freudenstadt ist die höchstgelegene Stadt Württembergs, 740 Meter über dem Meer. Sie liegt ziemlich eben auf einem die Quellengebiete der Murg (Forbach), Kinzig, Glatt und Nagold umfassenden Hochplateau am östlichen Saume des Schwarzwaldes auf der Wasserscheide zwischen Murg und Glatt oder im weiteren Sinne zwischen Rhein und Neckar. Wer vom Kniebis her (Westen) die tiefste Stelle der vielgeschlungenen Gebirgsstraße bei der Franzosenmühle und bei der Forbachbrücke überschritten, oder wer vom Murgtal (Friedrichstal) des Weges kommt, der hat durch die waldumrahmten Talengen hindurch von der Höhe herab so recht das Bild der oben am

Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Steilabhang gegen das Christophstal beherrschend gelegenen Bergstadt, gekrönt von den hochüberragenden Doppeltürmen der evangelischen Stadtkirche. Auf der Südseite ist die Stadt unmittelbar begrenzt von dem steilansteigenden Kienberg (800 Meter), nördlich von der leichter ansteigenden Kohlstädter Hardt, zwischen beiden eine Einsattelung, während östlich das herrliche Ausblicke auf die Schwäbische Alb und die Schweizer Alpen bietende Hochplateau über abwechselungsreiches Hügelland, Dörfer, Wälder und Wiesengelände hinweg langsam in der Richtung gegen das Neckartal abfällt.

Ein dunkler, unübersehbarer Tannenwald umgibt die Stadt von Norden, Westen und Süden in wunderbarer Pracht. Zwischen den Tannenwaldungen breitet sich das Wiesengelände wie eine hellgrüne Samtdecke über die Landschaft aus, und das Schwarzwaldbild ist vollendet durch die nach allen Seiten sich ergießenden munteren klaren Bäche und hellsprudelnden Gebirgswasser.

Die leichte Einsattelung, in der Freudenstadt liegt, bildete von jeher einen natürlichen Paß über die Höhen des Schwarzwaldes, den schon die Römer benutzten.

Im nahen Christophstal wurde seit dem 13. Jahrhundert Bergbau auf Silber und andere Metalle betrieben. Ursprünglich Vorbach genannt, erhielt Christophstal seinen jetzigen Namen unter Herzog Christoph, der den Bergbau neu belebte. Der Herzog Friedrich I., der nach vielen mißglückten Versuchen mit der Alchimie sein Heil im Bergbau suchte, ließ in der Nähe von Christophstal 2500 Morgen aus dem Tannenwald ausroden und teilweise durch die aus Österreich, Kärnten und Steiermark vertriebenen Protestanten eine neue Stadt anlegen. Der Bau begann 1599, und 1602 standen schon die vier Seiten des großen Marktplatzes. 1609 zählte die Stadt schon über 2000 Einwohner. Ob sie wegen ihres fröhlichen Gedeihens noch von ihrem Gründer Freudenstadt (1603) getauft wurde oder ursprünglich Fredenstadt (Friedrichsstadt) hieß, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls wird sie heute noch im Volksmund „die Freudenstadt" genannt. Infolge ihrer Lage als äußerster Vorposten Württembergs und als Schlüssel zum Kniebispaß wurde die Stadt öfter von Feinden, insbesondere den Franzosen überfallen, besetzt und geplündert.

Im Besitz von 2450 Hektar (7800 Morgen) schönsten, auf zwei Stunden bis zum Kniebis sich erstreckenden Tannenwaldes erfreut sich die Stadt eines behäbigen Daseins, und jeder Bürger erhält auf Ostern 25 Mark Bürgernutzen aus der Stadtkasse. Die Zeit, wo die Bürger keine


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gemeindeumlage zu entrichten brauchten, ist allerdings seit 1905 vorbei. Aus alter Zeit haben sich mannigfache Industrie- und Gewerbezweige erhalten, und in neuerer Zeit hat die Stadt als Luftkurort einen großartigen Aufschwung genommen.

Der Mittelpunkt der Altstadt ist der ausgedehnte Marktplatz, nicht weniger als 4,8 Hektar (14½ Morgen) umfassend, so groß wie manche kleine Stadt. Nach dem ursprünglichen Plan des Gründers der Stadt sollte der Marktplatz mit einem Schloß in der Mitte ein großartig angelegter Schloß- und Exerzierplatz werden, aber dieser Plan wurde nicht ausgeführt, und als 1829 die Stadtgemeinde dem Staat den Marktplatz abkaufte, beging sie den Fehler, ihn parzellenweise an die Bürger zu verkaufen, die ihn zu Gärten und allerlei nützlichen, aber unschönen Zwecken verwendeten. Ferner wurden planlos noch allerlei öffentliche Gebäude hineingesetzt. In neuerer Zeit hat die Stadtverwaltung angefangen, den Platz zu säubern und schon einige großzügige Kuranlagen, Tennisplätze usw. dort geschaffen. Die im Geviert um den Marktplatz stehenden alten Gebäude haben ihre glatten Giebelseiten gegen den Marktplatz gekehrt, und in den unteren Stockwerken haben sie auf Säulen ruhende Arkaden, die lebhaft an italienische Städte erinnern. In den vier Ecken des Marktplatzes standen ursprünglich vier in Winkelhaken erbaute Hauptgebäude, die Kirche, das Rathaus, das Kaufhaus und das Spital. Letzteres ist bei dem Brande von 1632 abgebrannt und nicht wieder aufgebaut worden. Das Kaufhaus ist in eine Realschule umgewandelt worden. Das Rathaus stammt aus dem Jahre 1670. Die von dem berühmten Baumeister Schickhardt in Renaissancestil erbaute evangelische Stadtkirche aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts besteht aus zwei im rechten Winkel zueinander stehenden Flügeln, von denen der eine für die Männer, der andere für die Frauen bestimmt ist, so daß die einen die anderen nicht sehen können, wohl aber den Geistlichen auf der im Winkel stehenden Kanzel.

Während die Nebenstraßen einen stark landwirtschaftlich ausgeprägten Charakter tragen, sind in den außerhalb der Altstadt gelegenen neuen Straßen zahlreiche hübsche Landhäuser, Gasthöfe und Pensionen entstanden. Die Stadt hat hübsche Anlagen (Hartranftanlagen, Theateranlagen usw.) geschaffen. Der Eindruck der meist am Walde stehenden oder durch das Wiesengelände zerstreuten, weithin sichtbaren Villen ist ein vom Kleinen bis zum Großen gleich freundlicher und lieblicher.

Freudenstadt ist ein besonders beliebter Stützpunkt für Ausflüge in den Schwarzwald, wo die dröhnende Axt des Holzhauers, des Wildes


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ruf, des Windes Sausen und des Wassers Brausen wie heilige Melodie zum Ohre dringt. Bietet doch Freudenstadt außer den inmitten des scharf durchschnittenen Geländes prachtvoll ebenen bequemen Waldwegen, durch die es sich einen Ruf in der feinen Welt verschafft hat, in seiner weiteren Umgebung eine unendliche Abwechselung von größeren Ausflügen (Kniebis-Allerheiligen, Bad Rippoldsau, Murgtal, Kinzigtal usw.), eine unerschöpfliche Quelle des Naturgenusses.

Nach: Höhenluftkurort Freudenstadt. 6. Aufl.
Freudenstadt, Kurverwaltung 1917.

F. Oberschwaben.

Die oberschwäbische Hochebene.

Von J. Lützelburger.



Fahren wir auf der Eisenbahn von Ulm nach Friedrichshafen, so kommen wir ins oberschwäbische Gebiet. Neue Bilder des Lebens, der Bräuche, Sitten und Gewohnheiten entrollen sich vor unseren Augen. Selbst beim raschen Flug mit der Bahn über die oberschwäbische Hochebene fällt dem aufmerksamen Beobachter auf, daß diese Gegend mit ihren Ortschaften und ihren Bewohnern einen auffallenden Gegensatz bildet gegen die Alb sowohl als gegen das Unterland. Hier lebt noch ein Schlag Leute, bieder und derb, denen ein Zusammenwohnen in Dörfern und Städten kein Bedürfnis ist, die am liebsten auf dem eigenen Hofe ihr Leben verbringen oder wenigstens in einer kleinen Gemeinschaft. Auch die geologischen Verhältnisse sind andere. Prof. Oskar Fraas erklärt sie wie folgt: Die Schichten und Formationen des Jura und der Trias sind für immer verschwunden und fordern keine weiter sich verbreitenden gleichartigen Böden zu gemeinsamer Kultur auf; das ganze Land ist Schutt und Geschiebe erratischer Natur, von den alten Gletschern vertragener oder diluvialer Schutt, den die Gewässer mit der Zeit aus den losen Moränehügeln entführt haben. In diesem erratischen Land, wo selten auch nur zwei gleiche Steine nebeneinanderliegen, lebt der Oberschwabe am liebsten für sich allein, unbelästigt vom anderen, aber auch nicht erfreut durch dessen Teilnahme oder getröstet im Leid. Sein Hof und sein Stall, sein Feld und seine Wiese, sein Wald und sein See bildet seine Welt, darin er als unumschränkter Herr regiert.


Digitized by Google


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Oberschwabe lebt entschieden besser als der Unterländer; er wohnt bequemer in der niedrigen Stube seines Holzhauses, er ißt besser und reichlicher, fünfmal des Tages, weniger Kartoffeln, womit die Schweine gefüttert werden, als Mehlspeisen, Geschmalzenes und Rauchfleisch. Er trinkt auch besser, kleidet sich besser und fährt lieber als er geht. Die vielen Kreuze und Heiligenbilder an den Straßen, die Kirchen und Lorettokapellen, die allenthalben zerstreut liegen, lassen keinen Zweifel darüber, daß wir jetzt im katholischen Teile Schwabens sind.

Eine der interessantesten Partien des südöstlichen Abfalles der Schwäbischen Alb ist das obere Donautal von Tuttlingen bis Sigmaringen. Das Tal schneidet bei Tuttlingen in die Alb ein, durchbricht sie bis Scheer und bietet einen beständigen Wechsel von schönen Partien. Zwei mächtige Gebirgsrücken, von denen einer, von Südwest kommend, den nördlichen Abhang des Juragebirges bildet, während der andere der steile und südliche Absturz des Hard und Heuberges ist, der, nördlich fortziehend, sich mit dem Schwäbischen Albgebirge vereinigt, schließen nämlich ein tief eingefurchtes, vielgewundenes Tal ein. Beide Gebirgsketten sind überwachsen mit Buchen, Tannen, Föhren und Niederwaldung; der Boden der Abhänge prangt mit den üppigsten Gräsern und Gesträuchern, während aus den Waldungen mächtige Gruppen nackter Felsmassen emporragen und mit ihren wechselnden Formen dem ganzen Talgürtel ein äußerst imposantes Ansehen geben. Verstärkt wird dieser Eindruck durch die vielen Seiteneinschnitte in beide Gebirgszüge, die, von Waldströmen gebildet, Massen von Steinblöcken und entwurzelten Bäumen in das Tal herunter treiben. Stellenweise sind beide Abstürze mit Massen solcher verwitterter Steine von oben bis unten überdeckt. Im Tale dagegen fließt in einem Halbkreis hart am Fuße der nördlichen Gebirgskette die Donau bald über glänzenden Kies, spielend in tausend Wellchen, bald ernst in dunkelgrüner Tiefe über losgerissene Steinblöcke dahinschleichend. An beiden Ufern ist sie mit einem Weidengürtel eingesäumt, und üppige Wiesen und Getreidefelder bedecken die ebene Fläche, die sie bespült.

Man hat schon seit Jahrhunderten beobachtet, daß die Donau in den Anfängen ihres Oberlaufes, von Donaueschingen etwa bis nach Sigmaringendorf, d. h. auf der Strecke, auf der sie das Tafelgebirge des Schwäbischen Jura durchfließt, einen großen Teil ihres Wassers an einigen Stellen unterirdisch verliert. In neuerer Zeit hat man festgestellt, daß dieses Wasser im durchlässigen Kalkgestein des Jura unterirdisch nach Süden rinnt und, 10 Kilometer weit davon entfernt, am


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jenseitigen Südfuße des Gebirges beim badischen Städtchen Aach im Hegau als Aachquelle wieder zum Vorschein kommt und den Rhein im westlichsten Ausläufer des Bodensees, im Zeller See, speist. Die Donau ist also in ihrem oberen Laufe ein heimlicher Nebenfluß des Rheins. Da die Donau in trockenen Jahren 36—172 Tage im Jahre austrocknet — erst in ihrem weiteren Laufe entsteht sie neu durch andere Zuflüsse — ergeben sich für die Anwohner des Versinkungsbereiches, namentlich die württembergische Industriestadt Tuttlingen, schwere Nachteile. Wasserwerke und Mühlen sind gehemmt, die Wiesenbewässerung ist unmöglich, und die Fische in der Donau verenden massenhaft. Die Württemberger wollten zwar im Donaubett die Löcher verstopfen, aber dagegen wehrte sich Baden. Deshalb will Württemberg eine Anzahl Talsperren anlegen, um in der wasserarmen Zeit der Donau Wasser zuführen zu können.

Die oberschwäbische Hochebene ist nicht so reich an Städten wie das Unterland, aber schon ein flüchtiger Überblick über sie zeigt uns, daß wir auch hier sehr interessante städtische Gemeinwesen finden.

Riedlingen, eine der fünf Donaustädte der vorderösterreichischen Gebietes, hat sich sein altertümliches Stadtbild gut erhalten.

Von einförmigen Strecken der Rauhen Alb herabkommend, steht der Wanderer im engen Talwinkel von Zwiefalten vor einer behäbigen Barockabtei und sieht im Inneren des Münsters eine wahre Festvorstellung des reichsten und feinsten Rokoko. Auch heute besteht noch der Ort, der 1803 an Württemberg kam, fast ganz aus Bauten der Klosterzeit.

Zwiefalten war früher Reichsabtei. 1089 ward das Benediktinerkloster von dem Grafen von Achalm gestiftet und von Hirsau mit den ersten Mönchen bevölkert. Es war von Anfang an eine Pflanzstätte geistiger und materieller Kultur und verwandelte die zum Teil noch wilde Gegend in einen lachenden Garten ringsum. Oft zogen 60 Brüder an einem Pfluge, um den Boden urbar zu machen. Seine Insassen gehörten vornehmlich dem Adel, nicht zum wenigsten dem höchsten, an. Strenge Zucht und Sitte haben die 48 Äbte von 1089 bis 1802 immer gehalten, so daß die Zwiefaltener oftmals, namentlich zur Zeit des allgemeinen Klosterverfalles, in Deutschland und der Schweiz, in Böhmen und Frankreich als Reformatoren begehrt wurden. Die größte Leidenszeit der Abtei fällt in das Jahr 1796, wo sie von den französischen Truppen ausgeplündert wurde.

Die Kirche ist ein großartiges Bauwerk in Kreuzesform mit einer


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichtspendenden Kuppel über der Kreuzung und zwei Türmen über dem Hauptportal. Im Inneren entzücken Stukkaturen und Fresken, Holzschnitzereien, Gemälde und andere Werke der Kunst das Auge des Beschauers. Seit 1812 ist in den Abteigebäuden eine Staatsirrenanstalt eingerichtet.

Auf einer Höhe über dem reizenden Donautal erhebt sich das Kloster Obermarchtal, jetzt fürstliches Schloß.

Die Stadt Ehingen trägt infolge von zwei verheerenden Bränden im 17. und 18. Jahrhundert wesentlich modernen Charakter. Besser hat das Städtchen Munderkingen sein altertümliches Aussehen bewahrt.



Wieland.

In Biberach gemahnen die Mauern, Türme und Kirchen an die Blütezeit dieser Reichsstadt vor dem Dreißigjährigen Kriege. 27 Dörfer und Weiler gehörten einst zu ihr, aber schwere Kriegszeiten und innerer Hader brachten die Stadt mehr und mehr herunter. Aus Biberach stammte der Dichter Wieland, dem 1881 hier ein Denkmal errichtet wurde. Wieland hat 1770 Biberach mit Abdera verglichen. Auf dem nahen Schloß Warthausen brachte er als junger Schwabe bei dem kurmainzischen Staatsminister v. Stadion im Umgang mit der geistreichen Schriftstellerin Sophie v. Laroche die schönste Zeit seines Lebens zu.

Ochsenhausen war früher Benediktinerabtei.

Buchau liegt an dem Federsee (Feder = Schilfrohr), der schon von Pfahlbauern besiedelt war, aber durch Trockenlegungen und Verschlammung immer weiter zurückgeht. Die Stadt war früher freie deutsche Reichsstadt, obschon sie kaum 1000 Einwohner zählte. Das Schloß war früher ein reichsfürstliches Damenstift, das aus einem alten Kloster heraus entstanden war. Das Stift hat fast 11 Jahrhunderte überdauert, denn es wurde in der Zeit Karls des Großen gegründet und 1802 aufgehoben. Seine Insassen waren stets nur die vornehmsten Damen, die die Regel des hl. Augustinus einhielten, aber zuletzt nur noch das Leben frommer Pensionärinnen führten und späterhin sogar austreten und heiraten durften. Die Äbtissin-Reichsfürstin von Buchau

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

saß im Reichstag auf der stolzen rheinischen Prälatenbank. Viele Streitigkeiten hatte die Abtei mit der Stadt Buchau, die als freie deutsche Reichsstadt eifersüchtig auf ihre Rechte war.

Die Oberamtsstadt Saulgau hat keine besondere Eigenart. Der Bezirk Waldsee ist reich an dunklen Seen und Mooren, besonders im südlichen Teil. Dörfer gibt es nicht viele, aber um so mehr Einödhöfe und kleine Weiler. Hier findet man den Typus des oberschwäbischen Bauernhofes: unter tiefgezogenem, teilweise noch strohgedecktem Walmdach dehnt sich oft in stattlichem Umfang Wohnhaus vereinigt mit Stallung und Scheuer aus; die breiten, niedrigen Fenster sind mit Blumen geschmückt, und auch die Läden zeigen oft bunte Farbe.

Schussenried war früher ein geistliches Stift. In der Nähe dehnt sich das Steinenhauser Ried aus, eine Moorgegend, in der in alten Zeiten Pfahlbauern wohnten. Seit den 1870er Jahren sind dort zahlreiche Überreste von jenen alten Ansiedelungen ausgegraben worden. Heute ist Schussenried der Mittelpunkt der oberschwäbischen Torfindustrie.

Im Algäu („Alpgäu"), von dem nur ein kleiner Teil auf württembergischem, der größere aber auf bayrischem Gebiete liegt, ist die Besiedelung durch Einschichthöfe am stärksten durchgeführt. Neben den zwei ehemaligen Reichsstädten Wangen und Isny, die sich in Straßenbildern und Befestigung noch vieles vom Gepräge der alten Zeit erhalten haben, und wenigen Dörfern stehen mehr als 600 Weiler und Höfe.

Die Stadt Isny mit ihren fünf Türmen und dem ehemaligen Benediktinerkloster, jetzt gräflich Quadtschem Schlosse, gewährt ein freundliches Bild. Sie war bis 1803 freie Reichsstadt und hat ihren altertümlichen Charakter zum großen Teil bewahrt, obschon 1631 ein großer Teil der Stadt abbrannte. Von den vier Stadttoren haben sich noch zwei erhalten. Außerdem stehen noch verschiedene runde Mauertürme an der teilweise noch mit Umgang versehenen hohen Stadtmauer. Die Pfarrkirche, die in ein Kloster umgewandelt worden, wurde 1096 Hirsauer Mönchen übergeben. Das jetzige fürstlich Quadtsche Schloß aus dem 17. Jahrhundert enthält noch den mit Fresken geschmückten Speisesaal des Klosters. Als Rathaus dient ein schönes Patrizierhaus aus dem Jahre 1680.

Die Umgebung der Stadt bietet reizende Ausblicke auf die bayrischen Alpen und die oberschwäbische Ebene. Von Isny aus kann man nach der südöstlichsten Ecke Württembergs gelangen: dort erhebt sich auf einem


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausläufer der Vorarlbergischen Alpen (der Adelegg), wo sich die einzigen Alpensennhütten und der höchste Wohnplatz des Landes (der Hof Adelegg) befinden, als zweithöchste schwäbische Bergspitze die Kuppe des Schwarzen Grats, 1118 Meter hoch.

Das Oberamt Tettnang bildet einen Teil des Bodenseegebietes und nimmt in seiner südlichen Hälfte an dessen landschaftlichen Schönheiten teil. Hier herrschten früher die mächtigen Grafen von Montfort, die, ähnlich wie die Tübinger Pfalzgrafen, von denen sie ausgingen, Stück für Stück von ihrem Besitz schwinden sahen, bis sie 1780 den Rest an Österreich abtreten mußten. Ihre Residenz war Tettnang, wo noch heute ein stolzes Schloß an sie erinnert. Ihr anderer Hauptsitz war Langenargen, wo sie sich auf einer weit in den See vorspringenden Landzunge eine Burg bauten. An deren Stelle ließ König Wilhelm 1858 ein maurisches Schloß erbauen.

Aus Ulms Vergangenheit.

Von J. Elß.

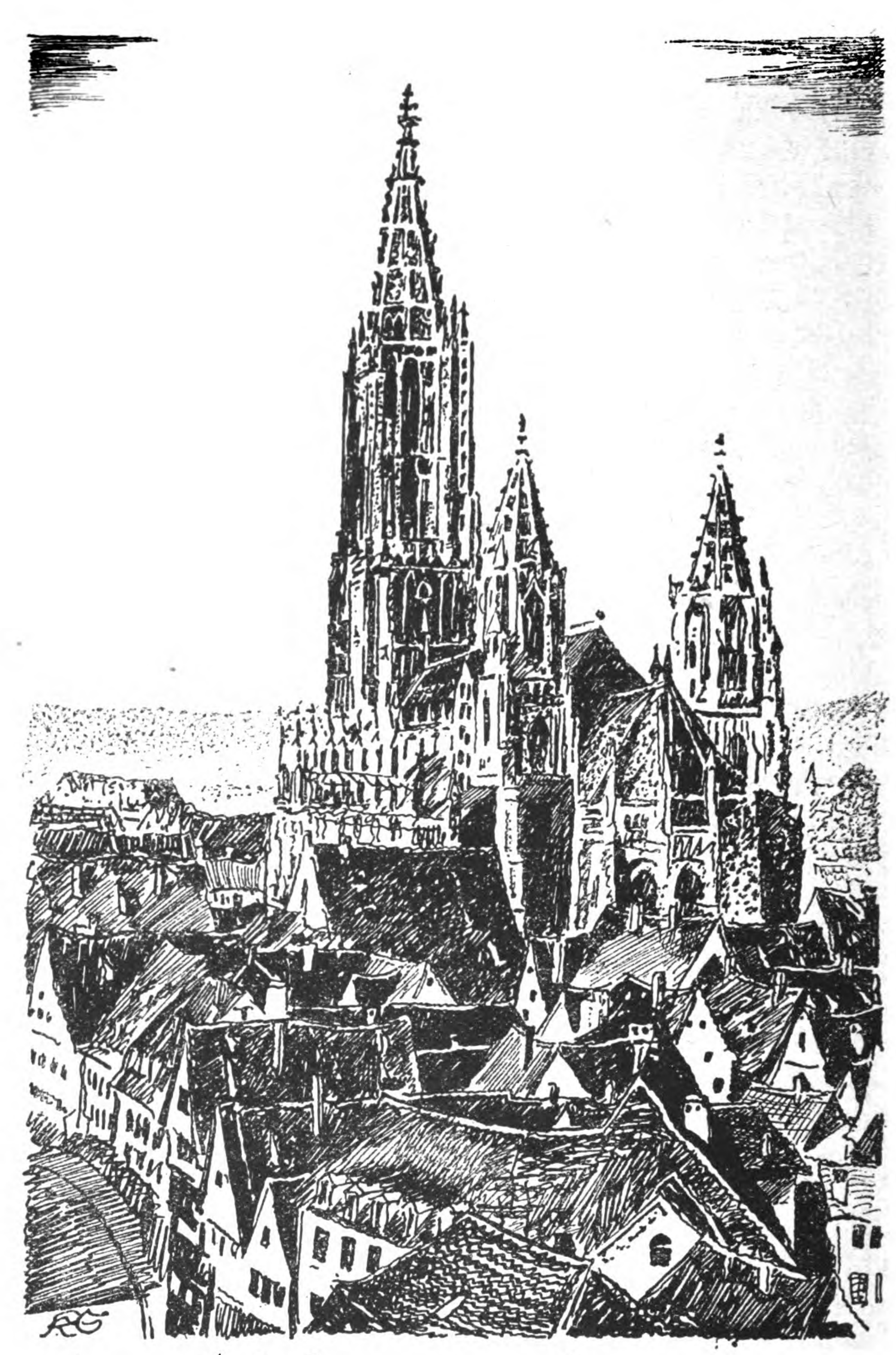
Ehemals eine der größten und mächtigsten Reichsstädte, blieb Ulm auch in der neueren Zeit bedeutend durch seinen Handelsverkehr und seine Festung.

Die Stadt liegt am linken Ufer der Donau ganz eben und wird von der Blau durchströmt, die hier in die Donau mündet. Ulm wird urkundlich zuerst 854 erwähnt. Es entstand aus einer königlichen Burg, der Pfalz. Weitab, auf dem alten Friedhofe, stand die der Jungfrau Maria geweihte alte Pfarrkirche. Um die Stadt, die sich aus der Pfalz entwickelte, gegen Einfälle zu schützen, wurde sie mit Mauern umgeben; 1027 wird sie als befestigter Ort genannt.

Die Blütezeit der Stadt begann unter den Hohenstaufen, die Reichsfreiheit erlangte sie aber erst unter König Rudolf, unter dem sie in den Schirm des Reiches überging. Rudolf und noch mehr sein Sohn Albrecht hielten sich öfters in Ulm auf. Während des Kronstreites zwischen Ludwig dem Baiern und Friedrich von Österreich entspannen sich in Ulm heftige Kämpfe, indem sich die Zünfte für Ludwig, die Geschlechter für Friedrich erklärten. Das Ergebnis war eine Umgestaltung der Verfassung, bei der die Zünfte das Übergewicht erhielten. Während dieser Zeit hob sich der Wohlstand der Stadt und ihrer Bewohner immer mehr. Ihr Handel war besonders blühend, solange der Warenzug aus dem Orient über Venedig ging. Die großen Kaufleute Ulms hatten


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Ulm a.D.

Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

in allen bedeutenden Handelsstädten Europas ihre eigenen Häuser. „Ulmer Geld geht durch alle Welt," sagte damals ein Sprichwort. Eben dieses Geld gab Ulm auch die Mittel, sich das größte Gebiet unter allen deutschen Reichsstädten zu erwerben; es umfaßte 15 Quadratmeilen mit etwa 120 000 Einwohnern. Während der Städtebündnisse des 14. und 15. Jahrhunderts spielte Ulm eine sehr wichtige Rolle und war meist der Vorort der schwäbischen Städte. Sein Bürgermeister Wilhelm Besserer war Mitgründer des Schwäbischen Bundes vom Jahre 1488.

Das schönste Denkmal aus der Blütezeit Ulms ist sein Münster, das mitten in der Stadt auf einem freien, geräumigen Platze steht. Sein Bau wurde im Jahre 1377 begonnen und bis zum Jahre 1492 fortgeführt, aber erst in der neueren Zeit vollendet. Ulm besaß schon früher nicht unbedeutende Werke der Skulptur und Architektur, aber erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts erreichte es eine Blütezeit, wie die Stadt sie in früheren Zeiten nicht gesehen, und nun suchte auch das steigende Selbstgefühl der Bürgerschaft sich in jenem monumentalen Bauwerk einen bleibenden Ausdruck zu geben. Das Münster ist so sehr der Hauptzweck und der Mittelpunkt aller Bauunternehmungen gewesen, daß in architektonischer Hinsicht alles andere dagegen zurücktritt. Nichtsdestoweniger zählte Ulm 12 Kirchen und 30 Kapellen und außer den 3 großen Klöstern der Barfüßer, Prediger und Augustiner noch manche andere und ein deutsches Haus. Auch boten die kgl. Pfalz in ihrer alten Gestalt, das Rathaus mit seinen spitzbogigen Giebeln und Fensterverzierungen und durch seine kunstreichen Gemälde ein schönes Ansehen. Nicht minder hatten auch die Tore eine stattliche Form mit Zinnen, Wappen, Bildwerk u. dgl. Sie waren sämtlich bemalt und gaben der Stadt ein Ansehen von Wohlhabenheit und Macht. Die Brunnen wurden mit reicher Kunst ausgeführt und mit farbigem Bildwerk geschmückt, teilweise ganz vergoldet und bemalt wie der Fischkasten auf dem Marktplatz, der Brunnen auf dem Weinhof usw. Auch die Kunst des Goldschmiedens wurde in Ulm getrieben. Es seien nur die Meister Claus (1434), Peter Schwarzenberg (1473), Jörg Aberer (1498), M. Greif (1508) genannt. In der Malerei hat sich Ulm ebenso durch seine eigentümliche Richtung als durch die großartigen und mannigfaltigen Werke seiner Schule ausgezeichnet. Mit Schön beginnt die Reihe der großen Maler, wie Herlen, Stocker, Acker, Schühlein, Knechtelmann, Zeitblom, die mit Schaffner abschließt. Einen besonderen Fleiß verwendeten andere Künstler auf die Glasmalerei. Davon zeugen die ausgezeichneten Glasgemälde im Chor und in der Bessererkapelle des Münsters. Aus


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den namhaften Künstlerfamilien ging ein Hans Schongauer (1498), ein Jakob Acker (1484), ein Cramer und ein Hans Wild (1480) hervor. Einen bedeutenden Einfluß der Kunst auf das Leben übten auch die Drucke, die von den sogenannten Kartenmalern bemalt wurden, deren es in Ulm ums Jahr 1400 eine große Zahl gab. Von den Formschneidern ist vor allen anderen Hohenwang zu nennen, der im 15. Jahrhundert blühend, durch seine Holzschnitte zur Ars moriendi berühmt geworden ist und zugleich den ersten Buchdruck in Ulm 1449 unternommen hatte. Unter den Bildhauern nehmen die beiden Syrlin die hervorragendste Stelle ein. Das unerreichte Meisterwerk des älteren Georg Syrlin ist das unvergleichliche Chorgestühl im Münster.

Schon früher war neben der Kunst auch die Wissenschaft in Ulm nicht zurückgeblieben. 1622 wurde die Lateinschule in ein akademisches Gymnasium verwandelt. Kepler verweilte 1623—26 in Ulm, um hier seine Rudolphinischen Tafeln drucken zu lassen. Mathematikern wie Krafft, Faulhaber, Furtenbach verdankt das im Mittelalter wohlbekannte Wort seine Entstehung: Ulmenses sunt mathematici (Die Ulmer sind Mathematiker). Als Anatom ist Leopold Fuchs berühmt geworden, und Georg Horst wird der deutsche Äskulap genannt. J. D. Leopold war ein hervorragender Botaniker.

Die Entdeckung Amerikas und hauptsächlich die Auffindung des Seewegs nach Ostindien waren für Ulm von nachteiligen Folgen, da sich der Welthandel allmählich von den Straßen über Ulm entfernte; doch blieb die Leinwand der Stadt weltbekannt, und der Handel mit diesem Artikel gestaltete sich immer gewinnbringender, bis er um die Mitte des 18. Jahrhunderts mehr und mehr in Abnahme geriet.

Der Niedergang der Stadt begann mit dem Schmalkaldischen Kriege, in dem sie ihre Aussöhnung mit Kaiser Karl durch eine große Geldsumme und Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung erkaufen mußte. Noch größere Verluste brachte der Dreißigjährige Krieg, in dem die Stadt zehn Monate lang eine Belagerung aushalten mußte, in der sie durch Hunger und Pest entvölkert und ihr Gebiet verwüstet wurde. Im Spanischen Erbfolgekrieg wurde sie 1702 von den Bayern überfallen, die Ulm zwei Jahre lang besetzt hielten. In den französischen Kriegen wurde die Stadt wiederholt beraubt und 1802 von den Franzosen an Bayern verschenkt. 1805 fand in Ulm die schmähliche Kapitulation des österreichischen Generals Mack statt, der hier, von den Franzosen eingeschlossen, die Besinnung verlor und sich mit einem Heere von 60 000 Mann an Napoleon gefangen gab.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erst seitdem Ulm 1810 an Württemberg kam und ihm seine Stiftungen 1823 zurückgegeben wurden, hob sich der Wohlstand der Stadt wieder. Handel und Gewerbe erblühten neu, und der Festungsbau brachte neues Leben. Von 1842 bis 1866 war Ulm deutsche Bundesfestung, seither Reichsfestung. Seit Beseitigung des die Stadt einengenden Festungsgürtels hat die Industrie einen lebhaften Aufschwung genommen.

Südlich vom Münster, auf dem Marktplatz, erhebt sich das Rathaus, das im Anfang des 16. Jahrhunderts im Übergang vom spätgotischen zum Renaissancestil erbaut wurde. Die Fassade ist mit alten Fresken geschmückt. Der neue Bau wurde Ende des 16. Jahrhunderts an Stelle der alten kaiserlichen Pfalz erbaut. Mehrere Räume weisen reiche Holzdecken und Wandvertäfelungen auf. Im Hof ist eine schöne Säulenhalle und der St. Hildegardsbrunnen. Das Schwörhaus (benannt nach dem Schwören des Bürgereides) enthält jetzt die Stadtbibliothek, das Archiv und die Gemäldegalerie.

Die Schiffbauer, Holzhändler und Fischfänger, die den gemeinsamen Namen Fischer tragen, bewohnen seit Jahrhunderten ein eigenes Stadtviertel. „Unter den Fischern“ heißt es im Munde des Volkes, und es liegt unweit der Donau, da, wo die Blau ihr zufließt. Diese schlängelt sich mit zierlichen Windungen durch die malerisch gruppierten Häuserinseln.

Von den verschiedenen Sehenswürdigkeiten der Stadt sei noch das ehemalige Neubronnersche Haus (jetzt Gewerbemuseum) erwähnt. 1605 vollendet ist die Außenseite im Renaissancestil einfach und schlicht gehalten. Dagegen birgt es im Innern Zimmer mit Kunstschätzen aus allen Jahrhunderten. Auf der Stadtmauer an der Donau kann man einen hübschen Spaziergang machen. Jenseits des Flusses liegt das bayrische Neu-Ulm, zu dem drei Brücken hinüberführen.




Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vom Münsterbau zu Ulm.

Von Fritz Zilcken.



icht leichtlich wird ein Reisender Ulm passiren, der nicht sollte das unvergleichliche Gebäude dess Münsters mit Verwunderung ansehen und fragen: wer dasselbe angeleget? auch auf Vernehmen, daß die Burger auss Ihren Mitteln solches aufgeführet, seine Verwunderung vergrößern.

Also beginnt eine Beschreibung des Ulmer Münsters in einer alten Scharteke, die ich einst auf dem Trödelmarkte zu Ulm gekauft habe. Leider ist das „Titulblatt" herausgerissen, so daß ich nicht in der Lage bin, Namen des Verfassers, Ort und Jahr des Druckes zu nennen. Weshalb ich aber diese Stelle als Einleitung hierher setze, das geschieht deshalb, weil es mir selbst genau so erging, wie es jenes Büchlein schildert. Das war im Anfange der siebenziger Jahre, da ich einmal mit der Eisenbahn in der Richtung von Wien gen Straßburg fuhr. Es war im Sommer und sehr warm, deshalb reiste ich nachts. Um Mitternacht hatten wir München verlassen. Die reizlosen Moorstichlandschaften Oberbayerns flogen, von der halben Dunkelheit der Sommernacht freundlich umhüllt, vorüber, dann ging es über den Lech, und beim Morgengrauen erreichten wir bei Günzburg das Donauried. Weiden- und Erlengebüsche zu beiden Seiten der Bahn, bei Leipheim einen Blick auf die aufblauende Rauhe Alb, dann plötzlich aus der Ebene aufragend, von der Morgensonne rosig angehaucht, ein breiter, schwerer Turm, anscheinend ohne jede künstlerische Gliederung, jedenfalls nach oben ohne harmonischen Abschluß. Das konnte nur das Münster von Ulm sein, von dem ich damals wohl schon gehört, von dessen Aussehen ich jedoch nicht die mindeste Vorstellung hatte. Wie wir näher kamen, wurde auch ein massiges Langhaus sichtbar, viel zu groß für den Turm, so daß das Ganze ein wahres Ungetüm von Bauwerk war. Dennoch packte es und heischte seltsame Teilnahme, so daß ich den raschen Entschluß faßte, die Fahrt für einige Stunden zu unterbrechen, um dieses Ungetüm des Näheren zu beäugen. Es war noch sehr früh am Tage, als ich die ehemalige freie Reichsstadt betrat und durch die lange Straße mit den von Stockwerk zu Stockwerk überragenden hohen Giebelhäusern, die vom Bahnhofe fast in gerader Richtung auf das Münster führt, dahinschritt. Nirgends etwas Lebendiges. Nur einmal begegnete mir ein

Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

müder Wächter, und ab und zu huschte eine Katze über die Gasse. So erreichte ich den Münsterplatz, der damals noch nicht so erbreitet war, wie er jetzt ist, und als ich dann vor dem gewaltigen Bauwerk stand, das unfertig und doch mit dem unverkennbaren Altersgrau mehrerer Jahrhunderte in den jungen Tag hineinragte, da hatte ich das Gefühl, als sei dieses alles ein Märchen, als habe mein Fuß eine Dornröschenstadt betreten, die vor drei oder vier Jahrhunderten in tiefen Schlaf gesunken und nicht wieder aufgewacht, und es sei alles so geblieben wie es damals gewesen. Vor vier- und dreihundert Jahren aber saßen auf dem deutschen Kaiserthrone der erste Maximilian, den man den letzten Ritter nennt, und der fünfte Karl, der mehr ein Welscher denn ein Deutscher war, und es begann für das deutsche Reich eine schwere und drangsalvolle Zeit. Kein Wunder, daß da ein Bauwerk, das in dem Stile ersonnen, der noch unter dem letzten Staufer aufzukommen begann, und das in einer Kühnheit geplant war, dem in deutschen Landen nur der Dombau zu Köln an die Seite gestellt werden kann, unfertig liegen geblieben, durch allerlei Gademen und Anbauten entstellt, fast schon zur Ruine geworden ist und wohl immer mehr zur Ruine werden wird. So dachte ich, als ich sinnend das Gebäude umschritt. Aber da sah ich am Chor neues Baugerüst und in der Bauhütte allerlei zum Versetzen fertige Werksteine. Die lagen nicht im Dornröschenschlafe, die waren von gestern und heute. Der alte staufische Rotbart im Kyffhäuser war aufgewacht, mit ihm das deutsche Volk. Des neuen Reiches Herrlichkeit hatte es sich errungen, ein frischer Geist neugeweckten nationalen Bewußtseins wehte durch die deutschen Lande, und Aufgaben, die unsere Vorfahren uns ungelöst zurückgelassen, will und wird die neue Zeit vollenden, wie den Wunderbau am Rhein, so auch das Münster an der Donau. Die Bürger von Ulm aber stießen ihre Läden auf, das gewerbliche Leben der Stadt erwachte allenthalben, als ich wieder dem Bahnhof zuschritt, von wo der Zug mich durch das Stuttgarter Tor bald von dannen führte.

Die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts bildet den bedeutsamsten Abschnitt in der politischen Geschichte der Stadt Ulm, gleicherweise auch die Zeit ihres größten wirtschaftlichen Aufschwunges im Mittelalter. Die langen Kämpfe der Zünfte gegen die Geschlechter waren mit dem Obsiegen der letzteren beendet worden und hatten förmlich ihren Abschluß gefunden in dem sogenannten Schwörbriefe vom Jahre 1327. Die vollkommene Gleichstellung der Geschlechter und Zünfte in Beziehung auf die bürgerlichen Rechte war darin ausgesprochen


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

worden, und fortan war „Burger“ ein den Geschlechtern und Zünften gemeinsamer Name. Auch zu Kaiser und Reich bestand bald ein Verhältnis der Unterordnung nicht mehr. Nicht einmal mehr mittelbar übte der Kaiser einen Einfluß aus. Aller seiner Hoheitsrechte war er zu Ulm entäußert. Nur das Patronatsrecht über die Pfarrkirche besaß noch das Benediktinerkloster auf der Insel Reichenau im Bodensee. Das mochte die Burger baß kränken. Und da nun diese unserer lieben Frauen geweihte Pfarrkirche außerhalb der eigentlichen Stadt in einer feuchten Niederung des Blauflüßchens gelegen war, so faßten sie den Entschluß, sich aus eigenen Mitteln eine neue Pfarrkirche zu erbauen. Am 30. Juni 1377 legte Burgermeister Ludwig Krafft unter großer Feierlichkeit den Grundstein zu der neuen Kirche, die, wie die alte, welche bald danach niedergelegt wurde, ebenfalls der Gottesmutter geweiht wurde. Eine Kathedrale, einen Dom aber hatten die Burger nicht bauen wollen, sondern nur eine Pfarrkirche, und in den großartigen Abmessungen, wie das Münster sich jetzt bei seiner Vollendung darstellt, war jene gar nicht geplant. Darauf lassen die für einen solchen Bau ursprünglich ganz ungenügend starken Grundmauern schließen. Es ist nicht bekannt geworden, von welchem Meister jener erste Plan herrührt, der eine Hallenkirche mit drei Schiffen vorsah, also in der Bauart erdacht war, der in der Gotik ein gewisser bürgerlicher, um nicht zu sagen spießbürgerlicher Charakter anhaftet. Eine Baurechnung von 1378 nennt zwei Männer, Heinrich und Michel, jenen als „vnsern werckman seligen“, diesen als „der nu bestelt ist worden zv dem werck“, und demnach kann man jenen Werkmann Heinrich wohl als den Ersinner des ersten Planes annehmen. Erst 1390 wird Ulrich E n s i n g e r genannt. Die Herkunft und die Lebensschicksale dieses vielgewanderten Baukünstlers sind nicht ganz offenkundig. Früher war man vielfach geneigt, seine Heimat in das schweizerische Uechtland zu verlegen; neuere Forschung dagegen läßt ihn aus dem Dorfe Ensingen bei Ulm gebürtig sein. Mit ziemlicher Gewißheit ist auch nachgewiesen worden, daß er der nämliche deutsche Baumeister ist, den die Mailänder 1394 an ihren Dombau berufen hatten, der aber, als er die Lombarden nicht zur Annahme seiner großartigen Pläne bewegen konnte, nach vier Monaten trotzig nach Deutschland zurückkehrte. 1399 erscheint er noch in Ulm. In demselben Jahre aber leitete er auch den Münsterbau zu Straßburg, wo er an Erwins Dom den Nordturm von der Plattform bis zum Abschluß des großen Fensters führte. In den Jahren 1406—08 war er am Bau der Frauenkirche zu Eßlingen beschäftigt. Dieser vielerfahrene Meister gestaltete


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den ursprünglichen einfachen Plan der Hallenkirche mit einer fast beispiellosen Kühnheit um. Die jetzige außerordentliche Höhe des Langhauses und die ungewöhnliche Breite der beiden Seitenschiffe der damals noch dreischiffigen Kirche sind sein Werk, und der Gedanke der Errichtung des Riesenturmes entsprang zweifellos auch seinem Geiste, wenn auch der uns erhaltene Plan, der der jetzigen Ausführung zur Grundlage gedient hat, noch nicht von ihm herrührt. Er starb 1419 zu Straßburg. Sein Nachfolger in Ulm war seit 1417 Hans Kun, der wahrscheinlich eine Tochter des Ulrich Ensinger zur Frau hatte. Um 1446 war Kaspar Kun, ein Sohn dieses Hans, am Münster beschäftigt. Außer jener Tochter hatte Ulrich noch zwei Söhne, Kaspar und Matthäus. 1429 wird Kaspar als Kirchenmeister der Frauenpfarre genannt. Sein Bruder Matthäus war 1430 Kirchenmeister zu Bern. Auch ein Meister Matthias Ensinger, ein Sohn Kaspar Ensingers, war Baumeister am Münster zu Bern; dieser starb 1451. Matthäus Ensinger aber kehrte nach Ulm zurück, nachdem sein älterer Bruder schon 1430 und dessen Nachfolger im Bau, jener schon genannte Kaspar Kun, 1446 gestorben war. Er selbst starb 1463. Ihm folgte sein Sohn Moritz. Wann dieser letzte der Ensinger, die an unserer lieben Frauenkirche zu Ulm beschäftigt gewesen, vom Bau zurückgetreten, ist nicht bekannt, jedenfalls aber geschah es vor 1480, denn in diesem Jahre wurde Matthäus Böblinger von Eßlingen, der schon seit 1477 am Münster gearbeitet hatte, auf Lebzeiten als Kirchenmeister angestellt.

Bis dahin, also in einer Bauzeit von rund hundert Jahren, waren der Chor, der schon 1383 gottesdienstlichen Zwecken diente, das Langhaus mit geschlossenen Gewölben und dem Maßwerke der Fenster im Hochschiff, die untersten Stockwerke der beiden Chortürme und der Hauptturm bis zur Höhe von ungefähr 45 Meter fertig geworden. Im Inneren der Kirche aber waren das große Gemälde über dem Triumphbogen, das Sakramentshäuschen, das geschnitzte Chorgestühl von Jörg Syrlin, in seinen Einzelheiten mit das beste, in seiner Gesamtheit das größte Werk, das die spätgotische Holzschnitzkunst Schwabens hervorgebracht, ferner der Taufstein, viele Altäre, Glasmalereien und andere Zierate geschaffen worden. Manches davon waren Stiftungen Ulmer Geschlechter, der Rot, Besserer und Neithart, von welchen die beiden letzten auch die nach ihnen benannten Seitenkapellen nördlich und südlich neben dem Chor errichten ließen.

Matthäus Böblinger war Münsterbaumeister zu Ulm von 1477 oder 1480 bis 1492. Seine Tätigkeit bestand darin, daß er den



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hauptturm bis zum Abschluß des Vierecks, also bis zu einer Höhe von 70 Meter führte. Dann aber ist dieser dem Ulrich Ensinger ebenbürtige Meister der Erfinder des Planes, nach welchem in unserer Zeit die Vollendung des Turmbaues stattgefunden hat. Ein von seiner Hand auf Pergament gezeichneter Aufriß des Turmes von der Sohle bis zur Spitze wird in der Neithartschen Kapelle aufbewahrt. Der Abgang dieses Meisters vom Schauplatze seiner Ulmer Tätigkeit war kein ganz freiwilliger. Allerlei Umtriebe und Zettelungen, die gegen ihn ins Werk gesetzt worden, führten zu einem kleinen Aufruhr, als an einem Sonntage des Jahres 1492 aus dem Gewölbe des Schiffes zwei Steine in die Kirche herabfielen. Der Meister verließ die Stadt und begab sich nach Eßlingen zurück, wo er in hohen Ehren 1505 starb. Sein Nachfolger war Burckhardt Engelberg, Steinmetz von Augsburg, wo er die Kirchen St. Ulrich und Afra gebaut hatte. Er war es, der den Hauptturm, als dieser eine Neigung aus dem Lot zu zeigen begann, 1494 zum erstenmal unterfuhr. Dann teilte er die Seitenschiffe in zwei Hälften, so daß von da ab die Kirche als eine fünfschiffige erscheint. Um diese Zeit und noch etwas später waren auch der jüngere Syrlin, ein Sohn des Hans Syrlin, Hans Schülin, Martin Schaffner und Bartel Zeitbloom tätig, das Münster durch Malerei und Bildwerk zu zieren. Im ganzen aber stockte der Bau. Kaum notdürftig wurde das Vorhandene erhalten, und etwa vorgenommene bauliche Arbeiten bezogen sich ausschließlich auf Veränderungen, welche die durch die Reformation bedingte andere Kultusform notwendig machten. Nur die Renaissancetüren aus dem Jahre 1618 und die schmiedeeisernen Chorgitter aus dem Jahre 1713 sind aus dieser länger denn dreiundeinhalb Jahrhundert währenden Zeit der Baustockung zu erwähnen.

Der Geist der Romantik, der im ersten Fünftel des 19. Jahrhunderts in Deutschland zu herrschen begann, derselbe, dem nicht zum wenigsten auch die Wiederaufnahme des Kölner Dombaues zu danken ist, ergriff etwas später auch einen Kreis von vaterlandsliebenden und kunstsinnigen schwäbischen Männern, so daß sie sich des von ihren Vorfahren überlieferten Werkes erbarmten, das halbfertig, fast Ruine, von tiefem Dornröschenschlafe befangen, in ihrer Mitte stand. Sie gründeten 1841 einen Ulmer Münster-Verein, der sich die Wiederaufnahme und Vollendung des Münsterbaues zum Ziel setzte. Wie in Köln der preußische König Friedrich Wilhelm IV., so übernahm in Schwaben der damalige württembergische Kronprinz, der spätere König Karl, den Schutz des Vereins. Unter der Leitung von Ferdinand


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

T h r ä n wurde 1844 wiederum eine Münsterbauhütte in Ulm eröffnet, zunächst nur mit zwei Steinmetzen. Bald jedoch konnte sie erweitert und mit einer wirklichen Weiterführung des Baues begonnen werden. Unter Thräns Leitung kam bis 1870 das ganze großangelegte Strebesystem mit Strebbögen, die eine Spannweite von 15 Meter haben, zur Ausführung. Nach Thräns Tode übernahm sein Schüler S e e b o l d den Bau, jedoch nur für ein Jahr, da er bereits 1871 starb. Von da bis zum Jahre 1881 war Ludwig S c h e u Münsterbaumeister. Unter seiner Bauleitung wurden vornehmlich die beiden Chortürme und der von ihm neu geplante und reizend erdachte Chorumgang fertiggestellt.

Die Zeit der Romantik war jetzt in Deutschland vorüber. Blut und Eisen hatten das feste Gleichgewicht zwischen Geist und Körper wiederhergestellt, die weltgeschichtlichen Ereignisse von 1866 und 1870 hatten ein neues Deutsches Reich, stark und einig, geschaffen. Ganz dem Geiste dieser neuen Zeit entsprechend, gab sich die in das Jahr 1877 fallende fünfte Jahrhundertfeier der Grundsteinlegung des Ulmer Münsters kund, die durch die Ulmer Bürgerschaft glänzend begangen wurde. Durch dieses Fest wurde die Aufmerksamkeit von Alldeutschland auf den Bau des protestantischen Domes im Schwabenlande gelenkt, reiche Spenden wurden ihm zugewendet, und der Verband deutscher Architekten und Ingenieure sprach es auf seiner Tagung zu Wiesbaden 1880 unumwunden aus, daß nach der Vollendung des Kölner Domes die Vollendung des Ulmer Münsters eine nationale Schuld des deutschen Volkes sei. Zu diesem Werke wurde Professor August B e y e r, ein Schüler Egles, berufen. Nicht leicht war die Aufgabe, die seiner harrte, besonders bei der Fortführung des Turmbaues; denn einfach da, wo Matthäus Böblinger aufgehört hatte, die Steine zu versetzen, fortzufahren, war für den neuen Meister bei diesem Turm unmöglich. Eine Untersuchung führte zu dem Ergebnis, daß, wenn der Baugrund an sich auch durchaus gut sei, die Fundamentierung doch bei weitem nicht imstande sein würde, das ungeheure Gewicht des vollendeten Turmes zu tragen. Ein neues Unterfahren, gleichzeitig ein Verstärken der Turmwände nach innen, und zwar von der Sohle bis zum Abschluß des Viereckes, also auf eine Höhe von 70 Meter erschien vonnöten. Diese sehr schwierige und gefährliche Arbeit wurde in der kurzen Zeit von fünf Jahren vollendet; nachdem dann das alte zipfelkappenartige Notdach und etwa 7 Meter des alten Baues abgetragen worden, konnte mit dem Weiterbau begonnen werden, der so überraschend schnell


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gefördert wurde, daß am 31. Mai 1890 das letzte Werkstück der Kreuzblume versetzt werden konnte.

Das Ulmer Münster, das der Zeit seiner Gründung entsprechend überall die kennzeichnenden Einzelheiten und Profilierungen der späteren Gotik zeigt, bringt in seiner ganzen Erscheinung, wie kein zweites Bauwerk dieses Stils, das ihm als Grundgedanken eigene Streben nach oben zum Ausdruck. Die ganze bebaute Fläche umfaßt 7040 Quadratmeter mit einem lichten Raum von 5105 Quadratmeter. Die Länge im Inneren beträgt 123,1 Meter, die Breite 44,7 Meter. Der Chor ist 26,8 Meter, das Mittelschiff 41,8 Meter hoch. Der Hauptturm aber mißt in seinem Viereck 70 Meter, in seinem Achteck 32 Meter, im Helm 59 Meter, in seiner ganzen Höhe also 161 Meter; er ist unter der Ausführung durch den letzten Münsterbaumeister Professor August Beyer 10 Meter höher geworden, als Matthäus Böblinger ihn geplant hatte, und 7 Meter höher als die Kölner Domtürme, die ihren Ruhm, die höchsten Steintürme der Erde zu sein, damit an das Münster in Ulm abtreten mußten.

Viele Jahre sind dahingegangen, seit ich das Münster zu Ulm im frühen Morgengrauen zum erstenmal erschaute. Seitdem habe ich oft Gelegenheit gehabt, die alte Reichsstadt zu besuchen. Da habe ich denn gesehen, wie der Bau wuchs und wuchs, und habe nicht versäumt, mich mit allen seinen Einzelheiten vertraut zu machen. Im Häuschen des Feuerwächters, das einst in dem Stumpfe des Achtecks errichtet war, habe ich oftmals gesessen; auf der riesigen Plattform, die entstanden war, als das alte Dach dem neuen weichen mußte, bin ich gelustwandelt, in dem Gebälke des Turmgerüstwerkes bin ich hinaufgekraxelt, so weit es erlaubt war und auch noch weiter, und in der Presse habe ich manche Lanze für das Werk eingelegt, das mir ans Herz gewachsen war, als stände es in meiner eigenen Vaterstadt, auch zuweilen einen Speer gesplittert, ob dessen Gekrach die, so anderer Meinung waren, sich zornig aufbäumten. Nichts für ungut! Es geschah alles für die gute Sache, und schließlich hatten wir alle ja die große Freude, zu sehen, wie das ehemals unfertige, halb verfallene Ungetüm von Bauwerk zu einem vollendeten, edlen Kunstwerk geworden ist, das hoch ob aller Menschen Geschlechter in die Lüfte ragt, schlank, zierlich und doch stark, ein Denkmal deutscher Kunst und deutschen Könnens für alle Zeiten. Pfüt di Got, noch viele Jahrhunderte lang!

Aus: Kölnische Zeitung 1890.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das neue Ulm.

Von Prof. Dr. Greiner.

Weltwende! Weltwende im Reich durch den Zusammenbruch des alten deutschen Staatswesens, bei den deutschen Stämmen, die jetzt wieder mehr auf sich und die in ihnen schlummernden Eigenkräfte angewiesen sind, Weltwende aber auch für die großen deutschen Städte, die gar oft in vergangenen Jahrzehnten zur Heimat der Heimatlosen geworden sind und in sittlicher und kultureller Beziehung in nivellierender Weise gewirkt haben! Auch für die alte Donaustadt Ulm ist eine neue Zeit angebrochen. Freilich gehört Ulm nicht zu den großen Städten. In seiner mittelalterlichen Blütezeit hatte die Stadt nicht viel über 20 000 Einwohner, und beim Übergang an die Krone Württemberg zählte sie kaum über 10 000 Seelen. Nach der Zählung von 1919 wohnen in ihr, Neu-Ulm eingerechnet, nur 71 223 Menschen, wovon 11 374 auf letztere Stadt entfallen. Und doch hat Ulm nach Lage und Wichtigkeit, wenn auch nicht die Größe, so doch die Bedeutung einer großen Stadt.

Gewöhnlich betrachtet man die Stadt als alte Reichsstadt, als Kunststadt, und sieht in ihrem wundervollen Münster, ihrem wertvollen Museum, ihren romantischen Gassen und Winkeln, ihren hochgiebeligen Patrizierhäusern treue Hüter einer glorreichen Vergangenheit. Und bei dem Suchen und Schauen des Alten vergißt man das neue Ulm, das, nach allen Seiten sich dehnend und reckend, wie ein schützender Kranz um die Altstadt sich schlingt und an Umfang die letztere weit überragt. Um den altreichsstädtischen Kern legt sich die moderne, nicht minder interessante Stadt.

Das heutige Ulm verdankt seine Existenz der Boden- und Wohnungspolitik der letzten Jahrzehnte. Diese ist nicht neu. Die Urkunden und Akten der mittelalterlichen Reichsstadt zeigen mit überraschender Deutlichkeit, daß Rat und Bürgermeister der Stadt seit dem 14. Jahrhundert diese Politik mit Glück geübt haben. Einen festumrissenen Plan mit bestimmten Zielen erhielt in unserer Zeit diese Politik, seitdem Oberbürgermeister Dr. v. Wagner sein Amt als Stadtvorstand Ulms 1891 angetreten hatte. Er gründete nach seinem Amtsantritt den Wohnungsverein (A.-G.), der im Laufe der Jahre unter Aufwendung von 223 000 Mark 18 Wohnhäuser erstellte. Dann erhob er diese Fürsorge zur Gemeindeangelegenheit und erwarb 1892 das umfassende Hofgut zur „Unteren Bleiche“ für die Stadt, ein Kauf, der den eigentlichen Ausgangspunkt der Ulmer Boden- und Wohnungspolitik bildete.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der erworbene Besitz wurde zum allseitig abgewogenen Nutzen der ganzen Gemeinde verwendet, für die Privatbautätigkeit, Industrie, die Militär- und Eisenbahnbehörden. Aber der freien Entwickelung war die Festungseigenschaft der Stadt Ulm mit ihren ausgedehnten Bauverboten noch ein hemmender Riegel. Ihn beseitigte 1899 der Kaufvertrag zwischen dem Reich und der Stadt, der 70 Hektar des Festungsgeländes für 3 882 980 Mark in den Besitz der Stadtgemeinde brachte. Bald entwuchsen nun dem Boden, der jahrhundertelang Garten- und Wiesenland gewesen war, stattliche Bauten, die im Westen eine Brücke nach dem benachbarten Söflingen schlugen und es durch den Eingemeindungsvertrag von 1905 für immer dem Stadtgebiet angliederten.

Ein Netz von Straßen und Kanälen durchzog nun bald den erworbenen Grund und Boden zur Verbesserung des Verkehrs, zur Erschließung von neuem Baugelände, zur Befreiung der Stadt von der Umklammerung des inneren Festungsgürtels. So entstanden ganz neue Stadtteile, welche die Ulmer Neustadt bilden. Die Wilhelmspromenade führt zur Donau und zu dem prächtigen Spaziergang auf der Stadtmauer mit dem unvergleichlichen Blick auf den Fluß und die Altstadt. Die Zinglerstraße und die Zinglerbrücke verbindet die Altstadt mit der Weststadt, wo die große Schillerkaserne, die Fahrzeug- und Feuerwehrgerätefabrik Magirus sich befinden und die Ehinger Anlagen auf dem Festungsglazis von ferne winken. Links vom Bahnhof aus führt die Olgastraße, der eigentliche Boulevard der Stadt, voll stattlicher Häuser mit hübschen Vorgärten nach Osten der Friedrichsau zu. Rechts in der Mitte dieser Straße liegt das Justizgebäude mit säulen- und statuengeschmücktem Mittelbau, weiter unten das Gebäude der Reichsbank und daneben der Neubau der Gewerbebank. Gegenüber wurde 1904 die katholische Garnisonkirche errichtet, an der Stelle der alten Frauenkirche über Veld. In der untern Olgastraße kommen wir rechts an das Elektrizitätswerk, nahe beim Zundeltörle, links an das Wielandsche Messingwerk. An der katholischen Garnisonkirche vorüber führt die verlängerte Frauenstraße in die Neustadt in engerem Sinn mit sieben Querstraßen und zwei großen Plätzen, nämlich Charlotten- und Karlsplatz. Am Ende des alten Friedhofes finden wir die evangelische Garnisonkirche (1910). Die verlängerte Frauensteige führt zum Michelsbergquartier, wo das ausgedehnte, zum Teil ganz neu erbaute Garnisonlazarett liegt, rechts ein Walldurchbruch zum neuen Friedhof und Krematorium führt, links größere und kleinere Landhäuser liegen, und eine Reihe von neuen Straßenanlagen die Ausdehnung der Stadt ermöglicht.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Besitz der Stadt, hauptsächlich ein Erfolg der fruchtbringenden Wohnungs- und Bodenpolitik, hat sich erheblich vermehrt. Ihr Gesamtgrundbesitz beträgt 2600 Hektar, 500 Gebäude, etwa 3000 Kleingärten, in denen die Hausbewohner ihr Gemüse selbst bauen, 4 Hofgüter im Eigenbetrieb der Stadt, darunter eine Milchviehweide. Außerdem befinden sich das Gas- und Wasserwerk, die Elektrizitätswerke und die Straßenbahn im Eigenbetrieb der Stadt. Das sind Vermögenskomplexe, die nach Abzug der darauf ruhenden Lasten einen Wert von 50 bis 60 Millionen Mark darstellen. Das städtische Gaswerk wurde einem durchgreifenden Umbau unterzogen. Die Elektrizitätswerke umfassen die Zentrale in der Olgastraße, eine Umformerstation unter der Metzig, und eine Unterstation im Heigeleshof, drei Wasserkraftanlagen im Donautal, Ludwigsfeld und Illerzell. An diese Werke sind acht württembergische und zehn bayrische Gemeinden angeschlossen. Die elektrische Straßenbahn verbindet die Altstadt mit Neu-Ulm und Söflingen.

Industrie und Handel Ulms sind in mächtigem Aufschwung begriffen, und wenn der Weltkrieg nicht alles gelähmt hätte, wäre die Stadt, wie einst im Mittelalter, eine Handelsmetropole Oberschwabens geworden. Laufen doch in Ulm sechs Eisenbahnlinien zusammen, und auf die Schiffahrt auf der Donau zwischen Ulm und Regensburg setzte und setzt man heute noch alle Hoffnung. Die Industriezweige Ulms sind Messingwaren, landwirtschaftliche Maschinen, Zement- und Kunststeine, Werkzeugmaschinen, Baumwollweberei, Bekleidungsgegenstände, Hüte, Badeöfen, Brunneneinrichtungen, Eisengießerei, Turmuhren, Feuerwehrgeräte, Fahrzeugherstellung, Herren- und Damenkonfektion. Das Gebiet des Ulmer Handels umfaßt Metall, Grobeisen, Kleineisenwaren, Holz, Butter und Käse, Baumwollwaren, Leder usw.

Ebenso steht Ulm in Beziehung auf Wissenschaft und Kunst auf der Höhe. An Lehranstalten zählt Ulm ein Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule, eine sechsklassige Realschule, Mädchenrealschule, sieben Volksschulen, vier Mittelschulen, Horte, Kleinkinderschulen, eine allgemeine Fortbildungsschule, eine Hilfsschule für Schwachbegabte, eine große Gewerbeschule mit vorbildlichem Werkstattunterricht, eine landwirtschaftliche Winterschule, eine hauswirtschaftliche Fortbildungsschule, ein Kindergärtnerinnenseminar, eine Frauenarbeitsschule. Kunstverständnis und Kunststudium unterstützen das städtische Museum, die Gemäldegalerie im Schwörhaus auf dem Weinhof, die Ausstellungen des Kunstvereins, die neue Kunstschule, Stadtbibliothek und -archiv


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

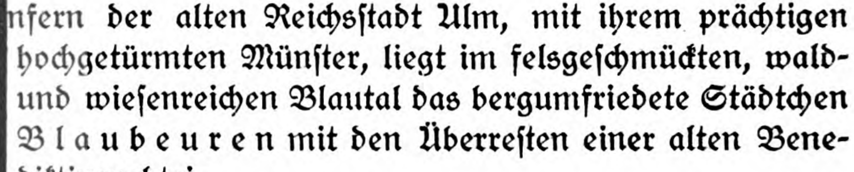
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

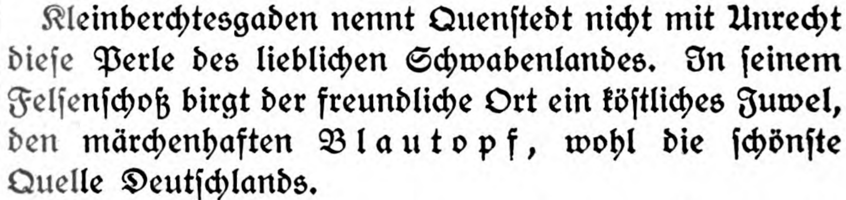
mit wertvollen Handschriften, Urkunden und Wiegendrucken. Auch im Theater- und Musikleben der Stadt zeigen sich neue Regungen.

Gegenwart und Zukunft stellen an Ulm gewaltige Anforderungen und Aufgaben, von deren Lösung Wohl und Wehe der Stadt, Fortschritt oder Stillstand abhängt. In erster Linie handelt es sich um Fortführung der bewährten Bodenreform und Wohnungspolitik, an der man grundsätzlich festhalten wird. Auch fernerhin wird die Stadt erworbenen Boden verkaufen mit Rückkaufsrecht und Baupflicht innerhalb kurzfristiger Zeit. Ebenso wird sie Kleinsiedelungen in eigener Regie bauen, die Häuser auf Annuität verkaufen, gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaften durch Abgabe von billigen Grund und Boden unterstützen und die Bodenpreise regulieren. Inwieweit aber das Festungsrayonsenteignungsgesetz und die neue Reichssteuergesetzgebung, die der Stadtentwicklung wenig günstig ist, Änderungen erzwingen, liegt im Schoße der Zukunft. Eine ebenso wichtige Frage ist die Angliederung von Neu-Ulm, welche die Lösung von wirtschaftlichen Fragen erleichtern würde, die Zusammenfassung der Illerwasserkräfte, die Ulms Industrie von der Kohle frei machen würde, und die Donauwasserstraße mit den südwestdeutschen Anschlußkanälen, die Ulm zu einer Schiffahrtszentrale ersten Ranges gestalten würden, lauter Pläne, die des neuen Stadtvorstandes Dr. Schwammberger harren, der bereits durch eine neue Behördenorganisation, Beteiligung der Stadt an einem Bergwerksunternehmen im Westerwald und einer Torfwirtschaft bei Friesenhofen u. a. Energie und Unternehmungsgeist gezeigt hat.

Am Blautopf, der schönsten Quelle Deutschlands.

Von Gerd Friedmar Godesberg.


Unfern der alten Reichsstadt Ulm, mit ihrem prächtigen hochgetürmten Münster, liegt im felsgeschmückten, wald- und wiesenreichen Blautal das bergumfriedete Städtchen *Blaubeuren* mit den Überresten einer alten Benediktinerabtei.


Kleinberchtesgaden nennt Quenstedt nicht mit Unrecht diese Perle des lieblichen Schwabenlandes. In seinem Felsenschoß birgt der freundliche Ort ein köstliches Juwel, den märchenhaften *Blautopf*, wohl die schönste Quelle Deutschlands.

Aus dem 21 Meter tiefen Schacht des etwa 40 Meter breiten Quelltopfes steigen geheimnisvoll, fast unmerklich die Wasser und treiben

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sofort mehrere Mühlen. Ein tiefes, wunderbares Blau färbt diesen stillen Weiher, der einen Vergleich mit den berühmtesten blauen Alpenseen recht wohl aufnehmen kann. Bis heute konnte noch nicht mit Gewißheit nachgewiesen werden, ob die Quelle ihre Färbung chemischen, physikalischen, physiologischen oder bakteriologischen Einflüssen verdankt.

Stets gleich tief wirkt der Zauber dieser Märchenquelle auf den Beschauer, ob Morgenröte das felsengekrönte Tal hellt, wenn die Sonne über fernen Bergrand leuchtend in die wolkenlose Bläue steigt, ob zitternde Mittagsschwüle über dem felsigen Tobel ruht, in dem die Quelle murmelnd ihre Wasser schnurrt, oder ob die Sonne tief im Westen hinter rotem Vorhang verschwindet, wenn der Abend den Tag zur Ruhe legt.

Die märchenhafte Schönheit des Quelltopfes wird durch eine zauberhafte Umgebung noch wesentlich erhöht. Hohe Buchen und prächtige Ulmen halten an seinem Born Wacht und umfrieden den Kessel. Über dem schroffen Berghang grüßen die himmelanstrebenden, majestätischen Blaufelsen mit ihren steilaufschießenden Felsentürmen und verleihen der Landschaft einen eigenartigen Zauber.

In den blauen Fluten des Quelltopfes, die sich aus unbekannten Quellöchern fort und fort erneuern, spiegelt sich der schlanke Klosterturm der Benediktinerabtei, die hier an der frühlingswild daherschäumenden Blau vor 900 Jahren gegründet wurde. Wenn sich der holde Frühling in bunten Farben heraufhebt, lacht aus blauem Flutgewell der Blütenschnee des lieblichen Klostergartens.

Der Wanderer, der die mit reichen Netzgewölben überspannten Kreuzgänge des Klosters betritt und das berühmte Chorgestühl sowie den weltberühmten, mit den prächtigsten Holzschnitzereien geschmückten Hochaltar bestaunt, fühlt sich von der Romantik des Mittelalters umweht und in weihevoll andächtige Stimmung versetzt.

Hoch über dem Tal Blaubeurens aber hängt zwischen Kalksteinklippen, trotzig wie ein Adlernest, die geisterhafte Ruine Hohengerhausen, im Volksmund Rusen-(Riesen)schloß.

Der Wanderer, der an sonnigem Sommermorgen dem Blautopf seine Aufwartung macht, wenn ein Meer von Sonnenstäubchen über ihm liegt, wird sich an dem prächtigen wechselvollen Farbenspiel der Wasser erfreuen, deren tiefes Blau durch das Spiegelbild des wolkenlosen blauen Himmels noch gehoben wird. Aus stiller Luft kommt das Klingen des Klostergeläutes mit melodischen Akkorden daher.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vielfältig sind die Märchen und Sagen am Blautopf über die Nymphe, die im blauen Wunderschacht ihr Wesen treibt. So wurde 1641 Kloster und Stadt durch das Austreten der Quelle mit dem Untergang bedroht, und nur durch Opferung zweier Goldbecher glaubte die abergläubische Bevölkerung die Quellnymphe versöhnen zu können. Wenn nächtlicherweile der silberne Mondschein durch den Zauberhain geht, ruft ein silbertöniges Glöcklein aus verschollener Tiefe, und manchen jungen Wanderer, der zu solcher Stunde am Born der Quelle schlafend ruhte, zog der Nymphe Hand in die blaue Flut.

Ravensburg, das schwäbische Nürnberg.

Die alte Welfen- und freie Reichsstadt Ravensburg, jetzt Oberamtsstadt und Hauptort des südlichen württembergischen Oberschwabens, liegt 448 Meter über dem Meere an der Südbahn Ulm-Friedrichshafen, dem freundlichen Schussentale, am Fuße des Veitsberges, auf dem einst die berühmte Welfenburg stand. Kommt man von Ulm über die Oberschwäbische Hochebene aus dem tannenbewaldeten Schussentobel heraus, dann öffnet sich bei Mockenwangen das fruchtbare grüne Schussental, ein Arm des Bodenseebeckens, mit großartigem Blick auf die imposanten Klostergebäude von Weingarten und unmittelbar daran anschließend das turmreiche Ravensburg, umgeben von Gärten, Weinbergen und Wald, überragt von den Überresten der weit ins Land hinausschauenden Veitsburg, der Welfenstammburg.

Den Anfang der Stadt bildete diese Burg, die ursprünglich Rauenspurg hieß. Welf II. hat sie um das Jahr 1000 umgebaut. Leibeigene und Dienstmannen siedelten sich zu den Füßen der Burg an und legten damit den Grund zu der nach ihr benannten Stadt, die ums Jahr 1100 mit Mauern umgeben wurde. Auf der Burg wurde Heinrich der Löwe geboren, der berühmte Welfenherzog, dessen Nachkommen in Hannover und Braunschweig regierten und in England noch heute den Thron inne haben. 1191 fiel die Burg mit den Stammgütern an die Hohenstaufen. Seit der Zeit haben die Hohenstaufen oft dort geweilt. Der letzte des Geschlechtes, Konradin, zog von da aus mit einem Heere nach Italien, wo er 1268 auf dem Blutgerüst zu Neapel starb.

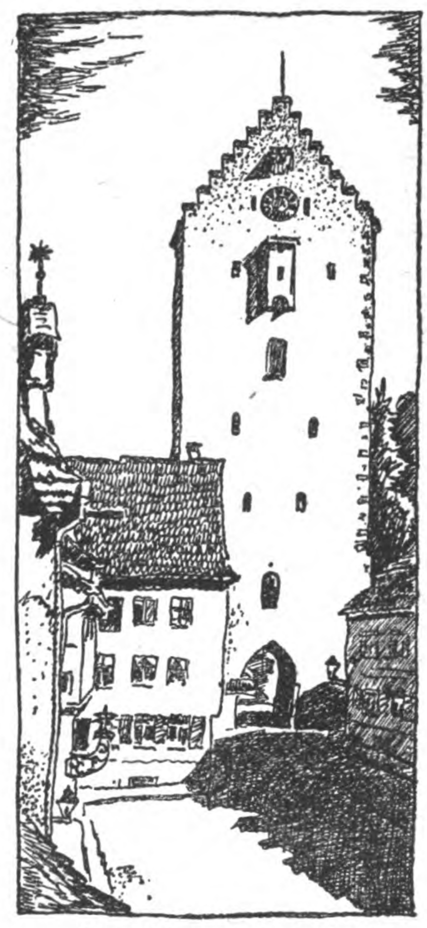
Aus den Stürmen des Interregnums ging auch Ravensburg als freie Reichsstadt hervor und erhielt im Laufe der Jahre die Rechte und Freiheiten eines selbstherrlichen Gemeinwesens (1276). Die Burg


Digitized by Google


Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde Sitz der kaiserlichen Landvögte. Die Stadt entwickelte sich schnell; 1350 wurden die Mauern hinausgerückt und die Stadt um die Hälfte vergrößert. 1324 hatten hier die Gebrüder Holbein das erste Linnenpapier in Deutschland verfertigt. In hoher Blüte stand die Leinwandfabrikation. Die patrizischen Geschlechter bildeten im 15. und 16. Jahrhundert eine reiche Handelsgesellschaft, die 1431 über ein Kapital von 300 000 Goldgulden verfügte und bis 1813 bestand. Rege Handelsbeziehungen wurden mit Venedig, Mailand, Valencia usw. angeknüpft. In diese Blütezeit fällt die Erbauung der festen Mauern und Türme.



Ravensburg (Oberes Tor).

Ravensburg beteiligte sich an den Bündnissen der schwäbischen Reichsstädte, und die Bürger hatten manchen Kampf zu bestehen. 1362 traten sie dem Bund der Städte am See bei. In den Kämpfen gegen Eberhard den Greiner von Württemberg wurden die Ravensburger 1488 bei Döffingen geschlagen. 1544 wurde die Reformation eingeführt, doch kehrte die Hälfte der Bevölkerung bald wieder zum alten Glauben zurück. Der Dreißigjährige Krieg brachte auch Ravensburg viel Elend. Später folgten die Schrecken der Kriege Ludwigs XIV., dann die Napoleonischen Kriege. 1802 kam die Stadt an Bayern, 1810 an Württemberg.

Nach 1815 entwickelte sich Ravensburg bedeutend. Jetzt ist es der wohlhabendste Ort Oberschwabens. Es wird das schwäbische Nürnberg genannt, da es mit seinen 15 alten Türmen, den wohlerhaltenen Toren, Mauern und Zinnen und mit seinem geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und architektonischen Reiz das Bild einer mittelalterlichen Reichsstadt gewährt.

Außer altertümlichen Patrizierhäusern besitzt die Stadt mehrere alte Kirchen und das Rathaus, im spätgotischen Stil im 16. Jahrhundert erbaut. Der 55 Meter hohe Mehlsackturm wurde im 15. Jahrhundert errichtet. Der bemalte Turm trug früher in rautenförmigen Feldern,

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

wie noch an der Ostseite zu sehen ist, die Farben der Stadt und des Landes.

Heinrich Hansjakob schreibt in seinem Tagebuch: „Wer das heitere Bild einer altschwäbischen, bürgerlichen Stadt sehen will, der muß nach Ravensburg gehen. Wer sehen will, wie friedlich es im Lande Württemberg und wie dort Ruhe des Bürgers erstes Bedürfnis ist, der braucht nur an einem der gewöhnlichen Tage über den breiten, sonnigen, menschenleeren Marktplatz Ravensburgs zu wandeln. Niemand würde glauben, daß hier einst die kriegerischen Geschlechter der Welfen und Hohenstaufen aus und ein zogen, wenn nicht der ‚Mehlsack‘, ein steinalter Turm über der Stadt, an jene Zeiten erinnerte.“

Die Altstadt ist von einem Kranz prächtiger Spazierwege umgeben. In einem Teil des noch erhaltenen Stadtgrabens tummelt sich munteres Damwild. Neue Stadtteile schließen sich an die Ringstraßen an.

Die Industrie der Stadt hat besonders in Textilwaren und Maschinen guten Ruf.

Ein großes Volksfest, das seit Jahrhunderten alljährlich Ende Juli drei Tage lang gefeiert wird, ist das Rutenfest[1], früher ein Kinderfest, mit großem Umzug und allerlei Belustigungen.

Zehn Minuten von der Stadt entfernt erhebt sich die Veitsburg, von der nur noch ein Teil des nordöstlichen Flügels erhalten ist. Vom Aussichtsturm genießt man eine großartige Aussicht bis zum Bodensee und zum Schweizer Vorland der Alpen.

Mit der Lokalbahn gelangt man in zehn Minuten nach **Weingarten**, früher Altdorf genannt, einer ehemals berühmten Benediktinerabtei. Das dortige Kloster, vor mehr als 1000 Jahren von den Welfen gegründet, wurde 1803 aufgehoben. Es diente in neuerer Zeit als Kaserne. Die Kirche, 1715—24 im Barockstil erbaut, ist eine der größten und schönsten katholischen Kirchen in Deutschland. Sie ist 102 Meter lang, 33 Meter im Chor und Langhaus und 45 Meter im Kreuze breit und hat eine 67 Meter hohe Kuppel sowie zwei 62 Meter hohe Türme. Eine der beiden Orgeln ist die größte in Deutschland. In der Kirche befindet sich die **Gruft der Welfen**, die König Georg V. von Hannover neu herstellen ließ. Am Tage nach Christi

---

[1] Der Ursprung des Namens ist nicht aufgeklärt. Man erzählt, früher hätten die Schüler im Frühjahr in den Wald hinausziehen und die Ruten für den Schulgebrauch des laufenden Jahres selbst schneiden und den Schulmeistern bringen müssen. Bei der Heimkehr in die Stadt seien sie dann feierlich empfangen und bewirtet worden.


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Himmelfahrt wird in Weingarten der „Blutritt“ gefeiert, eine Prozession zu Ehren der heiligen Blutreliquie mit 800 bis 1000 Reitern und 30 bis 40 000 Fußgängern.

Zwei Stunden östlich von Ravensburg liegt die herrlichste der oberschwäbischen Burgen hoch oben auf bewaldeter Höhe, die Waldburg, Stammschloß des gleichnamigen Geschlechtes. Sie ist die einzige der oberschwäbischen Burgen, die in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten und noch bewohnbar ist.

Nach: Ravensburg und Umgebung. Ravensburg, Dorn.

Die Waldburg.

Von Heinrich Hansjakob.

Am 2. Oktober 1878.

Schon oft, wenn ich an sonnenvergoldeten Abenden auf der kleinen Anhöhe hinter meinem Dorfe [1]) hinging und meine Blicke vom See weg, dem fernen Höhenzug der oberschwäbischen Berge zulenkte, hatte ich im Abendlicht auf waldiger Höhe die Waldburg glänzen sehen und mir jeweilig gedacht, welch wunderbare Schau über Gebirg und See jene Burg bieten müßte.

Heute war ich nach Ravensburg gekommen, vorab mit der Absicht, das fern zu blickende Schloß zu besuchen und einmal von dort herzuschauen, wohin ich so oft schon geschaut hatte.

Meine Freunde begleiteten mich. In des Doktors hochelegantem Zweispänner ging's das heitere Tälchen des Fladbaches hinauf, vorbei an der alten Veitsburg, der Urahne der Stadt. Denn ehedem hieß das Welfenschloß da oben Ravensburg, gab aber diesen Namen der Tochter drunten und behielt für sich nur den Vornamen des Heiligen (Vitus), dem die Burgkapelle geweiht war.

Ich hatte kaum gedacht, daß ein so reizendes Hinterland die alte Reichsstadt ziere. Überall grüne Matten, lichte Wälder, rinnende Wasser, blaue Seen, behagliche Häuser. Es mutete mich fast an wie der Weg von Neapel nach Camaldoli.

Wir fuhren bis auf die umwaldete Hochebene, wo sich die Waldburg bald präsentierte. Auf einem von düsteren Tannen eingehüllten Bergkegel schaut die alte Burg, im Abendlichte glänzend, aus ihrem grünen Wald hervor. Zu ihren Füßen liegt versteckt und schutzsuchend das Dörfchen gleichen Namens.

[1]) Hansjakob war damals Pfarrer in Hagnau am Bodensee.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bald standen wir im Schloßhof. Der Schloßwächter, seines Zeichens ein ehrsamer Schreiner und Anstreicher, mit der Miene eines alten Dorfschulmeisters, trieb hier ein sehr friedliches Hantieren. Er strich einige reparierte „Herrgötter“ (Kruzifixe) an für Bauernstuben. Nie hätten wohl die vergangenen Ritter und Grafen von Waldburg in ihren Tagen geahnt, daß nach wenigen Jahrhunderten ein Gevatter Schreiner die einzige Besatzung ihres noch wohl erhaltenen stolzen Schlosses sein werde, und daß da, wo Waffen klirrten, Sporen rasselten und Streitrosse sich bäumten, einst ein Anstreicher seinen faden Pinsel führen werde! Der Domänenrat kannte den unschuldigen Burgvogt, der sofort in sein Verließ eilte, um die Schlüssel zu holen.

Die Waldburg ist das Ahnenschloß des alten Geschlechtes der Truchsesse von Waldburg. Sie waren einst Dienstmannen der Welfen, dieser glänzenden altschwäbischen Herzöge, die in Ravensburg und Altdorf wie Könige Hof hielten. Als sie ausstarben und die Herrschaften in Oberschwaben durch Kauf an den Neffen des letzten Welfen, Kaiser Rotbart, gekommen waren, dienten die Waldburger den Hohenstaufen als Truchsessen.

Ein Heinrich von Waldburg, der auf unserer Burg saß, während der letzte Hohenstaufe, Konradin, in Ravensburg Hof hielt, zog mit diesem nach Italien, wohnte der unglücklichen Schlacht bei Scarcola bei und sah am 29. Oktober 1268 seinen Herrn in Neapel hinrichten. Ein anderer Heinrich von Waldburg hatte 1208 den staufischen König Philipp von Schwaben gegen seinen Mörder Otto von Wittelsbach mit eigener Lebensgefahr zu schützen gesucht. Und die Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II. gaben ihren Truchsessen auf das Schloß Waldburg die Reichsinsignien, die sonst auf der Burg Trifels verwahrt wurden, in zeitweiligen Schutz.

Die Waldburg ist ein düster-heiteres Schloß, in dem das Rittertum, jene derbe, aber hochimponierende Zeit auf Schritt und Tritt uns begegnet und von dessen Zinnen herab man mit vergnügten Sinnen ein Stück irdischen Paradieses schaut. Ich habe nur im fernen Westen, an der Loire, einmal solch ein Schloß gesehen, so durchaus echt und recht erhalten wie die Waldburg. Noch sind alle Möbel da, wie die Ritterzeit vor und nach dem Dreißigjährigen Kriege sie hinterließ: Tische, Stühle, Holzdecken, Öfen, Bettstatten, Gobelins, Rüstungen, Bilder und Humpen — alles so, als ob die Bewohner von damals eben nur drunten in der Dorfkirche wären und jeden Augenblick in ihre Wohnungen zurückkehren könnten.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In den Fensternischen sind noch die kleinen Tische und Bänke, auf jedem ein Humpen. Hier waren die Lieblingsplätze der alten Ritter, wo sie in ihrer Mußezeit saßen, den Humpen leerten und den Rosenkranz beteten. Ich setzte mich einen Augenblick an eines dieser Tischchen, und die Ritterbilder, unter ihnen der Bauernjörg, jener blutige Löser der sozialen Frage des 16. Jahrhunderts, schauten still auf mich herab, als verständen sie meine Gedanken.

In einem Zimmer stand eine prächtige Wiege. Der letzte Säugling aber, der einst darin gewiegt wurde, ist schon über 200 Jahre tot.

Aus den Gemächern stiegen wir hinauf auf das kleine Observatorium auf dem Dache der Burg und schauten über den still modernden Sälen der vergangenen Zeit hinab in die von der scheidenden Herbstsonne verklärte, ewig lebendige Natur. Ich war, seitdem ich auf Kanossas Trümmern und auf den Ruinen des Amphitheaters von Taormina gestanden, nicht mehr so entzückt wie hier. Und in der Tat, ich habe in Deutschland, soweit ich es kenne, von den bayerischen Alpen bis zum Königsstuhle bei Heidelberg, keinen so wunderbaren Aussichtspunkt getroffen wie die Waldburg.

Sie ist mir, was das südliche Deutschland und die Aussicht betrifft, das schwäbische Kanossa. Da liegen in lichter Ferne die Alpen, von der Benediktenwand oberhalb des Starnberger Sees bis hinab zum Pilatus, mit ihren zahlreichen Spitzen, Felsschroffen, Schneefeldern, Gletschern und ihren verlassenen Tälern. Vor uns, gegen Osten, das liebliche Algäu, jene milde Schwarzwaldlandschaft voll grüner Matten, duftender Wälder, heimischer Dörfer und Städtchen. Im Südwest sehen wir den Bodensee von Bregenz bis Konstanz und mit dem Fernrohre seine Schiffe und ihre schäumende Wasserstraße; ja, selbst die Pappelbäume an der Kirchhofsmauer meines Dorfes grüßen zu mir herüber. Nördlich breitet sich vor uns das ganze fruchtbare Oberschwaben aus mit seinen unabsehbaren Flächen. Im Westen zeigen sich der Hohentwiel und die Berge des Hegaus. Und all das in zauberhaftem Abendsonnenschein.

Ein hohes Entzücken ging durch meine deutsche Seele, ein Entzücken, wie es so mächtig, majestätisch, ernst und feierlich eben nur die Natur in uns hervorzubringen vermag....

Wir schieden von der Zinne; ich mit dem festen Vorsatz, noch mehr denn einmal, so Gott will, von dieser Burg herab ins Land zu schauen.

Noch führte uns der Wächter dieses Kleinodes in die im vierten Stockwerk gelegene Burgkapelle. Der Weg geht durch die Wohnung


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des ehemaligen Burgkaplans. Ist das eine reizende, lockende Zelle, dieses Gemach des „Burgpfaffen“! Grau in grau angemalt, mit Alkoven und Glaskasten in der Wandvertiefung — und eine Fernsicht auf Algäu und Alpen, wie sie wohl nur noch dem Pfarrer von Kanossa in der Ämilia beschieden ist.

Wenn mir der Besitzer des Schlosses, der Fürst von Waldburg-Waldsee-Wolfegg, eine Gnade erweisen wollte, so würde ich ihn bitten, mir einmal auf sechs Wochen zu gestatten, die Stube des Burgkaplans allein im düstern Ahnenschlosse bewohnen zu dürfen. Wie wollte ich da tagsüber einsam unter meinem Fenster sitzen und träumen in die wunderbare Welt drunten, morgens und abends hinabsteigen in die dunkle Schloßkapelle zum Gebet und mittags meinen Imbiß holen beim Wirt im stillen Dörflein! Wie würde da das alte Schloß mein Freund werden und mir erzählen aus der märchenhaften Ritterzeit; wie würden die nächtlichen Winde dazu rauschen um die verwitterten Mauern, und wie aus jedem Gemach längst vergangene Gestalten geisterhaft vor mir auf und abgehen und mir zuflüstern von der Menschen Leid und Freud, ihrem Leben und ihrem baldigen Sterben! Und wie würde mein ganzes Leben hier eine schauerlich wonnige Elegie!

Aus: Dürre Blätter. 2. Reihe. Stuttgart 1911, Adolf Bonz u. Comp.

Das Fest in Steinau.

Von Wilhelm Schussen.



Zur Zeit, da die Linden blühten, sah Steinau [1]) das Fest der Feste. Seit 25 Jahren hatte nun der Rechtsanwalt Dr. Zell den Liederkranz gesteuert und Ruhm und Sieg auf den Verein und auf die Stadt geladen. Und nun wollten die Steinauer einen Ehrentag bereiten, wie man noch keinen erlebt.

Am Vorabend wogte ein Fackelzug durch die schwergewürzte Abendluft, endlos für Steinau. Und die Lampions und alle Herzen brannten. Was Beine hatte, war da auf den Straßen. Die Kranken schleppten sich ans Fenster. Und die achtzigjährige Großmutter im Bräuhaus soll den Tod gebeten haben, er möge sie nur noch das Doktorfest mitmachen lassen, dann seien ihre Tage reif, und er könne mit der Sichel kommen.

[1]) Das Städtchen Steinau in Oberschwaben ist Schussenried, der Geburtsort des Dichters.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da vergaßen die Steinauer, daß man sein Geld hatte verdienen müssen. Sogar Leonhardts Vater, der sparige Luzenbauer, sprach da ein Wort, wie die Stube noch keines vernommen — ein unerhörtes Wort! —, daß die Wanduhr stehen blieb und aufhorchte und Mutter und Kinder den Vater anstarrten.

„Heut kommt mir's nit drauf an! Und 's ist mir alles wurscht! Und heut soll amal a Goldvögele ins Fest surren!"

Und er warf ein Zehnmarkstück auf den Tisch, als ob's ein Pfennig wär. — Der kleine Heinrich und Nannele und Vater und Mutter, Knecht und Magd waren beim Zug, und jedes mit farbigem Laternchen. Ja, das Heinrichle, das damals noch aufrecht unterm Tisch gehen konnte, wollte um alle Welt eine Fahne für den Festtag, und die sollte zum Giebel heraushängen wie an den anderen Häusern auch. Das wollte er! So was! Bis die Mutter schließlich sagte, man könne ja das schöne Tuch von Leonhards Klavier — in Wahrheit ein alter, unbrauchbarer Klimperkasten — nehmen, aber er müsse fest drauf achtgeben. Und Heinrich gab keine Ruhe, bis Veit die blaue Klavierdecke an eine Stange nagelte und vom Giebel wehen ließ.

Am Sonntag in der Hahnenfrühe, als selbst der Sonnenmoser noch im Bett lag, blies die Stadtkapelle, daß sie schwitzte, und weckte die Freude in allen Häusern, allen Winkeln. Unzählige Böllerschüsse donnerten und erschreckten das Tal und die Wälder. Die Fahnen flatterten um die Wette, und Heinrichs blaue Flagge tat wie närrisch.

Die Straßen glichen schwarzen Menschenströmen, die nicht schnell genug ins Städtchen münden konnten.

Von allen Flanken her kam Volk. Vom einsiedlerischen Bussen herüber. Vom Algäu herunter. Die Seehasen und die Zocklerländer. Die von der Riß und von der Rot.

Das war ein Ereignis, das allem Gewesenen in Steinau spottete. War doch der Dr. Zell weit und breit bekannt wie nicht einer. Im ganzen Gau, von der blauen Donau zum grünen See stand keine Stadt und kaum ein Flecken, wo er nicht schon mit seinem Liederkranz gesungen und gefestet hätte.

Um 8 1/4 Uhr wurde der Jubilar beglückwünscht und abgeholt durch sämtliche Vereine und die ganze Schuljugend. Dann Festzug zur Kirche unter Pauken und Trompeten und den Wirbeln der Bürgerwehr.

Jetzt, Punkt 9 Uhr, läuteten und brausten die Glocken wie noch nie und luden zum feierlichen Hochamt, das der Prälat N., ein Freund des Doktors, zelebrierte. Und viele Geistliche aus der Umgebung,


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die heute doch vor leeren Bänken gepredigt hätten, halfen den Prunk ins Niegesehene erheben.

Nach dem Gottesdienst Frühschoppen im „Pfauen".

Um 12½ Uhr Festessen im Bräuhaus. Produktion der Stadtkapelle.

Und nun sollte der Nachmittag kommen. Der rauschende, volle Nachmittag. Nochmals, wie am Morgen, wimmelten die Straßen auf Kilometer hinaus von eiligen Menschen. Der Sonnenmoser war der einzige Unbegreifliche, der von der Stadt weg dem Wald zu spazierte. Dr. Zell hatte noch beim Mahl eine seiner bekannten Stegreifreden über die lachenden Zuhörer geschüttet und hatte, ganz gegen seine Gewohnheit, mitten im Strome einigemal abbrechen müssen.

Und nun marschierte man mit Sang und Band auf den Festplatz. Der Jubilar bestieg eben die schmuckbeschwerte Tribüne, da — — —! „Hebt mich!" sagte er ganz schwach. Und dann hörte das Herz auf — und er sank, der dicke Mann, tot auf seine Kränze nieder.

So jäh hat noch kein schwarzes Gewitter das Himmelblau vernichtet, und so schnell ist noch kein Jubel in Scherben gegangen wie an diesem Jubiläum!

Man sah große, feste Männer wie Kinder weinen. Es war, als ob es um Steinau selber geschehen wäre.

Die Frau Doktor trug man bewußtlos nach Hause. Ihre Kinder Alma und Karl schrien laut.

Unter zornigen, unheiligen Tränen zogen die Steinauer die Flaggen weg. Und ein Musikant der Stadtkapelle zerschmetterte sein glänzendes Instrument an einem Randstein vor allem Volk.

Kein Stadtpfarrer und niemand vermochte Trost zu geben.

— —

Und dies Leichenbegängnis!

So viel Menschen konnte der Steinauer Gottesacker nicht fassen. Auf der Straße und noch auf den Feldern standen sie. Der Stadtpfarrer brachte vor innerer Bewegung kaum seine Rede zuwege. Und den anderen Rednern erging es noch schlimmer. Sie begannen — und stotterten — und legten ihren Kranz hin — und traten weg und wischten die Augen.

Und man mußte eine arme Frau fortbringen, die um jeden Preis noch ans Grab und sagen wollte, der Doktor habe ihr in letzter Woche umsonst zum Recht verholfen. „Und wenn ihr mich nicht hinlaßt, dann schrei ich's, so laut ich's kann! Und der Hinterste soll's hören!"


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Stadtmusikant, derselbe, welcher sein Horn zerschlagen, ward von diesem wilden Weibe angesteckt und rief in die Menge: „Und wenn der Doktor jetzt nicht im Himmel ist, dann will ich auch nicht 'nein!"

Aus: Meine Steinauer. Eine Heimatgeschichte.
3. Aufl. Stuttgart 1908, Strecker & Schröder.

Hohentwiel.

Von H. Frölich.

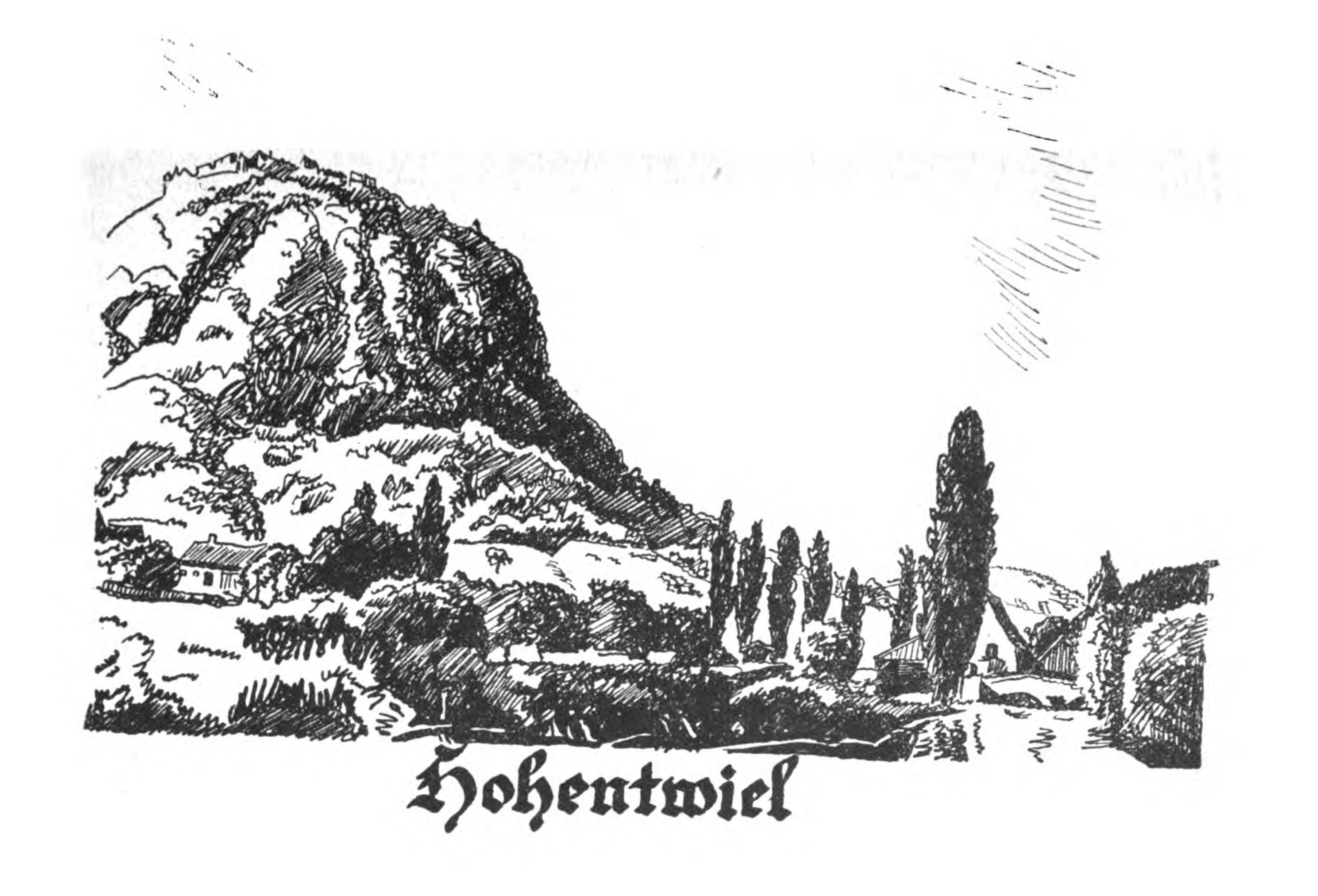
Die großartigste und umfangreichste Burg Württembergs, zwar nicht im Lande selbst gelegen, aber zu ihm gehörend, war einst unbestritten Hohentwiel, auch jetzt noch die gewaltigste Bergruine Schwabens. Sie liegt im Hegau (Höhgau), einer zwischen dem nordwestlichen Arm des Bodensees, dem Rhein bei Schaffhausen und der Donau bei Tuttlingen sich ausdehnenden Ebene, die zu Baden gehört. Auf der Höhe des 692 Meter über dem Meere, 293 Meter über dem Bodensee sich erhebenden Hohentwiel selbst genießt man die entzückendste Rundsicht über die Ebene im Norden bis zur Schwäbischen Alb, im Westen bis zu den Höhen des Schwarzwaldes, und im Süden ziehen in langen Reihen die majestätischen Alpenketten mit ihren Felshäuptern und Eisgipfeln an dem Auge vorüber.

Der Hohentwiel wird gewöhnlich von der badischen Eisenbahnstation Singen aus besucht. Von diesem Städtchen führt ein nicht sehr steiler und auch fahrbarer Weg zu der zertrümmerten Bergfestung empor. Man gelangt auf ihm zuerst zu dem auf der Hälfte des Berges gelegenen Meierhofe, bei dem sich auch das Wohnhaus des Schultheißen mit einem protestantischen Betsaal und einem Glockentürmchen auf dem Firste befindet. Bis zu dem Hofe herauf schmückt auf der Sommerseite noch die Rebe den sanfteren Abhang des Berges.

Von der schönen Linde beim Gasthause steigt eine gepflasterte Straße aufwärts und führt an dem Friedhof, der noch einige alte Grabdenkmäler besitzt, sowie an einer steilen Felswand vorüber. In kaum einer Viertelstunde ist man am ersten Eingang der früheren Festung angekommen; es ist das Alexandertor, von dem sich zu beiden Seiten die schönste Aussicht eröffnet. Das Tor ist eigentlich mehr ein unter Bastionen hinlaufender gewölbter Gang, der einen Zwischenraum hat, zu dem das Licht von oben ungehindert hereinfallen kann. Er war bis zum Torhause die wichtigste Passage zur Burg und deshalb fester als ein anderer Teil derselben erbaut.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hohentwiel

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der am anderen Ende dieses Gewölbes befindliche Ausgang heißt Ludwigstor, jetzt der Haupteingang. Durch einen kleinen Hofraum gelangt man zum Karlstor und in den sogenannten Vorhof, der bis zur ersten über die Felsen führenden Zugbrücke auch die untere Festung heißt.

Schaut man über das Alexander- und Ludwigsgewölbe hinweg, so erblickt man einen gegen Nordwesten vorspringenden freien Platz; hier war die Alexanderbastion, die mit ihren Kanonen den Eingang zum Alexandertor von der linken Seite beschützte. Unten bei dem Karlstor stand eine zweite Batterie, die Bastion St. Karl, die von der rechten Seite her den Eingang zum Alexandertor verteidigte. Gegen Südosten hin endlich waren die Bastionen St. Eugen und St. Ludwig errichtet. Es folgte nun das Eugenstor, das in ein Blockhaus hineingebaut war und durch das man auf den Vorplatz zur unteren Festung gelangte. Eine ganze Anzahl Gebäude gehörten zur unteren Festung und liegen jetzt bis auf einzelne, von denen sich trotz der heftigen hier oben herrschenden Stürme noch die Giebel erhalten haben, in Trümmern. Steigt man zwischen den Kellereigebäuden und dem Baumagazin weiter bergan, so kommt man zu einer Brücke und einem Tor, das von der unteren Festung in die obere Feste führte und Prenezgarde hieß. Nach einer kurzen Strecke gelangt man zu einer zweiten, der roten oder Königsbrücke. Es folgte nun ein Felsentor, das jetzt verschwunden ist, und von dem man links auf die sogenannte Friedrichsbastion gelangte, einem wohlverwahrten Bollwerk, von dem aus die untere Festung mit allem Nachdruck verteidigt werden konnte. Die ziemlich wohlerhaltene Bastion deckte den steilsten Teil der Burg; von hier aus blickt man über einen senkrechten Felsen hinab und hat eine der schönsten Aussichten, denn die Burgen Staufen, Stoffeln, Mägdeberg, Höwen usw. liegen vor den Blicken.

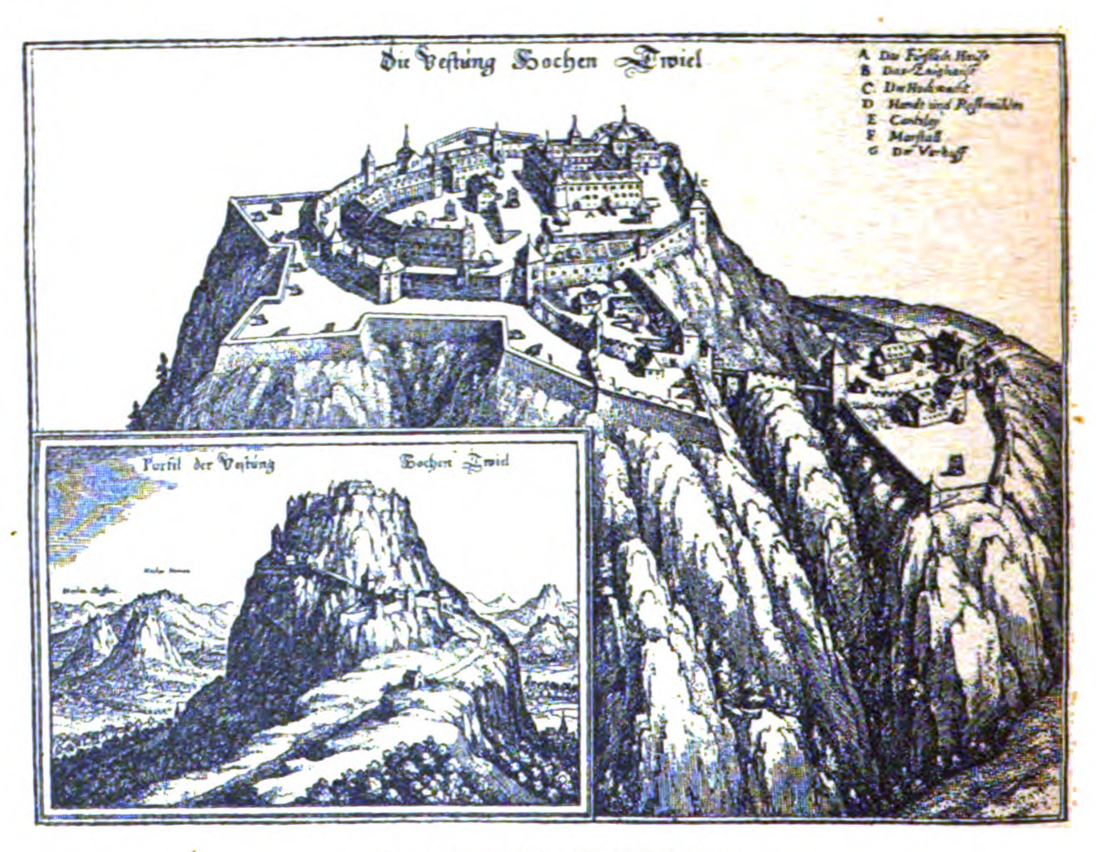
Nun kommt die dritte und letzte Brücke und das letzte Tor, nämlich der Eingang in die obere Festung, das sogenannte neue Portal. An demselben ist eine Tafel angebracht mit folgender, zum Teil noch erhaltener Inschrift:

Durch Gottes Gnad und Heldentreuw
Dis vöste Haus hier stehet Neuw,
Der Feindt hats zwar fünffmal geschreckht,
Doch hat der Herr zum Schutz erweckht
Den Widerhold, der fünffzehn Jahr
Daßelb beschützt in Feindts Gefahr.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Dann stand gleich rechts das Gouvernementsgebäude, wo der wackere Festungskommandant Wiederhold und später General Bilfinger wohnten; ferner das Belvedere, ein schmales, viereckiges Gebäude mit schöner Aussicht, ein Waschhaus, ein Kanzlei- und Gerichtsgebäude. Von allen diesen Bauten sind jedoch kaum mehr die Fundamente sichtbar; denn alles wurde durch die Länge der Zeit mit Moos und Unkraut überwuchert.



Der Hohentwiel. Nach Merian.

Man gelangt nun, immer geradeaus gehend, an ein halbrundes Gebäude, den Gutgenug oder den Sailturm; von diesem aus betritt man die Herzogsbastion, welche in Kriegszeiten auch als Gottesacker benutzt wurde. Hier standen zugleich zwei Pulvertürme, nämlich ein kleinerer, der Tiger, und nicht weit von ihm ein zweiter größerer auf einem Felsen, der Löwe genannt. Nun folgt die kleine Bastion, auch St. Rudolfsbastion genannt, mit der Wilhelmswacht, früher die Hauptwache, und hierauf die Eberhardswacht. Von hier an steigt es wieder merklich, und man gelangt zu einem Wachtturm, dem Eberhardsruf,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dahinter lag die Bastion St. Erdmann mit einem dritten Pulverturm, dem Panther.

Nun folgt ein Hauptbefestigungswerk, nämlich das große Rundell Augusta, ein runder Turm, und zwar der größte auf der Festung. Eine Wendeltreppe führt an der Ringmauer zu ihm hinab, worauf man in ein meist aus Backsteinen erbautes Gewölbe gelangt. Das Ganze hat die Form einer kleinen Zitadelle, ringsum mit Schießscharten für Kanonen versehen. Durch eine der wohlerhaltenen Fensteröffnungen schaut man über die Felsenwand hinab. Dieses Rundell wurde von Herzog Christoph erbaut, und zwar um diese weniger verwahrte Seite der Burg besser zu decken. Am Fuße der Felswand liegt die untere Feste, deren Trümmer man nirgends in so trauriger Gestalt überblickt wie hier.

An der Ringmauer zur Linken gegen Westen war die Hochwacht, von der aus man der unteren Festung die Signale gab und von ihr empfing. Kehrt man sich rechts um, so erblickt man die fürstliche Burg, die gleichfalls Herzog Christoph erbaute, und zwar 1554 an der Stelle eines uralten Schlosses. Sie bildete ein Gebäude mit drei Flügeln, das eine nördlich laufende Mauer zu einem Viereck verband. Die Burg hatte zwei Türme. Nahe dem Hauptportale war links der Rittersaal mit hohen Fenstern, der sehr künstlich überwölbt war; leider aber stürzte im Frühjahr 1846 das verwitterte Gewölbe ein.

Auf dem oberen Stockwerk der südwestlichen Seite befinden sich die Gemächer, die früher den Staatsgefangenen als Kerker dienten. In den ersten kleinen Gelassen saß einst der edle Patriot und ausgezeichnete Gelehrte Joh. Jakob Moser fünf Jahre lang gefangen. An dessen Gefängnis reihen sich die Kerker des preußischen Werbeoffiziers v. Knobelsdorf, der 30 Jahre lang, anfangs unfreiwillig, später freiwillig, hier oben saß, und des Obersten Rieger, der zuerst ein Gefängnis hatte, in das weder Sonne noch Mond schien.

Auf dem ehemaligen Burghof steht das Zeughaus mit den am Tor angebrachten Bronzemedaillons von Bismarck und Scheffel.

Auf dem Paradeplatz, in dessen Mitte früher eine große Linde stand, versammelte sich die Garnison, hier übte Wiederhold seine Leute ein. An die Stelle der abgegangenen alten Linde wurden 1841 am 25jährigen Regierungsjubiläum des Königs Wilhelm drei neue Linden zum Andenken gepflanzt. Der Paradeplatz wird im Halbkreise auf der südöstlichen Burgseite von den Überresten des sogenannten Klostergebäudes umgeben. Das Kloster wurde jedoch schon frühe, 1005, nach Stein am Rhein verlegt, worauf die Gebäulichkeiten zu anderen Zwecken benutzt wurden.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Auch haben sich hier noch bedeutende Reste des früheren Kreuzganges erhalten, der sich unter dem Bau hinzieht, jetzt aber größtenteils verschüttet ist.

Dem Klosterbau gegenüber stehen noch die vier Wände der Kirche, die Wiederhold von 1639 bis 1645 erbaute; sie war nach der fürstlichen Burg das größte Gebäude der Feste. Noch sind drei hohe und ein kleineres Kirchenfenster vorhanden, im übrigen wuchert wildes Gesträuch aller Art auf dem Kirchenboden, und durch die offenen Fensterbogen schaut der Himmel herein. An die Kirche lehnt sich der noch am besten erhaltene hohe Turm, von dem einst zehn Glocken in das Tal hinab erklangen. Obgleich teilweise abgetragen, hat er doch insofern eine Bedeutung erhalten, als auf seinen Zinnen 1847 ein Belvedere errichtet wurde. Zu den Füßen lagern sich die riesigen Trümmer der alten Burg, hoch hinein schaut man in die dachlosen Gemächer der fürstlichen Feste; der Raum der alten Burg ist zum schwindelnden Abgrund geworden. Doch über die Ruinenstätte hinweg schweift der Blick in eines der großartigsten und lieblichsten Rundgemälde. Nach Süden und Norden, nach Osten und Westen erschaut man Oberschwaben, und es ist hier nicht nur die Fernsicht auf das ganze Alpengelände, von den Walliser und Berner Alpen bis zu den fernsten Tiroler Gipfeln höchst prachtvoll, sondern auch die entgegengesetzte Aussicht auf die den Hohentwiel umgebenden Bergkuppen mit ihren Burgruinen, besonders aber der Niederblick auf die glänzende Fläche des Bodensees und die Ebene hin reizender als irgend wo anders. Bei heller Witterung soll man über hundert Städte, Schlösser, Dörfer, Weiler, Höfe usw. sehen können.

Hohentwiel tritt aus dem geschichtlichen Dunkel erst mit dem Anfang des 9. Jahrhunderts. In der historischen Zeit waren die früheren Bevölkerungen der Pfahlbauten längst verschwunden, welche am Bodensee wohnten. Als einen Übergang zur neueren Zeit aber lassen sich die auf dem Hohentwiel aus Sigelerde und Mithrasbildern nachzuweisenden römischen Niederlassungen betrachten. Aus einem Mithrasheiligtum ward dann mit der Zeit ein Kirchlein, aus diesem ein Kloster und letzteres wurde wohl von Befestigungen umgeben. Im 10. Jahrhundert (von 973 bis 994) war Hohentwiel die Residenz der Herzoge von Schwaben und der verwitweten Herzogin Hadwig, die uns Scheffel in seinem Roman „Ekkehard“ in so lebensvollen glänzenden Farben schildert. Nachdem Hohentwiel unter Herzog Ulrich 1538 durch Kauf von denen von Klingenberg an Württemberg gekommen war, ward es zu einer gewaltigen Festung, berühmt durch Wiederholds mutvolle Verteidigung


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Dreißigjährigen Kriege. Im 18. Jahrhundert diente die Bergfeste als Gefängnis für Staatsgefangene. Endlich im Jahre 1800 wurde die unüberwindliche Feste verräterischerweise durch den französischen General Vandamme eingenommen und zerstört.

Der Berg hat eine interessante, an die Nachbarschaft der nahen Schweizer Alpen erinnernde Flora; gelbe Hungerblümchen, Alyssen und die violette Pulsatille umblühen ihn. Als Waldbäume finden sich Ahorn, Ulmen und Eschen; als Farren das seltene Asplenium septentrionale, das Asplenium germanicum und Asplenium nigrum.

Aus: Stuttgarter Neues Tagblatt, 1884.

Der Hegau.

Von J. V. v. Scheffel.

Über dem Hegau lag ein trüber, bleischwerer Himeel. Vom Bodensee her wogten die Nebel übers Ries und verdeckten Land und Leute. Auch der Turm vom jungen Gotteshaus Radolfszelle war eingehüllt, aber das Frühglöcklein war lustig durch Dunst und Dampf erklungen, wie das Wort eines verständigen Mannes durch verfinsternden Nebel der Toren.

Es ist ein schönes Stück deutscher Erde, was dort zwischen Schwarzwald und Schwäbischem Meer sich auftut. Wer's mit einem falschen Gleichnis nicht allzugenau nimmt, mag sich der Worte des Dichters erinnern:

Das Land der Alemannen mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
Mit seinen gelben Haaren, dem Ährenschmuck der Auen,
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen;

— wiewohl die Fortführung dieses Bildes Veranlassung werden könnte, die Hegauer Berge als die Nasen in diesem Antlitz zu preisen. Düster ragte die Kuppel des Hohentwiel mit ihren Klingsteinzacken in die Lüfte. Als Denkstein stürmischer Vorgeschichte unserer alten Mutter Erde stehen jene schroffen malerischen Bergkegel in der Niederung, die einst gleich dem jetzigen Becken des Sees von wogender Flut überströmt war. Für Fische und Wassermöwen mag's ein denkwürdiger Tag gewesen sein, da es in den Tiefen brauste und zischte und die basaltischen Massen glühend durch der Erdrinde Spalten sich ihren Weg über die Wasserspiegel bahnten. Aber das ist schon lange her. Es ist Gras gewachsen über die Leiden derer, die bei jener Umwälzung mitleidlos vernichtet wurden; nur die Berge stehen noch immer, ohne Zusammen-

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

hang mit ihren Nachbarn, einsam und trotzig wie alle, die mit feurigem Kern im Herzen die Schranken des Vorhandenen durchbrechen, und ihr Gestein klingt, als säße noch ein Gedächtnis an die fröhliche Jugendzeit drin, da sie zuerst der Pracht der Schöpfung entgegengejubelt.

Der Hohentwiel hat vieles erleben müssen in Kriegs- und Friedensläuften; zu manch einem tapferen Reiterstücklein ward aus seinen Toren geritten, und manch ein gefangener Mann trauerte in seinen Gewölben, bis auch der stolzen Feste ihr Stündlein schlug und an einem schönen Maientag der Berg in seinem Innersten zusammenschütterte und, von Feindeshand gesprengt, Turm und Mauer in die Lüfte flog.

Jetzo ist's still auf jenem Gipfel, die Ziegen weiden friedlich unter den riesigen Trümmerstücken — aber über dem glänzenden Bodensee grüßt der Säntis aus blauer Ferne so anmutig und groß herüber wie vor viel hundert Jahren, und es ist immer noch ein vergnüglich Geschäft, ins schwellende Gras gelagert, eine Umschau zu halten über das weite Land.

Aus: Ekkehard. Frankfurt a. M., 1857.

Der Bodensee.

Um deine Flut, die blaue,
Reih'n viel Provinzen sich,
Gar schön beblümte Gaue,
Vielart'ger Länderstrich.
Was Fürsten an dir haben,
Ist ihrer keinem feil;
Am schönen Meer der Schwaben
Will jeder seinen Teil.

Albert Knapp.



ine besondere Zierde des Alpengebietes bilden die seinen nördlichen und südlichen Rand begleitenden großen Seen. Durch die Vereinigung von Gebirge und Gewässer entstehen die wunderbarsten und abwechselungsreichsten Landschaftsbilder. Während die erhabenen, machtvoll aufstrebenden Linien der Berge die große Bewegung, den heroischen Zug in die Landschaft bringen, verleiht die Horizontale der Seen ihr eine tiefe Ruhe, ein freundlichernstes Gepräge. Beim Bodensee [1]) dehnen sich Land und Wasser in herrlicher, majestätischer Breite und Weite aus; darin liegt der besondere Charakter, der eigenartige Zauber der Bodenseegegend. In ihrem Panorama fehlen zwar nicht die kühnen

[1]) Der Bodensee ist anscheinend benannt nach dem Orte Bodman, sowie die Römer ihn nach Bregenz nannten und die Franzosen und Engländer ihn nach Konstanz nennen. In alter Zeit hieß er lacus Potamicus, wovon später Bodman.

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Gebirgsformen, aber sie treten nicht drohend an das Ufer heran, sondern bilden in mäßiger Ferne einen großartigen Hintergrund, während die Nähe sich in lieblichen Formen gefällt, des Sees fast unendliche, leuchtende, ruhevolle Fläche in anmutigem Bogen umschließend.

Der Bodensee, das „Schwäbische Meer", erstreckt sich in einer Gesamtlänge von 69 Kilometern in der Richtüng Südost-Nordwest quer durch die schweizerische und schwäbisch-bayerische Hochebene, mit seinem oberen Ende die Voralpenzone berührend. Er gliedert sich in drei Hauptbecken, den Obersee, den Überlinger See und den Untersee. Die Oberfläche dieses riesigen Binnengewässers umfaßt 539 Quadratkilometer, eine imponierende Fläche, die um so größer erscheint, als sie durch Hügelzüge von bescheidener Höhe begrenzt ist. Im Süden aber steigen aus grünem Hügellande die Berge Appenzells auf, die steilen Wände der imposanten Säntiskette. Der Säntis (2500 Meter) bietet als Beherrscher der ganzen Bodenseegegend zu allen Zeiten ein prächtiges Bild einer stolzen, markigen Berggestalt. Östlich von ihm schimmert ein ganzes Heer von Gipfeln; es sind die Alpen Vorarlbergs und Bayerns, selbst einige von Graubündens Riesen. Von den Firnfeldern der herrlichen Scesanaplana und dem Eispanzer des Glärnisch bis zu den sanften Rücken der thurgauischen und badischen Hügel, vom ewigen Schnee bis zum üppigen Pflanzenreichtum der Ufer herab überschaut man mit e i n e m Blick eine unendlich mannigfaltige Abstufung.

Der Hauptzufluß des Sees ist der aus Rhätiens Bergen stammende Rhein, dessen meist trübe Fluten sich im weiten Becken des Schwäbischen Meeres bis zur Kristallhelle klären. Durch über hundert Zuflüsse vermehrt, verlassen die grünen Wasser des Stromes bei Stein die Ruhe des Sees und bilden unweit Schaffhausen Europas größten Wasserfall.

Die große Wassermasse übt einen sehr vorteilhaften, ausgleichenden Einfluß auf das Klima der Gegend, das als verhältnismäßig mild, gesund und angenehm bezeichnet werden darf. Die reine staubfreie Luft ist oft von wunderbarer Klarheit. Frische Brisen vom See her fächeln selbst im heißesten Sommer dem Ufer Kühlung zu.

Die größte Tiefe des Bodensees beträgt 252 Meter, im Untersee nur 46 Meter. Die Spitze des Pfänders ist nahezu dreimal so hoch über dem Spiegel des Sees, als dessen tiefste Stelle unter ihm.

Als Gustav Schwab seine Ballade von dem Reiter dichtete, der im Winter über den Bodensee ritt, dachte er wohl nicht daran, selbst Ähnliches zu erleben, und doch konnte er bereits 1830 von einer Fahrt erzählen,


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die eine kleine Gesellschaft seiner guten Freunde, darunter der bekannte Freiherr von Laßberg, im Schlitten quer über den See unternahm. Das war aber ein gar seltenes Ereignis, und es sollte volle fünfzig Jahre währen, bis wieder derartig grimme Kälte über das Schwäbische Meer kam, es über seine ganze Breite hin zufrieren zu lassen, so daß man zu Fuß und zu Schlitten auf glatter Bahn von einem Ufer zum anderen gelangte: 1880 war dies der Fall. Ein breiter Menschenstrom wallte da an sonnenklaren Nachmittagen zumal zwischen Bregenz und Lindau dahin, wo die Decke am stärksten war. Eisfeste wurden gefeiert, und ein lustiges Fastnachtstreiben verwandelte die trübe, unheimliche Fläche in einen fackelerleuchteten Ballsaal. Ein eigens auf dem Eise gesetztes und gedrucktes Flugblatt sogar war der Erinnerung an diesen denkwürdigen Winter gewidmet. Zum Glück ist jener arktische Vorstoß in unsere gemäßigte Zone, der wochenlang den Verkehr störte und einer Menge edler Obstbäume das Leben kostete, etwas Außerordentliches geblieben, und man zählt wohl wieder ein halbes Jahrhundert, bis er wiederkehrt. Der Winter ist ja in der Regel milde am Bodensee, weil das Wasser Wärme aufspeichert und ausstrahlt.

Der Bodensee, nicht ohne tiefere Bedeutung als das Schwäbische Meer bezeichnet, obschon die württembergische Uferstrecke nur 22 Kilometer lang ist, bildete einst bis zur Aufteilung Großschwabens unter den Zähringern, Hohenstaufen und Welfen im Jahre 1096 den geographischen Mittelpunkt alemannischer Stammeslandschaften, aus denen heraus sich eine eigenartige Kultur zu entwickeln begonnen hatte; und rings um den See erheben sich, wie Theodor Mauch schreibt, „Denkmale weltgeschichtlicher Ereignisse wie edler friedlicher Geistesarbeit, die als die kräftigsten Marksteine aus der Geschichte altdeutscher Kultur und Literatur, Kunst, Gelehrsamkeit und Geschichtsforschung noch unmittelbar umweht erscheinen von klassischer Schwabenluft jenes alten Alemanniens, das im Laufe geschichtlicher Entwickelung aus politischen und dynastischen Gründen sich hat auseinanderreißen lassen müssen.“

Der Reichtum an kulturell und geschichtlich bedeutenden Orten, die fünf verschiedenen Ländern (Württemberg, Baden, der Schweiz, Vorarlberg und Bayern) angehören, die eigenartigen Städte und reizenden Dörfer, die prächtigen Kirchen, Schlösser und Villen fesseln den empfänglichen Sinn des Reisenden. Eine neue Anziehungskraft verliehen dem Bodenseegebiet die schließlich von so großartigem Erfolge begleiteten langjährigen Versuche des genialen Grafen Zeppelin zur Eroberung der Luft, die von Manzell und von Friedrichshafen aus ihren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Siegeszug genommen und die ganze Welt mit Bewunderung erfüllt haben. Damals trafen gewissermaßen die Worte zu, mit denen lange Jahre zuvor Gustav Schwab so überschwänglich den Bodensee verherrlicht hat:

Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu dir!
Du bist das Herz der Welt geworden,
O Land und aller Länder Zier!

Nach Friedrichshafen ist der bedeutendste Ort am schwäbischen Ufer Langenargen. Der stattliche Marktflecken, 397 Meter über dem Meer, mit 1500 meist katholischen Einwohnern, zieht sich anmutig längs des Ufers von der Argen bis zur Schussenmündung hin, ist auf einer Landzunge etwas in den Bodensee vorgeschoben und bietet daher von jedem Punkte aus prachtvolle Aussicht auf den See und das Gebirge.

Schloß Montfort auf einer früheren Insel in maurisch-italienischem Stil mit Park, die Pfarrkirche mit schönen Altargemälden und angebautem Spital und prächtige Kaianlagen verleihen der Seeansicht besonderen Reiz.

Schöne Spaziergänge längs des Sees, in den ausgedehnten Staatswald, etwas weiter in die hohe Wacht und Lehneusburg, ferner an der sehenswerten Kabelbrücke über die Argen vorbei führen in das romantische Argental, das reich an Naturschönheiten, Aussichtspunkten, alten Burgen und Ruinen ist.

Nach: Vom Bodensee bis zum Rheinfall. 1914.

Der Bodensee.

Von Emanuel von Bodman.

Weithin weht der Glockenklang
Von den Türmen nieder,
Und der See hallt süß und bang
Das Geläute wider —
Wie wenn die versunkene Zeit
In der blauen Tiefe
Angerührt zu Lust und Leid
Aus dem Schlafe riefe.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Reiter und der Bodensee.

Von Gustav Schwab.

Der Reiter reitet durchs helle Tal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut' an den Bodensee;
Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an;
Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein,
Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen, wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;
So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.
Fort geht's, wie auf Samt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn;
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Fremde schaudert, er atmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!"
Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See;
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär,
Es stellen die Knaben sich um ihn her!
Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!"
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Ross' herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Friedrichshafen a. B.

Aus kleinen und bescheidenen Verhältnissen ist die frühere Bodensee-Residenzstadt Württembergs hervorgegangen. Lange Jahrhunderte führte sie zwar den stolzen Namen einer freien Reichsstadt Buchhorn, aber kein ragendes Münster und keine hochgiebeligen Patrizierhäuser haben ihr Äußeres gehoben, und die engen Mauern haben in den Wirren alter Reichsuneinigkeit auch ihrerseits manch harten Streit und bittere Not umschlossen.

Wie vor vier und fünf Jahrtausenden die Pfahlbaumenschen hier und anderswo am See gelebt haben, zeigen uns die Geräte aus Stein und Knochen, die im interessanten Bodenseegeschichtsmuseum, einem

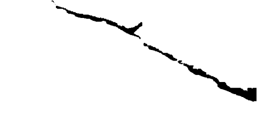


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stattlichen Bau der Altstadt, aufbewahrt werden. Die späteren „Reichsbürger" nährten sich von Ackerbau und Fischfang und einem mäßigen Kornhandel in die Schweiz. Eines aber hatte Buchhorn vor den reicheren Schwestern am See voraus: eine unvergleichlich schöne Lage. An einer sanft geschwungenen Bucht des Sees gelagert, der sich hier fast meerartig vor dem Beschauer ausbreitet, bietet die Stadt ein Prachtbild landschaftlicher Reize dar; im Vordergrunde liegt das weite Schwäbische Meer, umrahmt von dem gewaltigen Gebirgszug der Ostschweizer und Vorarlberger Alpen, im Hintergrunde breitet sich ein fruchtbares Land mit Wäldern, Wiesen und Obstgärten aus. Dazu kommt als bauliche Schönheit ersten Ranges das ehemalige Kloster Hofen mit seiner doppeltürmigen Kirche, am Ende des 17. Jahrhunderts erbaut und seit 1810 der Sommersitz der württembergischen Könige. Gleich dem ersten Könige verdankt die Stadt ihren heutigen Namen. Er schuf die großen Hafenanlagen und die in ihrem Bauschmuck prangende Friedrichstraße, deren Seeseite einen Kranz von herrlichen Gartenanlagen, darunter das Juwel des Stadtgartens, aufweist. Unter königlichem Schutz erblühte das Gemeinwesen, das 1808 erst 408 Seelen zählte, zur heutigen Stadt mit über 10000 Einwohnern heran. Nachdem schon der zunehmende Eisenbahn- und Schiffsverkehr große staatliche Werkstätten hierher verlegt hatte, hat vor allem der Luftschiffbau des Grafen von Zeppelin seit 1898 der Stadt eine sprunghafte Entwicklung gegeben. Tausende von Händen arbeiteten in den Fabrikanlagen der Zeppelinwerft, des Motorenbaues und des Flugzeugbaues Friedrichshafen. Damit traten auch an die Stadt neue große Aufgaben heran: neuzeitliche Schulanlagen, Kurhaus, Badeanstalt usw. Eine unvergleichlich prächtige Uferstraße (mit Gondel- und Jachthafen) ist erstellt worden. Wer von ihr aus das Alpenpanorama mit dem altersgrauen Säntis, den in Gold getauchten See, die feine Silhouette des Schlosses und der Kirche, die weite Bucht von Langenargen mit dem Schlößchen Montfort übersieht, während ein Zeppelinkreuzer oder ein Flugzeug silberne Kreise in den Lüften zieht, dem wird sich ein unvergeßliches Bild von Schönheit in die Seele prägen.

Aus: Hie gut Württemberg allewege.
Stuttgart 1917, Fremdenverkehrsverband.





Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Fahrt ins Reich der Lüfte mit dem Grafen Zeppelin.

Von Emil Sandt.



er 1. Juli des Jahres 1908 wird über das rein Zahlenmäßige und Geschichtliche hinaus ein historischer Tag in der Entwickelung der Menschheit bleiben. Denn an diesem Tage schlug zum ersten Male ein machtvoller Akkord zur neuen Melodie seine Tonwellen um das Erdenrund. Und der das Präludium spielte, das war der Graf Zeppelin. Wenn es wahr ist, daß jede Geschichte zur Asche werden muß, damit aus ihr die Sage emporsprießt — und wir wissen nicht, wie viele Millionen Jahre noch vor uns liegen —, dann wird die kurzlebige Geschichte vom Grafen Zeppelin zur immergrünen Sage von dem Recken aus dem Schwabenlande werden, der, im Schnee des Alters mit Jugendblut in den Adern, seiner eigenen Zeit den Weg zur aufwärts führenden Zukunft bahnte.

Die ungeheuren Empfindungen, die sich des Kulturmenschen beim Gedanken an die Beherrschung des Luftmeeres bemächtigen, die hoffnungs- und zugleich angstvollen Perspektiven, die in seinem Gehirn irrend umherschießen, sie zu kontrollieren, ihren Wert oder Unwert kennen zu lernen, zu erproben, was an ihnen wahr sei und was ins Reich der Schatten sinken müsse, dazu hatte mich Graf Zeppelin eingeladen. Ich sollte an seinem Instrumente stehen, wenn seine Finger über das Manual glitten.

Es war eine friedvolle Stunde. Alles still da draußen. Wie am frühesten Morgen eines Sommersonntages. Durch die Binsen, die das Ufer einsäumen, strich ein leiser Wind; die Wasserfläche war schwach gekräuselt; auf den Gehöften hing noch der Traum der Nacht. Hoch über uns spannte sich ein tiefer azurblauer Himmel. Und ab und zu glitt ein feines Beben durch die Natur, als wenn sie sich langsam zum Morgengebete bereitete.

Wir glitten mit unserem Motorboot heran an die Halle. Ich habe das Luftschiff des Grafen Zeppelin schon so oft gesehen, aber ich habe immer wieder dieses Gefühl eines mit Stolz gemischten Staunens; immer überrascht mich die Verbindung einer erdrückenden Masse mit der Eleganz ihrer Erscheinung. Still und gefesselt schwebt das Rieseninstrument in seiner heimatlichen Halle. Geschäftig eilen Ingenieure,



Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Monteure und Arbeiter hin und her. Hier wird geprüft und noch ein letzter Griff getan, und dort wird schnell Abschied genommen. In der Halle befinden sich außer uns Mitfahrenden noch Gräfin Helene, die liebenswürdige und tapfere Tochter ihres berühmten Vaters, der Neffe Sr. Exzellenz, Graf Ferdinand von Zeppelin mit seiner sympathischen Frau Solita und Baron Bassus, der langjährige, treue Begleiter und Mitarbeiter des genialen Erfinders.

Wir wurden nun verteilt. Mich bat Graf Zeppelin, in den Passagiersalon zu gehen. In der vorderen Gondel, die das Gehirn des Giganten darstellt, nahm er selbst mit unserem Straßburger Meteorologen, Geheimrat Hergesell, mit dem Oberingenieur Ludwig Dürr und den Bedienungsmannschaften für den Motor Aufenthalt, während in die hintere Gondel die Bedienungsmannschaften für den zweiten Motor beordert wurden. — Ich war der einzige Passagier. Das soll heißen: Ich hatte die Gunst des Schicksals erfahren, auf diesem Riesenbau der einzige zu sein, der keine Aufgabe hatte und keine Verantwortung. Ich schaute mich um. Der Passagiersalon bietet für vielleicht ein Dutzend Personen Aufenthalt. Die Wände, der Fußboden, die Decke bestehen aus dem mildes Licht durchlassenden Ballontuche, das über ein Aluminiumgerüst gespannt ist. An den Längsseiten bietet der Raum bequeme Sitze, und vier an feinen, aber starken Ketten hängende Tischplatten vervollständigen eine Ausrüstung, die nach Form und Farbengebung anheimelnd genannt werden muß. Die Seitenwände sind ausgiebig durchbrochen und schenken durstigen Augen eine Aussicht auf den weiten Horizont, und der gleichfalls durchbrochene und wie die Seiten mit Zelluloid ausgelegte Fußboden gestattet es, in bequemer Lage, geschützt gegen Wind und Sonne, zwischen den Füßen hinunter auf die heimatliche Erde zu schauen, die sich bei schönem Wetter bald zu einem farbenfrohen Teppich ausbreitet.

Der Raum wurde heller. Durch die Seitenscheiben sah ich, wie das Luftschiff hinausgeschoben wurde; dicht unter meinen Füßen konnte ich das Spiel der kleinen Fischchen beobachten, die von der Oberfläche des Bodensees erschreckt wieder in die Tiefe schossen, — dann hörte ich die beiden Kommandorufe: Luftschiff voraus! — Luftschiff frei! — ein kräftiges, dreifaches Hurra aus frohgemuten Kehlen, — und das Wasser versank unter mir. Bald sah ich die heimatliche Riesenhalle wie ein Kinderspielzeug unten liegen; ich sah Menschen am Ufer stehen, wie feine bunte Flecke auf einem grünen Teppich. Drüben durchfurchte ein Passagierdampfer das smaragdfarbene Wasser. Durch das Glas


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erkannte ich ihn. Feine weiße Schaumlinien hinter sich herziehend, keuchte er von Konstanz nach Lindau. Höher und immer höher stiegen wir; — und immer weiter wurde der Horizont. Von Norden her hob sich aus dem schimmernden Hegau der Hohentwiel, der Schauplatz der Liebe zwischen Ekkehard und Hadwig, die in den schwersten menschlichen Sang ausklang: „Selig der Mann, der sich selbst bezwungen" —; tief unten lag die liebliche Insel Mainau; von drüben her zog Konstanz und Stein am Rhein heran. Wir schwammen hoch vom Überlinger See dem Rheintale zu.

Ich ging durch den in den Kiel des Luftschiffes eingebauten, den Passagiersalon in der Längsrichtung mitten durchschneidenden langen Gang hindurch, um in die hintere Gondel zu steigen oder vielmehr hinabzusteigen, denn sie liegt etwa anderthalb Meter tiefer als der Kiel und der Salonboden. Man öffnet eine Zelluloidtür, das heißt, man drückt sie, die halbrund ist, ein Viertel um ihre Achse herum, tritt hindurch, schiebt sie ganz zu und ist dann draußen.

Der in die Gondel hinabführende Aluminiumsteg ist oben ein halbes Meter breit und verjüngt sich nach unten zu etwa vierzig Zentimetern. Er ist gitterartig durchbrochen und zum Schutze gegen das Ausgleiten mit Querrippen versehen. Denn Aluminium fühlt sich fett an und ist glatt. Ein Geländer befindet sich an keiner Seite, und die Aluminiumversteifungen streben vom Niveau des Steges an gleich seitlich zur Höhe, heran an den über uns liegenden Riesenkörper. Ich trat den Weg an. Eine Sache, die von unten so waghalsig, vielleicht so unmöglich aussieht. Ich schloß nicht die Augen und sah auch nicht starr auf den Steg oder das Ziel, die Gondel. Ich kam im Gegenteil zum bewußten Genusse einer überaus herrlichen Aussicht. Mein Blick schweifte in der Fahrtrichtung rückwärts. Das Schwäbische Meer glitzerte in Millionen und aber Millionen Funken herüber; halbrechts lagen die Thurgauer Alpen in dem violetten Schleier, den die hochsteigende Morgensonne aus Nebeln webt; und drüben in scharf geschnittener Pracht standen die Schneefelder und Gletscherschluchten des Säntis und des Hohen Kasten. Unter meinen Füßen lag Konstanz als Mittelpunkt; und auf den Fluren, die sich wie grüner Sammet ausbreiteten, Dörfer und Städtchen ohne Zahl; Chausseen und Eisenbahndämme durchzogen das Gewebe wie feine Linien. Und der Rhein glitt wie ein breites silbernes Band quer über das Feld.

Ich bin nicht schwachnervig. Und so könnte ich sagen, es liegt an mir, daß ich schwindelfrei blieb; aber auch die Beobachtung anderer



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat ergeben, daß man dieses unheimliche Gefühl dort oben völlig verliert. Man sieht nicht nur in eine weite Ferne, man sieht auch rechts und links vom Steg hinunter; senkrecht hinunter; der größte Kirchturm ist immer noch nicht größer als ein kleiner Bleistift. Die Menschen werden zu Punkten — man sieht die D-Züge dahinjagen, ja — wie ich es zufällig erlebt habe — man sieht unter sich einen Storch seine Kreise ziehen und sieht, wie er, aus dem sicheren kreisenden Segeln in angstvolles Flattern übergehend, sich nach unten flüchtet; man sieht ihn hinunterstoßen zur Erde und immer kleiner und kleiner werdend; zuletzt wie sinnlos vor Schreck mitten in dichtes Gebüsch schießen. Und bleibt doch trotz der ungewohnten Distanzen ruhig und sicher. Vielleicht sechs, sieben Schritte in freier Luft, dann befand ich mich in der Gondel. Und genoß nun den Rundblick. Il capitano, Se. Exzellenz, der Herr Graf Zeppelin, hatte volle Fahrt befohlen. Die Luftschrauben vollführten ein höllisches Konzert. Wenn in der Passagiergondel wenig oder doch nur ein feines Vibrieren zu merken ist, zucken und zittern die Maschinengondeln von dem Arbeiten der Motoren so sehr, daß die Verbindungs- und Versteifungsrohre schwingende Linien erhalten. Die Luftschrauben, deren Flügel verhältnismäßig klein sind, werden in eine so rasende Umdrehung versetzt, daß sie wie eine flimmernde Scheibe aussehen. Und wenn die Sonnenstrahlen auf sie fallen, meint man, man sähe einen Schleier von Rotguß, so fein, daß man durch ihn hindurch die leichten weißen Sommerwölkchen am blauen Himmel ihre Bahn ziehen sieht. Der Klang, den sie von sich geben, gleicht dem tiefsten Ton der größten Orgel.

Wir zogen oder flogen das Rheintal hinunter. Dieses gläserne Wasser, das bald zischenden Gischt über eigensinnige Felsblöcke schleuderte, bald in Kreuz- und Querwindungen durch grüne Fluren floß, bald auch zornig gegen einengende Kunstbauten schäumte, bot uns dann den wunderbaren Anblick seines Sturzes bei Schaffhausen. Er glitzerte herauf; sein Brillantstaub wurde wie ein Prisma zum farbenreichen Spiegel, und die Stellen, an denen die tosenden Gewässer zur Ruhe kamen, glühten wie eine smaragdene Platte. Graf Zeppelin drückte den Giganten bis auf 80 Meter hinunter über den Fall. Er wollte wissen, wie der vom Wasserfall aufsteigende Luftwirbel auf das Fahrzeug wirken würde. So genossen wir den Blick auf den Rheinfall von einer Stelle aus, die noch nie ein Mensch vor uns eingenommen hatte; die höher war, als die sonst zugänglichen Beobachtungspunkte und doch tief genug, um alle Einzelheiten zu erkennen. Aus den Schatten

Generated on 2018-09-29 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

kam der Rhein heraus; sprudelnd und spielend, bis er sich vor dem Falle staute. Dann stürzte er sich, seine natürlichen Widersacher verhöhnend, in den kochenden Schaum. Das berühmte Schaffhausen hob sich wie ein zum Schmucke der Gegend besonders modelliertes Bild plastisch heraus.

Man kann sich nur schwer dagegen wehren, daß in uns ein Großmachtskitzel ausgelöst wird. Ob hoch oder niedrig, Nord oder Süd, Ost oder West, wir sind, wo wir sein wollen. Dieses Riesengeschöpf, das uns trägt, ist gehorsam. Und das erkennen die da unten. Da war jeder Platz auf den Dächern besetzt, und die Straßen wurden bald bunt von den erstaunt, verwirrt und froh hin und her eilenden Menschen; wir sahen, wie Fahrräder aus den Türen, Automobile aus den Schuppen geschoben wurden und wie man sich daran machte, uns in hitzigem Interesse zu folgen, in fiebernder Aufregung zu verfolgen. Es war etwas Schmerzlich-Herzliches, das man dabei empfand. Diese Kinder ihrer Zeit, die die neue Zeit ahnten, aber noch nicht begriffen; die glaubten, sie könnten dem stolzen Geschöpfe dort oben nacheilen, das keinen Zwang kennt, als den, der von seinem Herrn kommt, kein Hindernis, keinen Wald, keinen steilen Weg, keinen Fluß, während sie mit ihren Verkehrsmitteln noch an der Mutter Erde und ihren Wegen, Pfaden, Straßen und Brücken kleben. — Bald ließen wir sie alle hinter uns. Der eine mußte Halt machen, weil kein Weg über die Fluren, der andere, weil kein Steg über einen Fluß führte; aber sie alle, atemlos von der Anstrengung und am Rande ihrer Kräfte, ließen noch einen jauchzenden Ruf heraufschallen und schwenkten grüßend zum Abschied den Hut. — Von Schaffhausen ging es hinunter nach Süden. Über Andelfingen, Durlach, Baden ins romantische Tal der Reuß. Gegen Mittag sichteten wir Luzern. Der Vierwaldstätter See glühte wie ein beschatteter Edelstein herüber, auf dessen einzelnen Fazetten noch Sonnenstrahlen tanzten. Und als wir, hoch in der Luft dahinziehend, an Luzern herankamen, an diesen berückenden Mischling von Romantik und Kultur, von Natur und Zivilisation, hob sich im Südosten der Rigi, im Westen der scharfzackige Pilatus heraus, der grau, stolz und kalt seine Messerschneiden dem Himmel zukehrt; und die Azurglocke, die über uns ausgespannt ist, breitet über die melancholischen grünen Tiefen des Vierwaldstätter Sees eine Decke von Heliotrop.

Das tiefe Heulen der Luftschrauben hatte uns schon von weitem angekündigt. Und so sahen wir auch hier wieder eine in Wirrnis, in Freude und Neugier heftig pulsierende Menschheit, die ebenso eifrig


Digitized by Google · Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

war zu sehen und gesehen zu werden, als zu grüßen und gegrüßt zu werden. Was von besonderem Werte erscheint, wenn es auch für den großen Erfinder ohne jeden Ausschlag bei der Auswahl seiner Flugroute gewesen ist, das war: Er fuhr eine glänzende Parade vor der internationalen Welt. Es war ein Staunen, ein Atemholen und dann ein jubelndes Grüßen. Politisch sind das da unten keine Deutschen. Die überwiegende Zahl auch nicht einmal Schweizer. Das größte Kontingent stellt das Ausland, Europa ist ebenso beteiligt wie die anderen Erdteile. Und ich habe gesehen, daß in wirklich großen Momenten die Nationalitäten ebenso ausgewischt werden wie die Rassen. Es gibt nur noch Menschen; es gibt nur noch die Kultur. Denn zuletzt ist sich nach allem, was vom Grafen Zeppelin bekannt wurde und was über ihn geschrieben wurde, niemand im unklaren, daß er nur Deutscher, daß er ein Urdeutscher ist, — aber diese Segnung, die er bringt, die ist so groß, daß sie allen nationalen Partikularismus bei den anderen vergessen läßt. Und dieser Moment und dieser Anblick, den heute der wolkenlose Himmel geboten hat, der wird eilends in weite Fernen hinausgetragen. Wie von allen Stationen beifallsfrohe Hände die Kunde nach Friedrichshafen trugen, wo man stets genau wußte, wo wir waren, ebenso war auch das gesamte Ausland fortlaufend über jede einzelne Phase der glänzend verlaufenen Fahrt unterrichtet. Der Stadtrat von Luzern würdigte den großen Augenblick, der der Stadt widerfahren war, durch ein Huldigungstelegramm, das er gleich nach Beendigung des Fluges an den Grafen nach Friedrichshafen richtete. Man konnte ohne Mühe von unten erkennen, wie restlos dieser das schwierige Problem der Lenkbarkeit gelöst hatte. Man konnte jede Umstellung der Steuer bemerken, und man konnte sehen, daß das Rieseninstrument dem leisesten Drucke gehorchte.

Und später, als es für den Grafen, wenn auch nicht sicherer — denn sicher war es für ihn immer, — so doch bequemer gewesen wäre, die von Schwierigkeiten strotzende Strecke zwischen dem Zuger und dem Züricher See in freier Höhe zu überfliegen, was tat er da? — Er zwang den Koloß, sich durch einen Gebirgssattel hindurchzudrängen und sich durch die wie in einer Schleuse zusammengepreßte Luft hindurchzuarbeiten. Die Schrauben pfiffen erst, dann heulten sie; zuletzt erklang es in den Ohren wie eine infernalische Musik, und das Trommelfell erzitterte unter dem tiefen dröhnenden Singen. Wenn man hinuntersah auf den Schatten, der da unten das scharf umrissene Abbild des Luftschiffes auf die Erde zeichnete, wurde einem klar, welche Aufgabe


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Graf Zeppelin seinem Instrumente auferlegt hatte. Trotz Hergabe aller Kräfte konnte der Gigant nur sehr, sehr langsam den Luftstrom überwinden; aber so oft das Schiff auch zur Seite ausweichen wollte, nach rechts oder links und nach oben, — der Graf zwang es immer wieder in die Linie, auf der es sich vorwärtskämpfen sollte. — — Und es beugte sich. Der Wille seines Schöpfers war stärker. An dem Schatten unten erkannten wir die Anstrengung seines Ringens. Es dauerte lange Minuten, ehe sich die Schattenspitze von einem Baum zum anderen gequält hatte, und einmal — bei einem Gegenwinde von fast 60 Kilometern, fürchteten wir beinahe stillzustehen, bis wir nach langem und interessanten Beobachten — ich möchte fast sagen „Lauern" — uns blitzenden Auges zunicken konnten: „Wir sind doch stärker!" Zoll um Zoll eroberten wir uns die Chaussee. Und als wir die verengteste Stelle hinter uns hatten, als der Luftstrom uns in einer breiteren Bahn entgegenzog, da glitten wir bald schneller durch die Luft; und mit immer sich steigernder Geschwindigkeit schoß unser Schatten wie ein Riesenvogel bald wieder über Täler und Hügel, über Schluchten und Auen.

Und überall unter uns wieder dieselbe wilde, freudige, oft ratlose Begrüßung. Wir sahen Zürich, diesen farbensprühenden Kranz am tiefblauen Zürichersee. Wir sahen eine Unzahl heller Edelsteine, die die Natur an diesem von Sonnenlicht durchfluteten Tage auf ihren Wunderteppich unter uns ausgestreut hatte. Wir flogen hinüber nach Winterthur und Frauenfeld und durchmusterten entzückt den Schmuckkasten einer schenkfrohen Natur. Abends in der siebenten Stunde sahen wir am Horizont wieder das Glitzern des Schwäbischen Meeres. Über den Thurgauer Alpen dahinziehend, beschattet von den Schneefeldern des hohen Säntis, unter uns unseres Herrgottes Märchenpracht, die immer wieder mit erstaunten Augen zu uns heraufblinzelte, zogen wir endlich über das reizende Bregenz und Lindau dem heimatlichen Manzell zu.

Und wir waren voller Kraft gewesen. Es hatte eine Episode gegeben, die einen Triumph bedeutete, größer als der Sieg über einen widrigen Wind. Denn dieser ist zuletzt relativ. Der stärkste Orkan wird immer stärker sein als der stärkste Bau von Menschenhand. Aber hier: nördlich von der Fluglinie, in die der Graf Zeppelin sein Luftschiff zwang, rollte da unten ein Eisenbahnzug. Er war in voller Fahrt. Für eine ganze Reihe von Minuten blieben wir sein Partner in der gleichen Richtung. Und wir hielten mit ihm gleichen Schritt. Das klingende


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herumrasen der Schraubenflügel übertönte das Zischen und Keuchen unten. Zuletzt mußten wir uns trennen. Nicht weil unsere Ziele etwa schon auseinander lagen. Es lag an ihm. Er kroch in die Erde; das heißt, er verschwand in einer kleinen, finsteren, schwarzen Öffnung, — sie nennen es da unten Tunnel — und wir? — wir zogen in der schönen, freien Herrgottsluft weiter unseres Weges, die weiche Luft als Pfühl, zu Kameraden schimmernde Sommerwolken.

Als wir endlich nach fast dreizehnstündiger Fahrt heimkamen, empfingen uns Böllerschüsse, und der Heimatstrand prangte im Flaggenschmuck. Es war zu einer Stunde, in der die Sonne Abschied nimmt. Im Frühlichtschein waren wir gen Westen aufgestiegen, jetzt stiegen wir von Osten kommend wieder zu Tal, und während hinter uns die Nacht ihr Traumnetz wob, grüßten wir noch einmal das in einem Meer von streifigem Dunst versinkende Tagesgestirn. Mit einem warmen Dank. Denn es war uns den ganzen Tag getreu geblieben. Zum Lohne dafür hatte es aber auch gesehen, wie der Mensch sich eine neue Herrschaft errungen hatte. Es hatte die Schwelle zu jenem Zeitalter beleuchten dürfen, in dem für den Menschen der Begriff „Die Erde sollst du dir untertan machen!“ zur Wahrheit wird.

Aus: Die Luftschiffahrt, dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechend dargestellt. Stuttgart 1908, Franckh.



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

IV. Das Hohenzollernland.

Der Name Hohenzoller.



er Name Hohenzoller kommt zuerst in einer Urkunde vom 15. April 1350 „Graf Friedrich von der hohen Zolr“ vor. Er wird dann noch weiter gebraucht bis zu Fritz dem Älteren, Graf „von der Hohenzoller“ (gestorben 1415), um hierauf geraume Zeit zu verschwinden. Erst mit dem 16. Jahrhundert wird der Name Hohenzollern wieder gebräuchlich, und zwar in dieser Mehrzahlform mit dem Schluß-n, und wird seither allein angewandt. Es war Franz Wolfgang (gestorben 1517), der ihn zuerst gebrauchte. Später wurde der Name zur Unterscheidung der einzelnen Linien des schwäbischen Hauses Hohenzollern mit dem Zusatz Haigerloch, Hechingen oder Sigmaringen versehen. Die beiden erstgenannten Linien sind ausgestorben.

Der Verfasser der „Chronika derer von Zimmern“ schreibt: „Ich habe gefunden, daß man die Grafen von Zollern vor 160 Jahren (um 1400) auch Hohenzollern schrieb und mich darüber nicht wenig gewundert; denn es gibt ja sonst kein zweites Zollern in deutschen oder welschen Landen, dessetwegen man das Wörtchen ‚hoch‘ hätte davorzusetzen brauchen, wie z. B. Hohenhöwen, Hohengeroldseck, Hohenneuffen, Hohenurach und andere mehr. Man hat das Wörtchen eben auch anderen Schlössern beigefügt, mehr des guten Klanges wegen und aus Hochmut, als der Unterscheidung halber. Ich habe eine alte Kopie eines Briefes gesehen, da schrieb Bischof Marquard von Konstanz an Graf Friedrich von Zollern mit den Worten: „Dem edlen, wohlgeborenen Herrn, unserem besonders lieben Freund, Graf Friedrich, Graf zu Hohen-Zollern.“

Hohenzollern.

Von J. Eltz.

Das kleine Land mit 70 000 Einwohnern ist eine preußische Exklave, d. h. ein zu Preußen gehöriges Gebiet, das aber räumlich von ihm getrennt


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist. Der Name des Landes rührt von dem Schlosse Hohenzollern her, das von hohem Bergkegel weit ins Land hinausschaut.

Hohenzollern oder die Hohenzollernschen Lande bestehen aus den durch Vertrag von 1849 dem preußischen Staatsverbande einverleibten Fürstentümern Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen. Sie bilden zusammen den Regierungsbezirk Sigmaringen, der unter dem Oberpräsidium der Rheinprovinz steht. Seit 1873 ist Hohenzollern zu einem Kommunalverbande mit provinzialständischer Vertretung vereinigt, die in Sigmaringen tagt.

Von Württemberg und Baden umgrenzt, hat der Regierungsbezirk mit Einschluß von neun kleinen Parzellen (Exklaven) und mit Ausschluß von einer badischen und drei württembergischen Enklaven eine Fläche von 1142 Quadratkilometer. Eingeteilt ist er in die vier Oberamtsbezirke Sigmaringen, Gammertingen, Haigerloch und Hechingen. Das Land zieht sich als ein langer, schmaler Streifen vom Neckar über die Donau bis in die Nähe des Bodensees und wird durch die Rauhe Alb, die sich in einzelnen Punkten bis gegen 1000 Meter erhebt, in das Oberland an der Südseite und das Unterland an der Nordseite geteilt. Im Süden sammeln sich die Gebirgswasser in dem hochgelegenen Bett der Donau, die hier auf ihrem 22 Kilometer langen Laufe weder schiffbar noch flößbar ist. Im Norden scheidet das tief eingesenkte Neckartal die Alb vom Schwarzwalde. Die Alb liefert an verschiedenen Stellen des Unterlandes wertvolles Eisen. Im Eyachtal hat man bei Stetten ein mächtiges Steinsalzlager erbohrt und eine Saline angelegt. Auch ist das Land reich an Mineralquellen und Bädern. Die fruchtbarsten und zugleich industriellsten Gegenden finden sich im Unterlande, wo Ackerbau, Viehzucht, auch Obst-, Hopfen- und selbst einiger Weinbau betrieben wird.

Das ehemalige Fürstentum Hohenzollern-Hechingen besteht aus der alten Grafschaft dieses Namens. Es bildete den nördlichen Teil des Gesamtgebietes, das Unterland am westlichen Abhang der Alb.

Durch den Beitritt des Fürsten Hermann Friedrich Otto zum Rheinbund wurde es 1806 souverän. Residenzstadt war Hechingen. Obschon das alte große Fürstenschloß an der Nordwestecke der Oberstadt verschwunden ist, läßt das Stadtbild noch immer eine besondere geschichtliche Bedeutung erkennen, zumal wenn im Hintergrund der Zoller erscheint. Nachdem die Grafen von Hechingen es vorgezogen, in dem Schloß zu Hechingen zu wohnen, stand die Burg Hohenzollern einsam da und verfiel. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts war sie eine


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ruine. Ein preußischer Prinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., sah sie 1819 gelegentlich einer Reise nach Italien, und er gab später die Anregung zum Wiederaufbau des Schlosses. Aber erst 1849 kam zwischen Friedrich Wilhelm IV. und den beiden Fürsten von Hohenzollern der Vertrag zustande, der zur Herstellung des stolzen Schlosses, äußerlich soweit wie möglich im Anschluß an Grundriß und Einrichtung der Burg von 1454, geführt hat.

Das ehemalige Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen war aus dem sigmaringischen Oberlande im Gebiet der Donau und dem sigmaringischen Unterlande im Neckargebiet gebildet. Es wurde ebenfalls infolge der Aufnahme des Fürsten Anton Aloys Mainrad in den Rheinbund 1806 souverän. Haupt- und Residenzstadt war Sigmaringen.

Die Stadt Sigmaringen liegt auf dem rechten Ufer der Donau, die durch ein Felsentor fließt, am Fuße einer Anhöhe, deren Spitze mit einer Kapelle geschmückt ist. Bis 1848 war sie die Residenz des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Seit 1849 ist sie der Sitz der preußischen Regierung von Hohenzollern.

Das fürstliche Schloß erhebt sich auf einem von drei Seiten steil und senkrecht aufsteigenden Felsen, an dessen Fuße die Donau schäumend und brausend ihre Wellen zwischen ihm und dem am linken Ufer ebenso steil aufragenden Felsen durchzwängt. Das Schloß besteht aus mehreren, zu verschiedenen Zeiten erbauten Teilen. Besonders sehenswert sind der Ahnensaal, der Waffensaal, die Gemäldegalerie, die Bibliothek usw. Sigmaringen ist trotz seiner fürstlichen Residenz und seiner sich hier verzweigenden Eisenbahnlinien ein stiller Ort. Die länderverknüpfenden Schnellzüge von Nord- nach Südeuropa gehen seitwärts ihre Wege, den Ufern des Rheines entlang oder über Stuttgart und Ulm, über Ingolstadt, München und Regensburg. Das Leben in Sigmaringen hat sich einen kleinstädtischen Zug bewahrt, dem die fürstliche Residenz noch ein besonderes Gepräge verleiht; denn alles dreht sich hier um die Hofhaltung, die feineren Kreise sind ganz von deren Geiste durchtränkt und in ihrer Art, sich zu geben, beeinflußt. Die eigenartige Mischung von feinem Ton, guter Sitte und anregendem Verkehr mit einer engherzigen Spießbürgerlichkeit, die für manche der kleinen deutschen Residenzen so bezeichnend ist, fehlt auch dem Städtchen Sigmaringen nicht. Die Vergangenheit hat nur geringe Spuren im Orte zurückgelassen; moderne, breite Straßen, schöne, saubere Häuser kennzeichnen die neueren Stadtteile; Gärten und Anlagen geben dem

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Stadtbilde Abwechselung, in dem sonst ein nüchterner Zug überwiegen würde.

Die Bezirksstadt Gammertingen ist zwar eine uralte Siedelung, bietet aber nur mehr wenig Altertümliches. Dagegen sieht Trochtelfingen noch heute wie eine alte Festung aus. Haigerloch hat eine sehr malerische Lage an der Eyach unterhalb eines alten Schlosses.

Von üppigem Bergwald und hohen Felskuppen umgeben, liegt in einem stillen Tale die Erzabtei Beuron. Wie schutzsuchend streben die wenigen Häuser des Dörfleins die sanfte Anhöhe hinan, wo die Abteikirche in ihrer edlen Einfachheit thront.

Die Abtei Beuron soll der Sage nach um 777 von einem Grafen Gerold von Bussen, Schwager Karls des Großen, der sie ebenfalls beschenkte, als Benediktinerkloster gestiftet und damals auf der Höhe von Fridingen erbaut worden sein; zu Ende des 11. Jahrhunderts kam sie in Besitz der Augustiner und wurde durch den Freien Peregrin von Hoßkirch ins Tal versetzt, woselbst die Kirche im Jahre 1077 durch den Bischof von Konstanz dem hl. Martin geweiht wurde; 1687 wurde Beuron unter Papst Innocenz XI. Abtei. In seiner jetzigen Gestalt ist das Kloster — außer dem 1889 erbauten nordöstlichen Flügel mit sehenswertem Refektorium — bis 1695 unter dem ersten Abte Georg Kurz und seinem Nachfolger errichtet worden, und die jetzige schöne Kirche wurde unter Abt Martin 1738 geweiht. Im Jahre 1802 wurde das Kloster aufgehoben und samt den zugehörigen Besitzungen an den Fürsten Anton Aloys von Sigmaringen überwiesen. Die Gebäulichkeiten blieben unbewohnt, bis sie 1862 von dem Fürsten Anton von Hohenzollern seiner Stiefmutter, der Fürstin-Witwe Katharina von Hohenzollern, geb. Prinzessin von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, überlassen und von dieser, wohnlich eingerichtet, den aus St. Paul in Rom zurückgekehrten Benediktinern unter dem Prior Dr. Maurus Wolter übergeben und 1863 bezogen wurden. 1868 wurde das Priorat durch Papst Pius IX. wieder zur Abtei erhoben und Maurus zum Abte installiert, das Kloster aber 1875 auf Grund eines Kulturkampfgesetzes wieder aufgehoben. Wieder bezogen wurde es 1887 unter demselben Erzabt Maurus Wolter, der 1890 starb und dessen Nachfolger sein Bruder Placidus Wolter wurde. Das Kloster Beuron ist eine Pflegstätte christlicher Kunst, in der eine eigene Richtung kirchlicher Malerei vertreten und weithin ausgeübt wird. Von der Beuroner Erzabtei wurden weitere Benediktinerklöster gegründet in Maredsous (Belgien), Erdington (England), das Stift Emaus in Prag und die alte

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abtei Maria-Laach im Rheinland, sowie die Abtei Neresheim neu besiedelt. Die Klosterkirche ist mit kunstvollen Malereien ausgeschmückt. Am Eingang der Kirche steht das von Kaiser Wilhelm II. bei seinem Besuch 1910 gestiftete Bronzekreuz. Links vor dem Choreingang öffnet sich die 1898 vollendete neue Gnadenkapelle, in der sich das Muttergottesbild befindet, zu dem seit Jahrhunderten Wallfahrten stattfinden.

„Mußpreußen".

Von Marie M. Schenk.

Anfangs der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, kurz nachdem der großdenkende und weitsehende Fürst Karl Anton sein Ländle an Preußen abgetreten hatte, und somit wie Hohenzoller „Mußpreußen" geworden war, fuhr der Lumpendunkerle[1]) einen der neuen preußischen Regierungsräte über Land. Noch hatte sich Nord und Süd nicht so recht ineinander eingefügt, jedem Teil war die Art des anderen noch fremd und neu; aber jedenfalls gab sich der schneidige norddeutsche Regierungsherr seinen neugebackenen Landsleuten gegenüber alle Mühe, liebenswürdig und leutselig zu sein, und so fing er auch mit seinem Kutscher in herablassender Weise ein Gespräch über Land und Leute an.

Das war aber eine schwierige Sache: dem Lumpendunkerle kamen die gewundenen, schnarrigen norddeutschen Sätze ganz chinesisch vor, und was er darauf kurz gefaßt in gut schwäbischer Mundart antwortete, klang den nordischen Ohren kaum mehr wie eine menschenähnliche Sprache. Schließlich ging es aber doch ganz leidlich, wenigstens waren beide mit der Art ihrer Unterhaltung zufrieden: der Lumpendunkerle sagte zu allem, was der Regierungsherr lang und breit daherschnurrte, entweder: „Jo, jo! Freile, freile!" oder „Noi, noi!", nickte bekräftigend oder schüttelte mißbilligend den Kopf dazu und dachte an etwas ganz anderes, der andere aber freute sich über seinen aufmerksamen Zuhörer.

Aber auf einmal stimmte es doch nicht mehr so recht: der Regierungsherr wollte eine ausführlichere Antwort haben.

„He! was moinet Se jetz?" fragte der Lumpendunkerle.

„Wie? — Was?" lautete die Gegenfrage des Regierungsherren.

[1]) Der Lumpendunkerle war Lohnkutscher, im übrigen aber seines Zeichens Färber; er tauchte also Stoffe und Lappen aller Art in bunte Farbe, und das nennt man auf gut schwäbisch „Lumpe dunke". Weil er klein und schmächtig von Gestalt war, verkleinerte man auch, wie das schwäbische Liebhaberei ist, seinen Namen, und der „Lumpendunkerle" war fertig.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Was Se jetz g'sait häbe, hab i g'frogt!" sagte der Lumpendunkerle.

„Ich verstehe nicht!" erwiderte kopfschüttelnd der andere.

„Und i schwätz doch guet deutsch!" knurrte der Lumpendunkerle und setzte treuherzig möglichst laut in seinem allerbesten Hochdeutsch hinzu: „Was habe Se wisse wolle, Herr Regierungsrat?"

„Ach so!" sagte der und atmete auf. „Ist man hierzulande recht zufrieden damit, daß man preußisch geworden ist?"

Der Lumpendunkerle pfiff hell durch die Zähne und ließ die Peitsche gehörig schnellen.

„Jo, jo, sell scho!" sagte er dann und verzog das Gesicht, als ob er in einen sauren Apfel gebissen hätte. „Ha freile sind mr z'friede, daß mr preißisch worde sind; aber denen do drübe," und er zeigte mit dem Peitschenstiel über die Achsel nach der nahen Landesgrenze, „dene Malifiz-Württeberger — dene täte mr's au gunne!"

Diesmal schien der Regierungsherr das Schwäbische gut verstanden zu haben, und er schwieg nachdenklich für den Rest der Fahrt.

Aus: Leute von der Rauhen Alb. Freiburg 1914, Herder.



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

V. Die Schwaben.

Der Charakter des schwäbischen Volkes.

Zu sein ein Schwabe,
Ist auch eine Gabe.



Gustav Rümelin hat in einem Abschnitt des Werkes „Das Königreich Württemberg" die Licht- und Schattenseiten des schwäbischen Wesens geistvoll zergliedert und gerecht abzumessen gesucht. Er hebt beim Schwaben zuerst die spröde Subjektivität hervor, die sich gehen lassen und der Natur keinen Zwang antun will, nichts so sehr scheut wie den Schein der Unselbständigkeit und des Zierens, nichts so hoch stellt als die *Eigenartigkeit* und *Unbeugsamkeit des Charakters*: ein Grundzug, in dem ebenso ein kleinlicher und beschränkter Eigensinn als edle Geistes- und Charakterbildung wurzeln kann. Teilweise hängt damit, nicht bloß mit zeitweiligen wirtschaftlichen Notständen, die von alters her den Schwaben nachgesagte *Wanderlust* und *Auswanderungssucht* zusammen. So sind schon im Jahre 1515 500, mit der Mißherrschaft des jungen Herzogs Ulrich unzufriedene Remstäler nach Ungarn gezogen, ebendorthin im 17. Jahrhundert zahlreiche Algäuer wegen Bedrückung durch ihre Obrigkeit. Auch die ersten schwäbischen Einwanderer in Nordamerika verließen die Heimat, um nicht länger im Streit mit den Kirchen- und Staatsbehörden leben zu müssen. Ebenso am Anfang des 19. Jahrhunderts der merkwürdigste aller württembergischen Separatisten und Gemeindestifter, Georg Rapp von Iptingen im Oberamt Vaihingen, dessen theokratisch-kommunistische Gründungen in den Vereinigten Staaten, Harmony, Neu-Harmony und besonders Economy in Pennsylvanien, viel Anerkennung und Bewunderung gefunden haben. Einige Jahre nachher hat die Einführung eines neuen Kirchenbuches für den protestantischen Gottesdienst viele Altgläubige aus dem Lande getrieben.

Zu Hause entfalten die Schwaben all die guten und minder guten Eigenschaften des *Eigenbrötlers*, der im Inneren, in der


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Welt der Gedanken, Träume und Gefühle-einen Ersatz sucht: stillen, nachdenklichen Ernst, eine bald nüchterne, bald träumerische, in sich gekehrte Lebensrichtung, die sich nicht an dem Schein und der Außenseite der Dinge genügen läßt, die gewandteren, redefertigeren deutschen Brüder für leichtfertig und oberflächlich, Schwätzer und Windbeutel hält, in der Politik die fremden Erfahrungen und die Vorgänge auswärtiger Staaten nicht als maßgebend gelten läßt, sondern alles wieder unter andere und eigentümliche Gesichtspunkte stellt, daheim ebenso sehr auf Gleichheit wie auf Freiheit dringt, nicht nur die Standesunterschiede, sondern selbst geistige Vorzüge schwer zur Geltung gelangen läßt, aus niemand viel Wesens macht. Das Uhlandsche Wort: „Ich schwör' auf keinen einzeln Mann, denn e i n e r bin auch ich", und das Schillersche: „Ihr, ihr dort außen in der Welt" erklärt Rümelin für echt schwäbische Worte. Besonders treffend erscheint, was er über die Wirkungen der obigen Charakterzüge im praktischen Erwerbs- und Berufsleben wie im geselligen Leben sagt.

Weniger anstellige Gewandtheit und leichte Aneignung des Neuen und Fremden, als B e t r i e b s a m k e i t , S p a r s a m k e i t und mit Nachdenken verbundener F l e i ß sind Eigenschaften des Stammes, den einer seiner besten Fürsten vor dreihundert Jahren ein „hartschaffendes Volk" genannt hat. „Ansehnlicher Reichtum ist in den Dörfern und Landstädten selten und erhält sich bei größerer Kinderzahl und gleichem Erbgang nicht leicht durch mehrere Geschlechter. Die große Masse, besonders der Landbewohner, ißt, ohne nennenswerte Unterschiede der Lebensweise, ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts. Der Reiche aber wird seine bessere Lage weit häufiger verdecken als zur Schau stellen, man wird ihn häufig klagen und selten prahlen hören. Schwindler, Großsprecher, Verschwender sind im ganzen seltene, auffällige und gemiedene Erscheinungen; man wird wohl, zumal auf dem Lande, zehn Geizige auf einen Verprasser zählen."

Was das g e s e l l i g e L e b e n betrifft, so ist eine alte, jetzt keineswegs mehr bloß gegen die Städter erhobene Klage, daß der Mann zwanglose Geselligkeit, das unentbehrlich gewordene Sichgehenlassen, humoristische und, als Gegengewicht gegen die weitverbreitete Trockenheit, ausgelassene Unterhaltung lediglich im Wirtshaus sucht, dessen Anziehungskraft die häusliche Geselligkeit mit den Frauen ertötet und zugleich eines der größten Hindernisse für ein rascheres Anwachsen des Volkswohlstandes ist. Auch Feste und Spiele des Volkes sind selten und haben wenig volkstümlichen Charakter.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eduard Paulus spricht vom

Schwabenstamme,
Der ein komisches Gemisch
Aus erweichtem Urweltschlamme
Und des Tiefsinns heiliger Flamme,
Herb und derb und grüblerisch.

Heinrich Heine aber sagt boshaft in seinem Wintermärchen „Deutschland“:

Wir blieben deutsch, wir sprechen deutsch,
Wie wir es gesprochen haben;
Der Esel heißt Esel, nicht asinus,
Die Schwaben blieben Schwaben.

Friedrich Theodor Vischer, der ja selbst ein Schwabe war, findet im Schwaben eine Mischung von poetischem Tiefsinn und kritischem Scharfsinn, einen Hang zur Reflexion bei ungebunden waltender Phantasie. Der Schwabe sei ein spekulativer Kopf und habe dabei etwas Simplizissimusartiges, es lebe in ihm das freie kritische Selbstbewußtsein in der Form der Naivität. Daher sein etwas linkisches Wesen bei an geborener Klugheit, seine Schwerfälligkeit, die einen feinen praktischen Verstand nicht ausschließt. Der Schwabe ist schüchtern bis zur Störrigkeit, er lernt schwer befehlen, er hat ein so kindliches Gemüt, daß er glaubt, eine hohe Frau, die ihm heute einen Blick geschenkt, werde ihm morgen einen abgerissenen Knopf annähen, aber hat der Schwabe den Hemmschuh seiner Schüchternheit einmal abgeworfen, zwingt man ihn dazu, den Herrn zu zeigen, so kann seine zurückgehaltene Lebenskraft mit einer gewissen Wildheit hervorbrechen; er ist dann wie der alte Dietrich von Bern, den man mit Stößen und Schlägen reizen muß, dem aber dann vor Wut Feuerflammen aus dem Munde fahren. So schilderte Vischer seine Landsleute. Er ist sich selber dabei Modell gesessen.



Friedrich Vischer.
Scherenschnitt von Luise Walther.

Seine Charakteristik sei noch durch einige Einzelzüge, namentlich einige Aussprüche verschiedener Schriftsteller, ergänzt:

Was im Anfang des 19. Jahrhunderts unter den mitteldeutschen Staaten Sachsen für die wissenschaftliche Ausbeut[illegible] [illegible]amus



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewesen ist, das war Württemberg in den späteren Jahrzehnten für die Fortbildung der spekulativen Philosophie. Das verschlossene, in sich schauende Wesen des schwäbischen Volkscharakters neigt zum Grübeln in philosophischen und religiösen Dingen, aber die ganze Natur von Land und Leuten schuf auch hier eine unendliche, die Tatkraft lähmende Zersplitterung der Persönlichkeiten. Katholiken und Protestanten aller Farben, Orthodoxe, Pietisten, Mystiker, Rationalisten und Philosophen, kleine Separatistengemeinden jeglicher Art begegnen sich hier auf schmalem Raum und in den engsten bürgerlichen und politischen Verhältnissen. Darum gewann man hier jene bewundernswerte Vertiefung in den Einzelstudien; fast jeder Pfarrer ist hier ein gelehrter Mann oder gar ein schaffendes Talent, aber dem Volke fehlt ein bestimmter kirchlicher Gesamtcharakter.

W. H. Riehl: Land und Leute. 11. Aufl. Stuttgart, Cotta, 1908.

Die Schwaben, unter denen wir heute vorzugsweise die Württemberger verstehen, sind unter den Deutschen des 19. Jahrhunderts eine Art „Salz der Erde“. In allen Teilen der Welt sind sie zu treffen als Vertreter nicht bloß eines gemütlichen Deutschtums, sondern auch als Träger deutschen Fleißes auf allen Gebieten des Erwerbslebens. Die Württemberger sind die deutschen Juden im besten Sinne des Wortes. Ausdauernd, zäh, genügsam und sparsam bringen sie es, wie Israel, überall zu etwas. Und in allen Teilen der Welt wird man sie finden in allen Stellungen, die ihren Mann ernähren. Aber auch auf geistigem Gebiete gehören sie zu den intelligentesten deutschen Stämmen. Dichter und Philosophen gedeihen in ihrem Lande ebensogut wie Fabrikanten und Hoteliers und machen dem schwäbischen Namen Ehre weithin. Und erst in politischer Hinsicht! Welche Größen hat das Schwabenland hier hervorgebracht! Waren die Welfen und die Hohenstaufen, deren Parteien einst eine halbe Welt bewegten, nicht Schwaben? Und sind die Hohenzollern, die das deutsche Kaisertum wieder errichtet in unseren Tagen, nicht ein schwäbisches Geschlecht?

Heinrich Hansjakob: Im Schwabenlande, 1881.

Das kraftvoll Derbe des Bayern ist dem Schwaben nicht eigen; wie seine Landschaft auf den Ton schlichter Anmut, so ist sein Gemüt auf den des Weichen, Empfindsamen gestimmt. Abhold dem Schroffen, Unausgeglichenen, leidenschaftlich Erregten fühlt er sich vom Beschaulich[illegible]rischen angesprochen. Des Franken laute, mitteil-

Digitized by 
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

same Fröhlichkeit ist seine Sache nicht, viel eher ein gewisser spröder Ernst. Der Schwabe ist ein Sinnierer und Eigenbrödler, der sich gern in sich selbst zurückzieht und da seine eigene Welt aufbaut, eine durchaus religiöse, übrigens zurückhaltende, schwer lenkbare Natur. Auf das Äußere legt er verhältnismäßig weniger Gewicht, läßt sich viel mehr gehen als der gewandte Rheinländer oder der elastische Franke, und diese Eckigkeit der äußeren Form, das oftmals Ungeschickte des Sichgebens, hat denn auch von allen deutschen Stämmen gerade den gutmütigen Schwaben am meisten zur Zielscheibe des Spottes, hat „das Schwäblein“ zum lustigen Helden unzähliger Schwänke und Späße werden lassen, hat zu den bekannten Neckereien über „Schwabenalter“, „Schwabenstreiche“, ja geradezu zu der Redensart vom „dummen Schwaben“ den Anlaß gegeben. Man braucht den schwäbischen Stamm hiergegen nicht in Schutz zu nehmen. Schwaben hat zu den berühmten Namen auf allen Gebieten sein redlich Teil gestellt, hat überhaupt an geistiger Gewecktheit den Vergleich mit keinem Bruderstamm zu scheuen. Es wäre auch verfehlt, im Schwaben allgemein einen wenigstens fürs praktische Leben untüchtigen Träumer zu sehen. Die schwäbischen Handelsherren des Mittelalters, das rege Industrieleben im heutigen Schwabenlande beweisen das Gegenteil. Noch manche bezeichnende Linie wäre zur Vervollständigung des Charakterbildes der widerspruchsreichen Schwabennatur anzufügen, so als wertvolle Beigabe zu dem sprichwörtlich gewordenen Wandertrieb die Gabe leichter Anpassung und — in merkwürdigem Gegensatz zu der idealistischen Grundstimmung — eine Ader trockener, berechnender Verstandesmäßigkeit. Prächtig in seiner Art schildert Fr. Vischer, selbst ein echter Schwabe, das Naturell seines Stammes:

Vernagelt und sinnig, grobkantig und minnig, blöckisch und innig,
Doch wie oft er entgleist, nicht umzubringender, ureigener Geist.

Dr. Joh. Damrich.

Die Schwaben und das schlechte Geld
Führt der Teufel durch die ganze Welt.

Ludwig Aurbacher.

Wenn der Schwab das Licht erblickt,
Wird er auf ein Sieb gedrückt,
Spricht zu ihm das Mütterlein
Und der Vater hintendrein:


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So viel Löcher als da sind
In dem Siebe, liebes Kind,
So viel Länder sollst du sehen,
Dann magst du zu Grabe gehen.

Wiener Handschrift des 13. Jahrhunderts.

Heimweh ist eine poetische Krankheit, welcher alle unterworfen sind, aber nirgends tritt sie so poetisch auf wie beim Schweizer und beim Schwaben. In merkwürdigem Gegensatze damit steht die Wanderlust unseres Stammes; es gibt kaum einen Himmelsstrich, wo man nicht Schwaben antrifft: ist es doch, als ob so mancher, der zu Hause die Poesie der Heimat nicht erkennt, hinaus müßte, um sie draußen als ein verlorenes Gut betrauern zu lernen.

Hermann Kurz.

Ond brächt is no zu no so viel
An Geld ond Ehr ond Lieb —
I müeßt koi Schwob sei, wamer net
Doch d'Hoimet 's Beste blieb.

Cäsar Flaischlen: Vom Haselnußnoi'.

Der Württemberger hat leider einen separatistischen Hang; je mehr er diesem Absonderungstrieb huldigt, desto mehr treten seine schlechten Eigenschaften zutage: Kleinmeisterei und Kleinstädterei, Schildburg und Krähwinkelei, Neid und Mißtrauen, Grübelei, Frömmelei und Nihilismus, Kantönligeist und Haß gegen die Staatsidee, Partikularismus und Mangel an deutschem Patriotismus.

Karl Braun: Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. II.

Dem echten und gerechten Württemberger war sein Ländchen die Heimat alles Richtigen und Gediegenen; über der Grenze fing für ihn alsbald Unverstand und Schwindel an.

D. Fr. Strauß.

Mit tiefem Mißtrauen sieht der Schwabe auf alles, was sich von außen an ihn herandrängt; er ist von der Trefflichkeit seiner Sondereinrichtungen durchdrungen, mögen diese noch so veraltet und verrostet sein. Fremde Erfahrungen macht er sich nicht gerne nutzbar, er überzeugt sich erst von Vorteilen oder Nachteilen einer Sache, wenn er solche an seinem eigenen Leibe erfahren hat. So ist ein Geist der Selbstzufriedenheit



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Lande groß geworden, der zwar dem edlen Triebe der Heimatliebe entsprungen ist, aber doch das richtige Maß vielfach überschreitet.

R. Krauß: Schwäbische Literaturgeschichte.

Die Art, wie wir Süddeutsche und gerade wir Schwaben von unserer Kultur und Eigenart reden, hat manchmal wirklich etwas Überhebliches an sich. Gerade als ob wir eine ganz „besondere" Eigenart an uns hätten, die schärfer ausgeprägt und an sich wertvoller wäre als die anderer deutscher Stämme. Wir wollen doch nicht vergessen, daß wir nicht allein im Besitze „alter reicher Kultur" sind; es gibt außer Stuttgart und dem, was um Ulm rum ist, auch noch ein Köln, Worms, Bremen, Braunschweig, Lübeck, Danzig, Weimar und Fulda. In der Lüneburger Heide, an der Waterkant oder in Thüringen wohnen auch keine Barbaren, sondern deutsche Stämme wie der unsere, ebenfalls mit ihrer Stammeseigenart.

Erich Schairer.

...Es sind doch
Teufelskerle, diese Schwaben,
Ungehobelt sind sie alle
Und von grobem Schrot und Korn;
Aber in den eck'gen Köpfen
Liegt viel Klugheit aufgespeichert;
Mancher geistesdürre Schlucker
Könnt' sich dran verproviantieren.

J. V. v. Scheffel: Trompeter von Säckingen.

Uffrichtig und gradaus,
Guetmüetig bis dort naus,
Wenn's sei muß, au saugrob,
Des ischt der Schwob.

August Reiff.

A Schwob braucht halt dreimol sei Esse im Tag
Und vier gute Vesper, sonst schlottret sei Mag.

August Reiff.

Wir sind keine Römer, wir rauchen Tabak,
Ein jedes Volk hat seinen Geschmack,
Ein jedes Volk hat seine Größe!
In Schwaben kocht man die besten Klöße.

Heinrich Heine: Zur Beruhigung.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Wirtemberger.

Der Name Wirtemberg
Schreibt sich von Wirt am Berg —
Ein Wirtemberger ohne Wein
Kann der ein Wirtemberger sein?

Schiller: Anthologie auf das Jahr 1782.

Schillers schalkhafte Verse beruhen auf einer verbreiteten volkstümlichen Deutung des Namens. In Wirklichkeit ist der Name Wirtemberg (jetzt allgemein Württemberg geschrieben) wahrscheinlich von einem Eigennamen Wirtino abzuleiten.

Man sagt, das Schimpfen sei für den Schwaben ein Zeichen der Gesundheit. Danach müssen sich die Schwaben durchweg einer guten Gesundheit erfreuen.

Scheint a Baur auh noh so dumm,
Hau 'drs ghairt! ar hot doch Gritz.
Füahrt am langa Näsle rum
Mancha junga Nasawitz.

Dionys Kuen (1773—1852).

Der Schwabe hat den Schalk im Nacken, und wer ihn nicht zu behandeln versteht, den läßt er's fühlen, wie die Natur, wenn man ihr von der unrechten Seite beizukommen sucht.

Hermann Kurz.

Wenn der Luchs blind, der Löwe furchtsam, der Hase kühn und der Schwan schwarz geworden ist, dann wird der Schwabe treu sein.

Altes Sprichwort.

Schwäbische Sprichwörter.

Besser schlecht g'fahre, als guat g'loffa.
Hitzig ischt net witzig.
Wer weit nausgoht, hot weit hoim.
Äller Anfang ischt schwer, bloß beim Lompesammla net.
Wenn Wasser Wei' wär, wia wöttet d' Weiber Wendla wäscha!
's schwätzt keiner g'scheiter als er ist.
Z' guat ischt au a Stückle von dr Liaderlichkeit.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alles, was reacht ist, aber a Henn om fufzeah Mark ischt z'teuer.
's ißt koi Bauer ebbas o g'schmalza; er schmeißt's vorher en Dreck.
Do kommt dr Gulde auf achzeah Batza (von einem Geschäft, das nicht rentiert).
Pfui Teufel, ischt des guat!
's ischt nergeds schöner als dahoim, ond wenn's no a Sauschtall ischt.
Eine Suppe hinter dem Schwabenofen ist besser als Braten in fernen Landen.
Es hat nur drei gute Weiber gegeben: die eine ist im Bad ersoffen, die ander ist aus der Welt geloffen, die dritte sucht man noch.

* * *

Meischter, d'Arbet ischt fertig, soll i glei flicka?
Mei Vatter hat g'soit, i soll koi faul Floisch traga.

* * *

Wenn die Henn kräht vor dem Hahn
Und die Frau redt vor dem Mann,
So muß man der Henn den Schwanz rausropfen
Und die Frau aufs Maul naufklopfen.

* * *

Ein Pfau, eine Jungfer und ein Pferd,
Das sind drei stolze Tier auf Erd.

Kinderreime.

Ein altes Gedichtchen, das die Wärterinnen hersagen, wenn sie die Kinder auf den Knien reiten lassen:

Hotta, Hotta, Rößle,
Z' Stugart steht a Schlößle,
Z' Stugart steht a Gartahaus,
Guckat drei schöne Jungfra raus:
Die ein' spinnt Seide,
Die ander spinnt Weide,
Die dritt', die spinnt an rota Rock
Für unsern liaba Herragott.

E. Meier: Kinderreime.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mausfallen-Sprüchlein.

Das Kind geht dreimal um die Falle und spricht:

Kleine Gäste, kleines Haus,
Liebe Mäusin oder Maus,
Stell' dich nur kecklich ein
Heut' nacht bei Mondenschein!
Mach aber die Tür fein hinter dir zu!
Hörst du!
Dabei hüte dein Schwänzchen!
Nach Tische singen wir,
Nach Tische springen wir
Und machen ein Tänzchen:
Witt witt!
Meine alte Katze tanzt wahrscheinlich mit.

Eduard Mörike.

Ringa, Ringa, Reiha,
D' Mädla gant in d' Maia,
D' Buaba gant in Haselbusch,
Schreiet alle huschhuschhusch!

* * *

Jetzt gang i uff Stuagart in d' Hofapothek
Und kauf mer a Sälble, daß Dummheit vergeht.

* * *

Ehne dehne ditza,
D' Modder kochat Schnitza,
Hau-n-i wölla lecka,
Kommt se mit em Stecka,
Ben i zu der Magd,
D' Magd hot me verklagt,
Ben i zum Kneacht,
Der hot gsait, i sei nimme reacht,
Ben i zum Großvatter,
Der hot g'lachet: hahaha!

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Storch, Storch, Schnibel Schnabel
Mit der langa Heuagabel,
Fliag übers Bronnahaus,
Bring mer au a Kindle raus —
Mir oi's,
Diar oi's,
Aber de baise Buaba koi's.

Regenlieder.

Es regelet, es tropfelet,
De alte Weiber hopfelet,
Se hopfet in d'r Stube rom
Ond schmeißet alle Häfe om.

Abzählreim.

Enzerle zenzerle
Zigerle zä,
Eichele beichele
Knöll!

Schwäbisches Volksleben.

Von Eduard Paulus.



m Schwabenland ist heute noch ein echtes Volksleben. Im Neckartal, im Steinlachtal und oben auf den Flächen gegen die Alb hin wohnt ein schönes und gesundes Volk. Man trifft fast lauter schlanke hohe Gestalten mit vornehmen Gesichtszügen, in den Bewegungen viel Anstand. Auf dem Kopf tragen die Mädchen ein schwarzes Käppchen, von dem breite schwarze Bänder herunterflattern, daneben hängen die langen blonden Zöpfe frei herab; eine große vielfache Granatenkette läuft um den Hals, das feine weiße Hemd ist mit Spitzenkragen und Spitzenärmeln weithin ausgeschlagen, darüber ein scharlachrotes Mieder mit schwarzer Zeichnung. Der Rock geht von den Hüften an, ist kurz, von dunkelblauem Zeug mit breitem Goldsaum, darauf der weiße Spitzenschurz, alles echt, stark, schwer, fast unvergänglich. Da sieht man die Mädchen des Abends unter den großen Linden vor dem Dorfe sitzen, in der herrlichen Landschaft, und ihre Lieder singen, die



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alten unvergeßlichen Volkslieder, diese ganz einfachen Töne, die ähnlich wie jene Granatenketten als kostbare Kleinode, teure Erbstücke, herübergerettet wurden durch die Jahrhunderte.

Aber selbst von dem Urglauben unseres Volkes erhielten sich hier noch deutliche Züge. Überall in diesen Dörfern weiß man noch vom Schimmelreiter, der nächtens durch den Wald auf hohem Schimmel reitet; es ist der alte Wotan selbst auf seinem achtfüßigen Grauschimmel, dem Sleipnir. Dann hört man alle Jahre, besonders um Weihnachten, Wotans Heer kommen, man hört es schon lange vorher in der Luft übers Gebirge brausen und vernimmt den Schrei: „Auß'm Weg!" Wer da nicht ausweicht, kommt ums Leben, und wer zu dem Heer hinaufsieht, der wird blind. Man sagt in vielen Orten, es bedeute ein fruchtbares Jahr, wenn man das „Mutesheer" recht lärmen höre.

In dem felsigen Urschelberge bei Pfullingen wohnt die Urschel in einem glanzvollen versunkenen Schlosse; sie erscheint in Begleitung von Nachtfräulein wie eine Göttin. Die Kinder, wenn sie ins Holz gehen, legen der alten Urschel ein Opfer hin, bestehend aus Hornknöpfen oder aus Sonnensteinen (Ammonshörnern). Sie trägt eine altertümliche Haube auf dem Kopf und hat um den Leib herum eine goldene Kette, an der ein Schlüsselbund hängt. Früher ging sie mit ihren Nachtfräulein, — die waren klein, zierlich und wunderschön gebaut, hatten glänzende Gesichter und schweeweiße funkelnde Kleider, — oftmals in die benachbarten Dörfer, besonders Pfullingen, und ging in die „Karz", d. i. Spinnstube und unterhielt sich hier mit den Leuten; die Nachtfräulein spannen, und sie spann auch wohl selbst zuweilen. Noch viel andere Sagen, so von den Erdwichteln, die den Leuten ungesehen halfen usw., gehen in dieser Gegend um.

Die Dörfer sind schön gebaut, besonders die auf der Hochfläche gegen die Alb hin gelegenen. Ihre großen, zierlich geschnitzten Bauernhäuser sind zwanglos auseinander gestreut, die Lücken dazwischen mit hohen Obstbäumen erfüllt. An jedem Haus liegt ein Rosengärtchen, und vor jedem Fenster prangen durchbrochene Blumenbretter, aus denen feuerrot blühende Nelken herabhängen.

Aus: Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen.
Jubiläumsausgabe. Stuttgart 1887, Carl Krabbe.

Sitten und Gebräuche.

Über die aus alter Zeit erhaltenen Sitten und Gebräuche schreibt Julius Hartmann in einer Studie „Schwäbisches Volksleben": Unser


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Volk, namentlich das katholische, hat so gut wie irgendein deutscher Stamm sich aus den Tagen germanischen Heidentums und des ihm angepaßten volkstümlichen Christentums, trotz Kirche und Reformation, Aufklärung und Polizeistaat, Eisenbahn und Freizügigkeit nicht weniges herübergerettet, was sein arbeitsames, eintönig prosaisches Leben zu verschönern, poetisch anzuhauchen imstande ist. Das häusliche Leben bewahrt noch manche Züge uralter Sitte von der Begründung des Hausstandes bis zur Lösung im Tode. Die Hochzeitlader und Brautführer treten in vielen Orten mit Säbeln bewaffnet auf, fast der einzige Rest vom Waffentragen des Volkes außerhalb des Heeres; beim Kirchgang des Hochzeits- wie des Taufzuges wird geschossen zur Vertreibung der bösen Geister. Das Stehlen des Brautkranzes, der Brautschuhe oder auch der Braut selber, das Überbringen von „Morgengaben“ am Tage nach der Hochzeit seitens der Gemeindegenossen findet sich noch. Desgleichen der uralte väterliche Anerkennungsakt bei der Geburt, indem die Hebamme das neugeborene Kind auf den Boden legt und der Vater es aufhebt. In einfachsten Verhältnissen aufwachsend, sieht dann der Landbewohner die Einförmigkeit der Hantierung in Haus und Feld durch allerlei häusliche und öffentliche Kurzweil angenehm unterbrochen.

Da sind im Kreislauf des natürlichen Jahres: im Frühling das Gehen und Reiten in den Maitau, das Maienstecken und andere Maibräuche, im Sommer die Sichelhenke, im Herbst Lust und Lärm der Weinlese und im Winter Krauteinschneiden, Metzelsuppe, Flegelhenke, Lichtstube (auch Karz, Hoierles genannt) usw., ganz besonders aber die zahlreichen Kundgebungen der Naturfreude, des Glaubens und Aberglaubens, der neckischen Lust im Menschenverkehr usw., die sich an den Lauf des Kirchenjahres knüpfen, und die mehrfach die Fortsetzung uralt heidnischer Bräuche sind.

Den Reigen eröffnet „die mythisch-pädagogische Schreckgestalt“ des hl. Nikolaus, Sankt Klos (6. Dezember). Es folgt die Anklopfet, das Knöpfeln oder Klöpfeln an den drei Donnerstagen vor Weihnachten; die Christbescherung mit „Buchsbaum, Springerlen, Hutzelbrot“ usw.; das Einbinden der Obstbäume mit Strohseilen an Weihnachten; der Ritt und die Dienstbotenbewirtung (Saturnalien) am Stephanstage; das Pfeffern mit Ruten am Tage der unschuldigen Kinder; das Neujahrsansingen, das noch in einzelnen Orten auf der Rauhen Alb geübt wird, der Aufzug der hl. drei Könige und das Backen von „Sternen“ am „Obersten“, d. i. am Erscheinungsfest; Feierlichkeiten zum Schluß des


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

bei Licht Spinnens an Lichtmeß; das Bläsen, d. i. Feien gegen Halsübel am St. Blasiustag, 3. Februar; die Lustbarkeiten der „Fasnacht, Fasnet“ (wie in Schwaben durchweg gesagt wird) mit dem gumpigen (mutwilligen) Donnerstag, pfromigen Freitag, an dem man gepfräumt, mit Ruß geschwärzt wird, und dem schmalzigen Samstag, an welchem die Fastnachtküchlein gebacken werden; mit dem „Maschkeren, Aufsagen,“ den Fastenbrezeln usw.; das Funken- oder Scheibenschlagen am ersten Sonntag in der Fasten, genannt weißer Sonntag oder Funkentag; der Fähnlesgang nach dem weißen Sonntag; das Beschenken der Lehrer durch die Kinder und dieser durch jene am Gregoritag (12. März): allerlei Gebräuche mit den als Palmzweige dienenden Reisern und dem Palmesel, die gefärbten Eier, die der Has an Ostern legt, das Eierlesen am Ostermontag; das Suchen der vor dem Blitz bewahrenden Himmelfahrtsblümchen in der Frühe des Himmelfahrtsfestes; der Pfingstritt, der Pfingstlümmel oder Pfingstbutz; die Johannisfeuer (24. Juni) als Feier der Sommersonnenwende mit Feueranzünden, Johannesminne trinken; das „Fackeln“ um die Herbsttag- und -nachtgleiche, und am Christabend, um die Zeit des kürzesten Tages; Vergnügungen der Kirchweih, „Kirbe“, d. h. der im Anfang des 19. Jahrhunderts unter Aufhebung der lokalen Kirchweihen eingeführten „allgemeinen, Allerwelts- oder Saukirbe“; an Martini der Pelzmärte, Schellenmärte, die Martinsgans; das „Seelen“backen und das Schmücken der Gräber mit Blumen am Allerseelentag; das Befragen des Schicksals in der Andreasnacht usw. Auch Reste der alten Passionsspiele und Fortsetzungen derselben in geistlichem und weltlichem Schauspiel finden sich bei unseren Bauern noch, besonders in Oberschwaben, wo man unter anderem die Legenden sogenannter Volksheiligen, d. h. Helden der Sage, welche von der Kirche zwar nicht förmlich heilig gesprochen sind, aber gottesdienstlich gefeiert werden, dramatisch darstellt.

Von Handwerksbräuchen sind nur noch wenige zu nennen: der Zimmerspruch beim Hausaufrichten; der Schäferlauf in Markgröningen, Urach, Heidenheim und Wildberg; der Glocken- oder Schellenmarkt der Hirtenbuben in Lauterbach und Umgegend, O.-A. Oberndorf; der Montag im Juli, an welchem die Weingärtner in Reutlingen das Gedächtnis der Festigkeit ihrer Zunftgenossen in der Reformationszeit durch Umzug mit dem „Rebenmännle“, einem Bilde des hl. Urban, Kirchgang usw. feiern; das Fischerstechen in Ulm, ehemals auch in Cannstatt am Jahres- oder Brudertag der Schiffer- und Fischerzunft vom oberen Neckar und in Eßlingen; das Siederfest in der Salzstadt


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hall; das Ehrengeläute der Bäcker in Calw, angeblich von Kaiser Leopold verliehen, weil ein Calwer Bäckergeselle in Wien nächtliche Minierarbeiten der Türken zur Anzeige brachte.

Unter den lokalen Volksfesten verdienen erwähnt zu werden: der Blutritt in dem alten Klosterorte Weingarten am Freitag nach Himmelfahrt, der Hahnentanz und Eselsritt in Bad Teinach an Jakobi, das Rutenfest der Schuljugend in Ravensburg, vielleicht Fortsetzung einer altheidnischen Naturfeier.

Schließlich sei noch der Art und Weise gedacht, wie der Volksstamm, der auswärts von alters her sich so viel aufziehen lassen muß, seinen eigenen Drang zu necken in zahlreichen Ortsneckereien, scherzhaften, oft recht derben Nachreden über die Nachbarorte befriedigt.

Mein Vater.

Von H. H. Ehrler.

Mein Vater starb, fünfundsiebzig Jahre alt, als frommer, christkatholischer Landstadtbürger und bienenzüchtender Freund des kleinen Lebens.

Er ging aus der Welt, die er so liebte, leicht und unbeschwert, wie über eine helle Schwelle. Von seinem Vetter Schreiner begehrte er (ganz wie ich einmal später in einem Theaterstück sah) das Maß seines Sarges, und in der letzten Stunde sagte er vergnügt zu uns: „So, wenn ich jetzt gestorben bin, dann hängt ihr die Fahne zum Haus hinaus."

Ich saß die Nacht im Schein einer kleinen Lampe allein bei der Leiche. Ich hatte das Linnen zurückgeschlagen und betrachtete lange den Kopf des Toten. Der lag seltsam und gereckt da als ein mächtig gewordenes, edel geprägtes Haupt, hinter dessen hoher weißer Stirn sich das letzte Geheimnis geschlichtet haben mußte. Es war überraschend und Zug um Zug das Haupt — Goethes, dessen Maske über meinem Schreibtisch in der Ecke hängt, und dessen letztes Wort gewesen sein soll: „Mehr Licht!"

Ich war tief durch mich hin erschüttert. Und als ich zum erstenmal wieder in meiner Stube saß, geriet ich in Verlegenheit, ob ich zuerst nach den vierzig Bänden greifen sollte, die die obere Reihe des Bücherschaftes füllten, oder nach meinem Katechismus, der irgendwo unten bei den vergessenen Schulbüchern stecken mußte.

Mein Vater hatte daheim einen reichen Kram alten Hausrats beisammen. Scheckige Bilder, gemaltes und geschnitztes Holzzeug. Das


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alles war früher im ganzen Hause zu Brauch und Zier herumgestanden und herumgehangen, in der getünchten Wohnstube, in den Schlafkammern, auf Gang und Spind. Schließlich aber war alles der neuen Zeit gewichen, nachdem die Mutter gestorben und manches sonst anders geworden war. So war denn damals auf den Wunsch der aus der Pension heimkommenden Schwester auch der Tapezier gekommen und hatte die Stubenwände mit Zeitungen und großblumigen Tapeten verpappt.

Dann hatte man die alten Bilder nicht mehr um das Wandaltärchen in der Ecke aufgehängt und das braune Holzkreuz nicht mehr dort aufgestellt; auch nicht mehr die gläsernen Leuchter und Blumenvasen mit den steifen, blauen, weißen und roten Stoffblumen. Ein schwarzes Kreuz mit beinernem Heiland stellten sie hin, Porzellanvasen mit Schilf und getrockneten Gräsern darin, und für die farbige Himmelfahrt und Krönung Mariens zu den beiden Seiten hängten sie zwei Stiche, Ecce Homo und Mater dolorosa in schwarzen, breiten Rahmen auf.

So ging's weiter, aus Schlafkammern, vom Gang und Spind wurden sie fortgenommen und auf die Mansarden hinaufgetragen.

Der Vater ließ die Umwandlung geschehen, er sagte, man könne dem Lauf der Welt nicht wehren, und die jungen Frauenzimmer hätten ja jetzt recht. Aber er paßte sich selber nicht in der neuen Herrlichkeit.

Eines Tages nahm er mich denn hinauf auf die Mansarden in die große Rumpelkammer: „Hilf mir da ausräumen!“ — Am Abend stand die Stube leer.

Am übernächsten Morgen kam der Tüncher. Als ich wieder in die Kammer durfte, sah sie aus wie unsere alte Wohnstube. Die Decke frisch geweißt, die Wand ganz hellgrün im Grund, mit dunkelgrünem Schablonenornament gedeckt, oben und unten braunrote Leisten.

Nur heller war's darinnen. Die Kammer lag hoch, und die Sonne schien voll über das Nachbardach her über die kleinen Quadrate der altmodisch in Blei gefaßten Fensterscheiben.

Dann wurde eingeräumt. Zuerst der große, braungebohnte und schwarz eingelegte Auffatzschrank mit den messingenen Ausziehgriffen und den geschnitzten Muscheln und Meerweibern. Ein Jude bot einmal 123 Taler dafür. Der Schrank war Vaters Heiligentum; in den Kästchen, die sich nur durch einen im Innern angebrachten Hebel öffnen ließen, waren die Familienandenken verwahrt. Nach dem Schrank kam die Brautausstaffierung der Großmutter. Ein Kleiderkasten, eine Truhe, Stühle und das Himmelbett, in dem ich jetzt schlafe: alles grün gestrichen, rot kannelliert, mit buntem Blumen- und Blattwerk bemalt



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und gezeichnet mit Namen und Jahreszahl: Katharina Amstegin 1821. In die Ecke zwischen den beiden Fenstern stellten wir den eichenen Tisch mit den ausgetretenen Fußbrettern.

Dann traf der Vater eine Auslese aus den zwei Haufen alten Wandschmucks. Über den Tisch kam das Altärchen mit dem braunen Kreuz, den Glasleuchtern und Vasen, den Stoffblumen und der Himmelfahrt und Krönung Mariens. Über das Kopfende des Bettes der glasgefaßte Brautkranz der Mutter und ein schön geschnitztes buchsenes Kreuzlein, das der Urgroßvater beim Dungladen in der Gabel steckend gefunden hatte. Auf die übrigen Wände teilten sich die farbigen Legenden und Heiligen, darunter ein hinter Glas gemalter Josef, bei dem die Hautschatten durch dicke, wie blutrünstige Striche dargestellt waren, was mir immer so merkwürdig vorkam.

Zu guter Letzt mußte die Magd den Boden scheuern und mit weißem Sand bestreuen. Das Ganze leuchtete in seltsam heller, bunter Freundlichkeit. War ich drinnen, ging immer etwas auf in mir. Ich mochte in der Stube nicht viel reden, und wenn eins etwas sagte, war es was anderes in Klang und Wort als sonst.

Dahin zog sich der Vater zurück. Ich kam später fort. Mein ältester Bruder übernahm das Geschäft.

Und dort starb der Vater auch im Ehebett der Katharina Amstegin, reif und schön.

Unsere Mutter war früh gestorben. Droben im Gottesacker hatte ihr der Vater einen kleinen „Lebensbaum“ aufs Grab gesetzt.

Unser Garten lag um zwei, drei Wege weiter unten, und Vaters Bienenstand war mit den farbigen Fluglöchern der Bienenstöcke breit gegen den Kirchhof hinauf gerichtet.

In dem Stand hatte jeder Stock seinen Namen, der rot darauf gemalt, und seinen gereimten Spruch, der auf einem Zettel angeklebt war. Auch seine Geschichtstafel hatte jeder angeschrieben. Neben den Stöcken aber hatte sich der Vater einen eigenen kleinen Raum geschaffen, mit Tuch ausgeschlagen und mit kuriosen, alten, frommen Bildern behängt. Auch ein kleiner Schaft erbaulicher Bücher lief über den Lehnstuhl hin.

In dieser Zelle saß der Vater jeden vom Wetter geschenkten Nachmittag stundenlang allein, rauchend, lesend und sinnierend. Und gerade vor sich hatte er ein kleines Glasfenster in die Tür eingesetzt, das dann immer offen stand und über die Sträucher, Obstbäume, Gartenzäune und über die Gottesackermauer hin gerade das Grab der Mutter hell in seinem Ausschnitt faßte.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich war Jahr um Jahr draußen in der Fremde und kam selten heim. Jedesmal saß dort in der Zelle des Bienenstandes ein älterer Mann mit weißen Haaren und schaute auf den Lebensbaum hinüber, der über dem Grab der Mutter jedesmal größer und dunkler geworden war.

Und als wir den Vater dann auch zur Mutter unter den Baum begruben, war keiner unter den Bäumen des Gottesackers so groß wie der seine.

Noch eine Erinnerung kommt mit her:

Ich war, etwa als Zehnjähriger, schwer krank. Der Arzt war ratlos und das Haus voll Sorge. Da sah ich nach einer fiebrigen Nacht morgens vor Sonnenaufgang den Vater vor meinem Bett stehen. In meinem schwankenden Bewußtsein sah ich ihn aus einem alten, vergilbten Schriftstück seltsame Gebete über mich hinsprechen und aus der Luft her mich vielfach bekreuzigen. Schließlich rieb er mir noch, auch im Zeichen des Kreuzes, eine fette Flüssigkeit auf die Stirn und die Schläfen. Ich erfuhr das an mir in einem Zustand merkwürdig fremdartiger Spannung. Dann aber, als die Handlung fertig war, sah ich Vaters Gesicht noch lange über mich gebeugt, und hinter den dicken Brillengläsern hatten sich die kurzsichtigen, blauen Augen ganz mit Tränen gefüllt. Da spürte ich deutlich, wie auch in mir eine wunderbare Rührung aufquoll und widerstandslos mich durchrieselte. Als wären die Adern drinnen aufgegangen und hätte das Blut sich mild ergossen. Ich wurde denn auch rasch gesund. Und von der Stunde an trage ich jene immer wieder ergreifend aufbrechende Liebe zu meinem Vater, die um so mehr in mir Besitz nimmt, je weiter die Zeit mich von ihm wegträgt.

Aus: Deutsche Brüder. Stuttgart 1918, Franckh.

Preis der Schwabenmädchen.

Von Friedrich Hölderlin.

So lieb, wie Schwabens Mägdelein,
Gibt's keine weit und breit!
Der kann mein Trauter nimmer sein,
Der ihrer sich nicht freut!
Wie war mir immer wohl zu Sinn,
So lang ich bei ihr war,
Bei meiner Herzenskönigin
Im blonden Lockenhaar.

Sie blickt des lieben Herrgotts Welt
So traut, so freundlich an
Und geht gerad und unverstellt
Den Lebensweg hinan.
Die Blumen wachsen sichtbarlich,
Wenn sie das Land begießt,
Es beuget Birk' und Erle sich,
Wenn sie den Hain begrüßt.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entgegen hüpft ihr jedes Kind
Und schmiegt sich traulich an,
Die Mutter und die Basen sind
Ihr sonders zugetan.
Es freu'n sich alle, fern und nah,
Die meine Holde seh'n:
O lieber Gott! Wie sollt' ich da
Die süße Minne schmäh'n!

Wer mir die Holden nicht verehrt,
Der höre meinen Hohn:
Er ist des Vaterlands nicht wert,
Er ist kein Schwabensohn!
Er schmähe mir die Minne nicht,
Die Minne treu und rein.
Es spricht der Tor: Die Rose sticht!
Laß Rose Rose sein.

Schwaben und Norddeutsche.

Von Wilhelm Hauff.

In der Novelle „Das Bild des Kaisers" erzählt Hauff, wie in der von Frankfurt nach Stuttgart fahrenden Postkutsche ein Brandenburger und ein Schwabe sich unterhalten. Man hatte dem Brandenburger die Schwaben als ein rohes, ungesittetes Volk geschildert, das nicht einmal gutes Deutsch sprechen könne.

„Ich weiß," sagte der Schwabe, „man macht sich hin und wieder, besonders in Norddeutschland, sonderbare Begriffe von uns. Ob mit Recht, mögen Sie selbst entscheiden, wenn Sie einige Zeit in unserer Mitte verweilt haben. Doch möchte ich Ihnen raten, zuvor etwas unbefangen die mögliche Quelle solcher Urteile zu betrachten. Ich gebe zu, daß eine gewisse nachteilige Ansicht über mein Vaterland seit Jahrhunderten besteht; zum mindesten sind die Schwabenstreiche nicht erst in unseren Tagen bekannt geworden. Doch scheint ein großer Teil dieser aberwitzigen Dinge aus einer gewissen Eifersucht der Volksstämme hervorzugehen und aus der Kleinstädterei, die von jeher in unserem lieben Deutschland herrschte. In Schwaben zum Beispiel erzählt man alle jene Sonderbarkeiten, die andere uns aufbürden, von den Österreichern. Daß aber dieses Vorurteil selbst in neueren Zeiten, selbst durch die Fortschritte der Kultur und das regere gesellige Leben nicht geschwächt wurde, hat zwei wichtige Gründe; die größere Schuld aber liegt nicht auf der Seite von Süddeutschland."

„Bitte," rief der brandenburgische Reisende etwas ungläubig, „ich sollte doch nicht denken —"

„Man beurteilt unsere Sitten nach meinen Landsleuten, die man in Norddeutschland sieht. Wenn nun diese auch die vernünftigsten Menschen wären, es würden ihnen doch zwei Mängel anhängen, die sie in Ihren Augen in Nachteil setzen, einmal die Sprache —"


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Bitte," erwiderte sein Gefährte verbindlich, „nicht alle! Sie zum Beispiel drücken sich allerliebst aus."

„Ich drücke mich aus, wie ich denke, und so macht es ein guter Teil meiner Landsleute auch; weil wir aber die Diphthonge anders aussprechen als ihr, die Endsilben entweder nach unserer altertümlichen Form ändern oder im Sprechen übereilen, klingt euch unsere Sprache auffallend, hart, beinahe gemein. Die meisten Schwaben, die Sie bei sich sehen, sind junge Männer, die von der Universität kommen und die Anstalten in Norddeutschland besuchen, oder Kaufleute, die ihr Handelsweg dahin führt. Diesen Menschen legen nun Ihre Landsleute durchaus ihren eigenen Maßstab an und tun sehr unrecht daran. In Ihrem Lande wird den äußeren Formen und dem Benehmen des Knaben und des Jünglings einige Aufmerksamkeit geschenkt, er wird sehr bald in die geselligen Kreise gezogen; bei uns findet dies vielleicht erst um acht oder zehn Jahre später statt. Man hat in Norddeutschland unrecht, unsere Sitten und unsere Gesellschaft nach Leuten zu beurteilen, die der Gesellschaft eigentlich noch nicht angehört hatten, die vielleicht in die Welt geschickt wurden, um ihre Sitten abzuschleifen. Oder wollten Sie nach einigen jungen Gelehrten, die gerade aus der Studierstube zu Ihnen kamen und sich vielleicht ungeschickt in Sprache und Manier zeigten, die Landsleute dieser Menschen beurteilen?"

„Gewiß nicht; aber gestehen Sie selbst: man hört doch selbst von der guten Gesellschaft in Schwaben so sonderbare Gerüchte von ihren Sitten und Gebräuchen, von ihren Frauen und Mädchen."

„Vielleicht kaum so sonderbar," versetzte der Schwabe lächelnd, „als man bei uns von den Sitten Ihrer Damen hört; denn unsere Mädchen stellen sich die norddeutschen Damen gewiß immer mit irgendeinem gelehrten Buch in der Hand vor. Die zweite Quelle des Irrtums über mein Vaterland sind aber Ihre reisenden Landsleute und die eigentümlichen Verhältnisse unseres Familienlebens. In Norddeutschland fällt es nicht schwer, in Familienkreisen Zutritt zu bekommen, durch einen Bekannten zehn zu erwerben. In Schwaben ist es anders; man ist heiter, gesellig unter sich, — der Fremde wird als etwas Fremdes angestaunt, aber eher vermieden als eingeladen; doch werden Sie für diese scheinbare Kälte immer eine Entschädigung finden. Ihre Landsleute öffnen die Tür, aber selten das Herz; meine Schwaben sind vorsichtiger, aber sie schließen sich an den, welchen sie lieb gewonnen, mit einer Herzlichkeit an, die Sie bei künstlichen und verfeinerten Sitten umsonst suchen."



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Und also liegt eine zweite Quelle unserer Vorurteile," sagte der Fremde, „darin, daß meine Landsleute eigentlich gar nicht in Ihren besseren Kreisen einheimisch werden?"

„Gewiß," sagte der Nachbar. „Lernen Sie, wenn Ihnen das Glück wohl will, in die Kreise unserer besseren Stände zu kommen, lernen Sie uns näher kennen, lassen Sie sich nicht durch Ihre eigenen Ansichten über Leben und Sitte durchaus leiten, und Sie werden ein gutes, herzliches Völkchen finden, gebildet genug, um, wenn man nur die rechte Saite anschlägt, sich mit den Gebildeten zu messen, vernünftig genug, um die Grenzen guter Sitten festzuhalten und das Lächerliche der Unsitte zu belächeln."

Aus: Novellen. 1828.

Schwäbisch und Hochdeutsch.

Von Moritz Rapp.

Es gibt drei verschiedene Sprachkreise: die Umgangssprache der Bewohner des Landes, ferner die der Städter und endlich die der wirklich Gebildeten. Das Land (die breiten Bevölkerungsschichten) spricht die schwäbische Bauernsprache, der mittlere Bürgerstand der Städte spricht eine individuell abgeschliffene Sprache, die der neuhochdeutschen Schriftsprache oft ferner steht als die benachbarte Landsprache; die vornehme Gesellschaft und die Gelehrten reden in der Schriftsprache. Und auch diese wird in gewisser Hinsicht schwäbisch sein.

Kein spezifisch süddeutsch Geborener und Erzogener nimmt einen Anstoß daran, mit seinen Provinzialen in der einheimischen Sprachform zu verkehren. Wenn der Süddeutsche im Dialekt spricht, so braucht er sich darum nicht in die bornierte Anschauungsweise des Bauern einzufühlen, er nimmt vielmehr das ganze Material der Bildung und der Buchsprache unverkümmert in seinen mittleren Dialekt hinüber; er kann nicht nur in dieser Form singen, er kann auch in ihr philosophieren und disputieren, ohne darin eine Schranke zu empfinden. Daß der Schwabe im Verkehr mit Fremden und zum Bücherschreiben einer anderen Mundart bedarf, stört ihn nicht in seiner mundartlichen Häuslichkeit.

Als Wieland in dem oberschwäbischen Oberholzheim aufwuchs, hat er sicher seine ganze Jugend und seine Bildungszeit hindurch kein anderes Wort als Schwäbisch gesprochen, und doch wurde er vielleicht der erste unserer ganz eleganten Stilisten. Als Schiller in der Karls-



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

akademie in Stuttgart mit seinen Landsleuten Dannecker und Zumsteg aufwuchs und verkehrte, meint ihr, er habe anders als Schwäbisch gesprochen? Ich habe später Dannecker, meinen nahen Verwandten, gegen vierzig Jahre lang bis zu seinem Tode (1841) gekannt, habe aber den jovialen Mann diese ganze Zeit nie ein anderes Wort als Schwäbisch sprechen hören. Als Hegel und Schelling zusammen auf einer Stube des Tübinger Stiftes studierten und verkehrten, glaubt ihr denn, sie haben anders als Schwäbisch gesprochen? Ich habe beide Männer, da sie auf dem Gipfel ihres literarischen Ruhmes standen, gekannt und viel sprechen hören, und sie haben auch im Alter zwar nicht mehr gemeines Schwäbisch gesprochen, aber doch ihre schwäbische Heimat in keiner Silbe verleugnet. Und so war es mit Uhland, der in Tübingen aufwuchs, und mit allen anderen schwäbischen Talenten, welche auf diesem heimatlichen Boden aufgewachsen und nachmals Zierden der deutschen Literatur geworden sind. Süddeutsch zu sprechen ist darum sicher kein Hindernis, um deutsch zu denken, zu dichten und zu philosophieren.

Aus: Deutsche Vierteljahrsschrift. 1856.

Die schwäbischen Volkstrachten.

Von Prof. Theodor Lauxmann, Kunstmaler.

Erneutes Interesse wendet sich in unseren Tagen den einheimischen Volkstrachten zu. Sind sie auch nicht mehr so weit verbreitet wie noch vor fünfzig Jahren und haben sie auch vielfach die lebhaften Farben und eigentümlichen Formen aus früheren Zeiten verloren, so verdienen sie doch als eine der letzten und eigenartigsten Erscheinungsformen bäuerlichen Standesbewußtseins vergangener Zeiten alle Beachtung. Insbesondere muß hervorgehoben werden, daß die schwäbische Volkstracht in ihrem bescheidenen Äußeren sich sehr wohl neben den Volkstrachten der Nachbarländer sehen lassen kann, und daß das Wesen des schwäbischen Charakters in denselben einen überaus reizvollen und entsprechenden Ausdruck findet. Sie ist wohl nur aus dem Grunde weniger bekannt, weil diese Gegenden bisher noch nicht in demselben Maße wie andere deutschen Lande das Wanderziel des Reisenden bildeten.

Weit zurück in frühere Zeiten führt die eigenartige Tracht der Frauen und Mädchen in der protestantischen Baar, im Quellgebiet des Neckars. Der Farbendreiklang schwarz-weiß-rot ist von ernster Wirkung. Die



Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reste der benachbarten katholischen Baartracht und in unser Land hereingreifende Teile der Trachtengruppe von St. Georgen, sowie weniges, das sich im Lauterbachtal bei Schramberg erhalten hat, sind die einzigen Zeugen der einst so vielgestaltigen und farbenprächtigen Volkstrachten des oberen Neckarlandes.

Erst weiter neckarabwärts findet sich weitere Volkstracht. Die erste, der man begegnet, ist die protestantische Schwarzwaldtracht der Oberämter Oberndorf, Sulz und Freudenstadt, zwischen Neckar und Kinzig gelegen. Rechts auf den Höhen des Kleinen Heubergs, vermittelnd zwischen Schwäbischer Alb und Schwarzwaldvorland, Reste der alten Balinger Tracht. Mit Horb, das so malerisch am Talhang aufgebaut ist, tritt man ins Obere Gäu, links vom Neckar bis zum Schönbuch reichend, und hier die katholische Gäutracht umfassend, die jedoch auch rechts vom Neckar sowie in den benachbarten hohenzollerischen Landesteilen, im Dießen- und im Glattal, von den Frauen getragen wird. Eine der lebenskräftigsten Trachten des Landes. So recht die typische Schwabentracht aber tragen die protestantischen Bauern des Gäus im Oberamt Herrenberg. Dort ist noch die gelblederne Hose zu finden; sie bildet mit dem Scharlachbrusttuch und dem blautuchenen oder manchesternen Wams den schönsten Farbenakkord. Westlich schließt sich eine Variante der schon genannten Schwarzwaldtracht an, die in den Waldorten zwischen Enz und Nagold von beiden Geschlechtern getragen wird. Links vom Neckar sind es weiterhin nur noch vereinzelte Reste, auf den Fildern und im Strohgäu, das einzige, was von Unterländertracht übrig geblieben ist.



Ein Betzinger Mädel.

Am Nordwestabfall der Schwäbischen Alb dagegen, in den Seitentälern des Neckars zwischen Tübingen und Reutlingen und auf den Härdtern ist die lieblichste der schwäbischen Volkstrachten zu Hause gewesen. Während die ob ihrer Schönheit viel gepriesene Steinlachttracht längst verschwunden ist, haben sich die nahe verwandten Trachten des Echaztales und auf den Härdtern erhalten und sind uns in ihren

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beinahe von Dorf zu Dorf wechselnden Varianten am meisten geläufig.

Dann aber ist besonders die Schwäbische Alb die Hüterin der Volkstracht, und noch heute sind es zahlreiche Dörfer in den Oberämtern Ulm und Blaubeuren, spärlicher in den Oberämtern Münsingen, Geislingen und Heidenheim, in denen die ernste Tracht der Spätzeit getragen wird. Verschollen ist die kostbare Tracht in Oberschwaben und die wertvollen Trachten der anderen katholischen Gegenden an der Ostgrenze des Landes, die Härtsfeld- und die Ellwanger Tracht, und wie ein ferner Vorposten hält drüben im Angesicht Nördlingens der Rieser Bauer allein noch die ererbte Tracht hoch, wie im Norden in dem äußersten Winkel des Landes die wenigen Dörfer, welche die bayrische Gäutracht tragen.

Im ganzen ist noch eine erhebliche Anzahl Dörfer zu finden, in denen die verschiedenen Gäutrachten in allen Stadien der langsamen Modernisierung getragen werden, und wenn man bedenkt, was ein Zeitraum von fünfzig Jahren in unserer heutigen kulturellen Entwickelung bedeutet, so muß man die Zähigkeit bewundern, mit der die Volkstrachten, deren Formen meist aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammen, während diejenige der Baar, Betzinger und Sulzer Schwarzwaldtracht noch in dessen erste Zeiten zurückreichen, dem Vernichtungskampfe, dem sie ausgesetzt sind, gleichwohl bis heute standgehalten haben.

Aus: Im Schwabenland. Stuttgart, Württembergisch-Hohenzollersche Vereinigung für Fremdenverkehr.

Schwäbische Serenade.

Von Friedr. Theodor Vischer.

Du wohnscht in meiner Bruscht,
Du guter, holder Geischt,
Der mir zur höchschten Luscht,
Den Weg zum Himmel weischt.

Ich hab' nit Ruh noch Rascht,
Wenn du nit bei mir bischt;
Ich werd' mir selbscht zur Lascht,
Wo nit dein Wesen ischt.

Du bischt es, allerbescht',
Die jeder Dichter preischt,
So wie ein sanfter Wescht
Gern um die Rose kreischt.

Vor deinem Fenschter fescht
Gefroren steh' ich fascht;
Darum laß ein, du Bescht',
Den halberschtarrten Gascht.

Aus: Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten. 10. Aufl. Leipzig, Bernhard Schlicke.



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lieb in den Tod.

Von Eduard Mörike.

Uffem Kirchhof am Chor
Blühet e Blo-Holder-Strauß [1])
Do fliegt e weiß Täuble
Vor's [2]) tage tuet, raus.

Es streicht wohl e Gässele
Nieder und zwue,
Es fliegt mer ins Fenster,
Es kommt auf mi zue.

Jetz siehn i mein Schatz
Und sei linneweiß Gwand
Und sei silberes Ringle
Von mir an der Hand.

Es nickt mer en Grueß,
Setzt se nieder am Bett,
Frei luegt mers ins Gesicht,
Aber anruehrt me's net.

Drei Woche nach Ostern,
Wenn's Nachthuele [3]) schreit,
Do mache mer Hochzig;
Mei Schatz hot mers gseit.

Fei still ist mei Hochzig,
Mer halte kein Tanz.
Wer goht mit zur Kirchen?
Wer flicht mer de Kranz?

Der Schwobamagd Chrischttagshoimweh.

Von Therese Köstlin.

Z' Lichtmeß, wo - n - e komme be',
Isch mer's Herz voll Muet
Ond der Kopf voll Mucke g'wä,
Ben a luschtigs Bluet.
s' Reise, de 'scht halt emmer schö', —
Nui des Schwätza ond das Esse',
s' preißisch Koche ett z' vergesse,
So han i nex gseh'.

D' Herrschaft isch jo brav ond guet,
D' Keender send so nett,
Neamez, der mer ebbet tuet,
Daß i' z' klaget hätt!
Aber en der Schläfetszeit,
Wo-n-e wachlieg' en der Kammer,
Packt's me wia-n-a graußer Jammer,
Daß mer's Herzstöß' geit.

Ezet, seit der erschte Schnee
Uf de Dächer leit,
Tuet mei' Herz mer fürchtig weh,
Daß mi' nex meh g'freit.
Jerem, wann des 's Hoimweh wär'?
D' Ärbet will m'r ett reacht flecke,
s' Esse will m'r ett reacht g'schmecke,
Wo kommt ez des her?

Geschticht he' m'r Guetsle bache,
D' Herrschaft hoißts: „Konfekt."
I woiß ett, mir hent die Sache
No au gar ett g'schmeckt.
„Honigkuchen", „Marzipan",
„Pfeffernüsse" — so goht's weiter,
Do isch' doch a Schnitzloib g'scheiter,
Schnitzbrot mueß i han!

---

[1]) Busch vom blauen Holunder, Syringe. [2]) Bevor es.
[3]) Nachthuhn, Käuzlein.

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

D' Keender schwätzet leis em Bett
Vom-a „Weihnachtsma",
So an Kerle kenn' i ett,
Seit i denke ka.
Do isch's Chrischtkeend anderscht schö',
Vo' dem hent de kloine G'schwischter
Alle Oabed so-n-a G'flischter,
Könnt-e doch g'schwend he!

Oabeds, wann i d' Ausgäng mach
Ond dia Läde' seh',
Mit dene viele, schöne Sach',
Wurd mer's wendelweh
Ober so-n-ra Herrlichkoit.
Ons hent onsre raute Tüächle,
Onser Boom ond onsre Küächle
Meh' als alles g'freit.

Vor der Herrschaft, bei de Leit
Kann i luschtig sei',
Älles, wo-n-e hehlings leid',
Schluck i en mi nei.
D' fremde Länder gefallet oim, —
Aber soviel ka mer schpüre,
Stoht der Chrischttag vor der Türe
G'höret d' Schwoba hoim.

Aus: Deutsche Heimat. 6. Jahrgang.

Ond 's kommt au emol e Zeit . .

Von Cäsar Flaischlen.

Ond's kommt au emol e Zeit, wo 's anderst goht,
Wo's, wie ma wönscht etzt, wurd sei!
Ma derf se's no net verdrieße losse, Schatz,
Ma mueß no geduldig sei!

Ond's kommt au emol e Zeit, wo au mir Glück hent,
Wo au ons emol ebbes glengt . . .
Wo au ons em Garte-n-e Rösle blüet,
Wo au ons e Vögele sengt!

Ond's kommt au emol e Zeit, wo'n i komm ond sag:
Grüeß de Gott, guck, ond schlag ei!
Ond mer wöllet miteinander zom Pfarrer gange, Schatz,

Ond's kommt au emol e Zeit, wo m'r Hochzig hent,
Holderalleralleralleralla!
Ond no sag i nex meh ond no weiß i au nex meh
Ond no seng i bloß no: Holderallala!
Mit 'm Warte, do isch's etzt verbei!


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heiteres von den Schwaben.

Schwabenstreiche.

Von Ludwig Uhland.

Schon aus altgermanischer Zeit, noch mehr aus jener der Wanderzüge, sind uns Spottsagen und Spottnamen auf deutsche Volksstämme, mitunter die bedeutendsten, überliefert, und hierbei sind die Sueven, tätig und leidend, mitbeteiligt. Da ist es mit dem Hohne noch bitterer Ernst, die Völker stehen sich in Scharen gegenüber, sie überlisten und überwältigen einander um Landbesitz und Kriegsbeute. Noch langehin werden in Sprichwörtern und Gedenkversen die deutschen Landsmannschaften mit ruhmwürdigen oder gehässigen Merkzeichen aufgeführt. Harmloser, wenn auch nicht besonders zart, gestaltet sich der verwandtschaftliche Wettstreit des Verspottens in der überreichen Schwankliteratur, die seit dem Ende des 15. Jahrhunderts heranwuchs und um den Schluß des 16. im vollsten Ertrage steht. Die deutschen Völker, deren Namen auch da noch an der Spitze gehen, bewegen sich nicht mehr in ihrer Gesamtheit und in ihren größeren Geschicken, sie sind durch einzelne ihrer Genossen in kleinen drolligen Abenteuern vertreten, und die völkerschaftlichen Torenstreiche werden immer mehr ortsbürgerlich eingegrenzt. Zugleich sind es Anzeigen eines versöhnlichen, parteilosen Sinnes, wenn dasselbe Schwankbuch, der gleiche Reimspruch oder Meistersang die Tölpeleien verschiedener Reichsvölker einträchtig zusammenstellt. Übrigens haben die anderen deutschen Stämme den Schwaben auch auf diesem Felde das Recht des Vorstreites zuerkannt, ohne darum je auf ihren gebührenden Anteil am Gemeingut ergötzlicher Torheit zu verzichten.

Schon in zwei lateinischen Liedern des 10. Jahrhunderts ist beidemal ein Schwabe Träger der Handlung, doch nicht als Gimpel, sondern als lustiger Schalk. Auch in anderen Schwabenstreichen steckt hinter der Larve der Albernheit die lachende Schalkheit. Es ist Aufgabe der ganzen Gattung, das wunderbare Gemisch von Weisheit und Torheit im menschlichen Wesen bloßzulegen und die spitzfindige Altklugheit in den Narrenstreich überspringen zu lassen.

Ein bedeutender Teil der Schwabenschwänke ist ursprünglich heimisches Erzeugnis; der phantastische Scherz, worin die süddeutsche Volksart sich gefällt, wurde von guten Nachbarn und deutschen Brüdern ihr


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst zur Torheit angerechnet, und was die Schwaben von einzelnen Gemeinden und Persönlichkeiten ihres Gebietes Neckisches fabelten, auf sie alle zusammen angewandt. Geborene Schwaben, Bebel, Sailer, Aurbacher, Nefflen u. a. haben solch altes Erbgut am fleißigsten gesammelt und verarbeitet. Vorzügliches Verdienst hat auch hier die Zimmersche Chronik; ihre Wittershauser in altväterlichem Verkehr und possenhaftem Wettstreit mit Herrn Johanns, zugenannt der Lapp, tragen noch das frische Gepräge der Schalkhaftigkeit und Munterkeit, während der Meistersang im Schillerston den herben Unverstand hervorkehrt. Die Chronik schildert jene Bauern als dermaßen klug und gewandt, daß viele Leute bei ihnen Rat suchten, zugleich aber als ungemein scherzlustig in Reden und Taten.

Nach: Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Bd. VIII.

Die sieben Schwaben.

Die alte Geschicht' von den sieben Schwaben
Sollt ihr nun auch wieder haben!
Und warum wird sie jetzt aufgetischt?
Weil sie's Häsli halt no' nit ha'n verwischt.
Seehaas, Algäur'r, Knöpfle-, Spiegel- und Nestel-Schwab,
Gelbfuß, Blitzschwab, — die liegen all längst im Grab;
Aber 's gibt noch andere Schwaben genug,
Die 's abends gern schöpple und schwätze beim Krug.
Und wie freun'n sich die sieben Schwaben im Himmelreich,
Daß 's noch Schwaben gibt und Schwabenstreich'! Franz Pocci.

Die sieben Schwaben hatten sich vorgenommen, die Welt zu durchziehen, Abenteuer zu suchen und große Taten zu vollbringen. Damit sie aber auch mit bewaffneter Hand und sicher gingen, sahen sie's für gut an, daß sie sich zwar nur einen einzigen, aber recht starken und langen Spieß machen ließen. Diesen Spieß faßten sie alle sieben zusammen an, vorn ging der kühnste und männlichste, und dann folgten die andern nach der Reihe. Sie erlebten mancherlei Abenteuer, deren Höhepunkt ihr Angriff auf ein gefährliches Tier bildete, das sich schließlich als ein Hase entpuppte.

Diese Geschichte von den sieben Schwaben hat seit undenklichen Zeiten in ganz Deutschland eine Berühmtheit bekommen, wie kaum eine andere Sage. Die drolligen Abenteuer gingen nicht nur im Gedächtnis des Volkes von Mund zu Mund bis auf unsere Zeit, sondern sie wurden auch von Zeichnern und Malern dargestellt. Besonders ausgestaltet wurde die Geschichte von Ludwig Aurbacher (1827—1829), in dessen Be-

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

arbeitung sie vielfach auch als Jugendschrift und Volksbuch neu gedruckt worden ist. Die Veranlassung zu dieser Erdichtung — denn dafür müssen wir sie doch gelten lassen — mag, wie bei ähnlichen Fällen, in dem Charakter des Volkes selbst zu suchen sein. Die Männlichkeit der Schwaben einerseits, ihre Treuherzigkeit anderseits, mochten wohl irgendeinem „Fatzvogel" den Einfall gegeben haben, das Übermaß der erstern, den Hang zu eiteln Abenteuern, und den Schein der letztern, einen guten Grad von Verstandesbeschränktheit, dem Spotte preis zu geben, und den Ruhm der tapfern und ehrlichen Schwaben dadurch zu läutern und zu reinigen, daß er nicht in Eitelkeit ausarte. Ja, wenn man den Ursprung und die Fortleitung ähnlicher Geschichten von sogenannten Schwabenstreichen bedenkt, so kann man sogar mit der größten Wahrscheinlichkeit mutmaßen, daß diese Sage auf schwäbischem Boden selbst gewachsen und ursprünglich vielleicht nur irgendeiner Gemeinde oder einem Gau zum Trutz erdacht worden sei.

Aurbachers Buch ist in einem schwäbischen Hochdeutsch geschrieben, d. h. in der Art und Weise, wie ein Schwabe, der sich gewöhnlich des Hochdeutschen bedient, inmitten seiner Landsleute mitunter einen provinziellen Ausdruck unter das Hochdeutsche mengt.

Die Fortsetzung bilden die *Abenteuer des Spiegelschwaben*. Dieser zieht noch einmal auf die Wanderschaft, erlebt noch mancherlei und kehrt dann zu seiner Frau zurück.

In den beiden Werkchen, die man scherzhaft die schwäbische Ilias und die schwäbische Odyssee genannt hat, haben wir die allerdings ins Komische verzerrte Charakteristik des schlichten Volkes, wie es leibt und lebt, in Sprache und Sitte, mit seiner naiven Beschränktheit, seiner biderben Geradheit, seiner treuherzigen Laune, „in einer ganzen Fuge von Aventüren, wobei jeder der Sieben einmal in den Vordergrund tritt und die andern übertreffend sich selbst unsterblich blamiert, bis das glorreiche Ensemble mit einem im hellsten Fortissimo aufgespielten urdrolligen Finale abschließt." Denn „Aurbacher ist im Besitz eines schalkischen Humors, welchem er zeitweilig und so recht, doch mit weisem Maße, die Zügel schießen läßt, im Spielen, wie im Aufhören immerdar ein Meister," wie Dr. Hyac. Holland, ein Kenner und Verehrer des Volksschriftstellers, sich äußert[1].

[1]) Von einem Auszug aus dem beliebten Volksbuche müssen wir aus Raummangel absehen. Es ist ja auch in vielen Ausgaben verbreitet, und eine kürzere Wiedergabe findet man auch in dem Werke „Alter und neuer Humor des deutschen Volkes" von Tony Kellen (2. Aufl., Hausens Verlag, Saarlouis).



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die törichten Streiche der sieben Schwaben haben dazu beigetragen, daß der Ausdruck vom Schwabenalter aufkam. Man erreicht dieses mit dem 40. Lebensjahr, denn nach dem Sprichwort werden die Schwaben vor dieser Zeit nicht gescheit.

Die schlauen Bauern von Gaienhofen.

Nicht nur die Bauern zu Wittershausen waren guter Händel und Schwänke halber berühmt, sondern auch die Bauern zu Gaienhofen haben sich solcher Schläue beflissen. Man erzählt von ihnen, sie hätten einmal einen Mühlstein zu Zell am Untersee gekauft, den führten sie heim und beschlossen ihn über den See in einem Schiff zu schaffen, jedoch an einem Strick. Wie sie das nun unternahmen, war der Mühlstein so schwer, daß er das Schiff umzog und beinahe alle ertranken. Ein andermal hatten sie einen Kirschbaum auf der Gemeindewiese voller Kirschen; damit nun keiner mehr Kirschen bekomme als der andere, stiegen sie alle, alt und jung, Weib und Mann auf den Baum, so daß schließlich die Äste brachen und alles herunterpurzelte. Ferner erzählt man von ihnen, sie hätten einmal einen Brunnen gemessen; zu dem Zweck ließen sich einige in den Brunnen hinab, und einer hing am anderen. Der oberste aber spuckte in die Hände, um fester halten zu können, so daß sie alle in den Brunnen fielen.

Aus der Chronika derer von Zimmern. Ausgabe Jhringer.

Der Schwabe in Wiesensteig.

Von Martin Montanus.

Das Städtchen Wiesensteig im Württembergischen — der freundliche Leser kennt es sicher und ist schon dort gewesen — liegt bekanntlich in einem tiefen Talkessel und ist ringsum von Bergen eingeschlossen. Zur Zeit, als es noch dem Grafen Helfenstein gehörte, kam auf der Durchreise ein ehrlicher Schwabe in das Städtchen und gedachte im Wirtshaus zu übernachten. Während er auf das Essen wartet, geht er auch ans Fenster und betrachtet sich die Gegend. Da sieht er nichts als lauter Berge. Er dreht sich um und fragt die Wirtin, ob es in dem Loche auch regne. „Ja freilich," antwortet die Wirtin, „warum sollte es hier nicht regnen?" — „Dann bringt mir nur schnell mein Essen, damit ich vor Nacht wieder weiterkomme. In dem Wirtshaus bleib' ich nicht über Nacht; denn wenn es regnen sollte, müßten wir alle ersaufen." Die Wirtin und die Gäste an den Tischen lachten hellauf. Unser Schwabe störte sich nicht daran, ließ sich sein Essen geben, machte sich auf und davon, die anderen dem ungewissen Wassertod überlassend.

Aus: Wegkürzer (1557).


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Rekrut.

Von J. P. Hebel.

Zum schwäbischen Kreiskontingent kam im Jahre 1795 ein Rekrut, der ein schöner wohlgewachsener Mann war. Der Offizier fragte ihn, wie alt er sei. Der Rekrut antwortete: „Einundzwanzig Jahr. Ich bin ein ganzes Jahr lang krank gewesen, sonst wär' ich zweiundzwanzig."

Aus: Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes. 1811.

Das schwierige Wort.

Von Berthold Auerbach.

In der Gemarkung eines schwäbischen Dorfes war ein arges Hagelwetter, das große Verwüstungen anrichtete. Der Schultheiß hatte pflichtgemäß den Landschaden höheren Ortes zu berichten, und er schrieb an das Oberamt: „In unserer Gemarkung hat das Unwetter gegen tausend Nußbäume erschlagen."

Der Oberamtmann kommt ins Dorf, um den Schaden zu besehen, und sagt: „Aber, Herr Schultheiß, ich habe gar nicht gewußt, daß Ihr eine so milde und fruchtbare Gegend habt, in der so viele Nußbäume wachsen können."

„Ja," erwidert der Schultheiß, sich hinterm Ohr kratzend, „Herr Oberamtmann, es sind ja keine Nußbäum', es sind Zwetschgebäum'. Aber der Teufel schreib's! Quetsche, Zwetsche, Zwetschge — ich hab' nicht gewußt, wie man's schreibt, und da hab' ich halt Nußbäum' geschrieben."

Aus: Deutsche illustrierte Volksbücher. 2. Band.





Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

VI. Aus dem württembergischen Wirtschaftsleben.

Württembergs Gewerbe und Industrie.

Von J. Lützelburger.



Das in seinem geologischen Aufbau und in seiner Geländegestaltung außerordentlich mannigfaltige Land hat sich im Laufe der neueren Zeit aus einem Ackerbaustaat in einen zum großen Teil industriellen Staat umgewandelt. Württemberg ist das Land der vorherrschenden Kleinbesitzer. Noch im Jahre 1890 gehörten fast zwei Drittel der Einwohnerschaft der wirklichen Landbevölkerung an; heute wohnt die Mehrzahl in Städten, die mit ihren reicheren industriellen Erwerbsgelegenheiten eine starke Anziehungskraft ausüben. Verschiedene industrielle Dörfer haben einen stadtähnlichen Charakter angenommen und sind auch zu Städten erhoben worden.

An Bodenschätzen, die heutzutage den Reichtum eines Landes ausmachen, an Kohlen, Eisen und Mineralölen, fehlt es Württemberg. Deshalb hat sich hier die Schwerindustrie nicht entwickeln können.

An verschiedenen Stellen sind gelegentlich einzelne schwache Kohlenflöze entdeckt worden, aber trotz mehrfacher Bohrversuche wurden weder Steinkohlen noch Braunkohlen in irgendwie nennenswerter Menge gefunden. Dagegen gibt es Eisenerze in Württemberg, vor allem im Braunen Jura zwischen Geislingen und Aalen. Geheimrat Wüst schätzt die Menge sogar auf 1600 Millionen Tonnen. Da die schwäbischen Toneisenerze etwa 31 v. H. Ausbeute liefern, wären sie wohl zum Verhütten geeignet, aber die Abscheidung ihres großen Gehaltes an Kieselsäure erfordert erhebliche Mengen Kohlen, und an diesen fehlt es eben. Früher wurde sowohl auf der Alb als im Schwarzwald nach Eisen geschürft, aber die Erze wurden nur in kleinen primitiven Werken im Holzfeuer verarbeitet. Heute ist nur noch das staatliche


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hüttenwerk Wasseralfingen im Betrieb, aber es arbeitet ohne besonderen Nutzen und es ist neuerdings verpachtet worden.

Was die Erdöle betrifft, so enthält der schwarze Posidonienschiefer des schwäbischen Lias, der weite Strecken am Nordwestabhang des Jura bedeckt, nicht unerhebliche Mengen Mineralöl. Es bestanden denn auch von 1854 bis 1873 in Ohmhausen, Reutlingen, Großeislingen und Hechingen Fabriken, in denen das Öl aus dem Schiefer gewonnen wurde. Das Öl brannte zwar mit stark leuchtender Flamme, konnte aber wegen seines üblen Geruches nur zur Straßenbeleuchtung verwendet werden. Als dann das billige amerikanische Petroleum auf dem Markt erschien, stellten die württembergischen Erdölfabriken den Betrieb ein. Neuerdings wurde aber wieder die Frage studiert, ob sich eine Ausbeutung der Schieferlager nach rationelleren Verfahren ermöglichen läßt.

Außer etwas Gold wurde früher viel Silber im Lande gegraben. Berühmt waren einst die Silber-, Kupfer- und Kobaltgruben der Reinerzau im Alpirsbacher Klosteramt, bei Freudenstadt, Christophstal usw. Diese Betriebe sind längst erloschen, dagegen ist das Land heute noch reich an Steinsalz. Seit alter Zeit wird durch Abdampfen der Sole das von den Salzquellen gespendete Salz gewonnen, so in der Gegend von Sulz, Hall und Heilbronn. Der Staat hat die Betriebe übernommen, die eine angesehene Stellung unter den Salinen einnehmen und einen erheblichen Teil des Salzbedarfs Deutschlands decken.

Treffliche Werksteine werden im Schwarzwald und im Unterland gefördert. Sie werden schon seit langem nicht bloß für hervorragende Bauten im eigenen Lande, sondern auch am Rhein, in Bayern usw. benutzt. Zur Zementbereitung stehen in unerschöpflicher Menge die Tone und Kalke der Muschelkalk- und Juraschichten zur Verfügung. In jüngster Zeit sind auch die Torflager in Oberschwaben zu erhöhter Bedeutung gelangt.

Wenn trotz dem Mangel an Kohlen und Eisen die Industrie sich in Württemberg glänzend entwickelt hat, so ist das dem Umstand zuzuschreiben, daß sie sich der Weiterverarbeitung der Erzeugnisse zugewandt hat. Sie ist entstanden aus dem Bestreben, das Land möglichst mit allem Nötigen zu versorgen. Dabei ist sie nicht stehen geblieben, sondern hat sich auch zur Ausfuhrindustrie entwickelt und hat in manchen Zweigen sich eine achtunggebietende Stellung im Weltmarkt erobert.


Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Baumwoll-Spinnerei und -Weberei blickt jetzt auf ein mehr als hundertjähriges Bestehen zurück. Während es früher nur Handspinnerei und Hausweberei gab, brachte der Stuttgarter Kaufmann Karl Bockshammer eine Spinnereimaschine heimlich aus England und errichtete 1810 in Berg die erste mechanische Spinnerei und Weberei baumwollener Web- und Strickgarne und türkisch roter Garne. Er hatte damit solchen Erfolg, daß noch eine Menge anderer Spinnereien und Webereien in Schwaben gegründet wurden. Wenn auch manchen der Erfolg versagt blieb, so sind doch andere bedeutende Unternehmen geworden. Auch die Leinenfabrikation hat sich zu einem blühenden Zweig entwickelt.

Die Metallindustrie verdankt ihren Aufschwung ebenfalls der Tatkraft einzelner Unternehmer. Der Ingenieur Emil Keßler begründete die Maschinenfabrik in Eßlingen, die sich hauptsächlich dem Lokomotivbau widmete und das größte Werk im württembergischen Maschinenbau wurde. Wilhelm Mauser begründete die Gewehrfabrik in Oberndorf. Gottlieb Daimler erfand die Automobilmotoren und erbaute die ersten Automobile. Graf Zeppelin erfand das lenkbare Luftschiff und errichtete die erste Luftschiffwerft der Welt in Friedrichshafen am Bodensee. Robert Bosch in Stuttgart erfand die elektromagnetischen Zünder und hatte damit einen solchen Erfolg, daß seine Fabrik, die 1894 erst 50 Mann zählte, vor dem Kriege schon 5000 Arbeiter beschäftigte. Neben diesen großen Industriellen ist noch eine Reihe anderer bedeutender Unternehmer zu nennen: Karl Deffner, der Begründer der eigentlichen Metallwarenindustrie in Württemberg, dessen Fabrik in Eßlingen Luxushaushaltartikel aus Messing, Kupfer und Neusilber erzeugt; Straub, der Gründer der Metallwarenfabrik in Geislingen, ferner eine Menge Begründer von Spezialfirmen, die zum Teil Weltruf erlangt haben.

Die Edelmetallindustrie und Bijouterie ist schon seit dem 15. Jahrhundert in Schwäbisch-Gmünd ansässig. Die größte Silberwarenfabrik Deutschlands ist in Heilbronn. Außerdem ist die Edelmetallindustrie in Stuttgart, Eßlingen und Schorndorf vertreten. Dagegen ist die berühmte Porzellanfabrik in Ludwigsburg, die Herzog Karl 1758 gegründet hatte, 1825 wieder eingegangen.

Ein anderer Zweig des Kunstgewerbes, der in neuerer Zeit großen Aufschwung nahm, ist die Möbelfabrikation, die hauptsächlich in Stuttgart ihren Sitz hat, und die Herstellung von Musikinstrumenten, namentlich Klavieren in Stuttgart, Orgeln und

Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Harmoniums in Ludwigsburg, Ulm usw. Nicht zu vergessen die Mundharmonikas, die einen bedeutenden Erwerbszweig in dem abgelegenen Trossingen in der württembergischen Baar bilden; mehr als 10 Millionen Mundharmonikas werden jährlich versandt.

Die Feinmechanik wurde in Ebingen von dem einfachen Landpfarrer Mathäus Hahn begründet. Die Uhrenfabrikation blüht hauptsächlich im Schwarzwald. In Schramberg stellt eine Fabrik jährlich 3 Millionen Uhren her. Schramberg ist ein charakteristisches Beispiel, wie die Industrie den Wohlstand eines Ortes zu heben vermag. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die ganze Gegend sehr arm. In den zwanziger Jahren wurde die Steingutfabrik bei Schramberg gegründet, die sich allmählich zu einem bedeutenden Unternehmen entwickelte. Es bedurfte aber noch geraumer Zeit, um der Industrie auf die Beine zu helfen. Noch zu Anfang der vierziger Jahre fand man es für nötig, eine Strohhutflechterei einzurichten, um der Not zu steuern. Später kamen als neue Industriezweige die Fabrikation von Uhren und Emailfabriken hinzu. Heute haben die Uhrenfabriken längst einen Weltruf erworben, und Schramberg ist eine wohlhabende Stadt von 10 000 Einwohnern geworden.

Die chemische Industrie weist zwar keine Großbetriebe auf, wohl aber einzelne Fabriken, die hochwertige Erzeugnisse, wie Chinin, photographische Artikel, Farben usw. herstellen. Außer der Pulverfabrik in Rottweil sind Seifenfabriken und Ölmühlen zu großer Bedeutung gelangt.

Sehr stark entwickelt haben sich die mannigfachen Betriebe für Nahrungs- und Genußmittel, die weit über Württembergs Grenzen hinaus versandt werden. Der einheimische Wein wird meist im Lande getrunken, ebenso der in ungeheuren Mengen erzeugte Apfel- und Birnenmost, daneben viel Bier, weniger Schnaps.

Bedeutend sind auch die Leder- und Schuhwarenindustrie, die Herstellung und Verarbeitung von Papier.

Der Verlagsbuchhandel in Stuttgart nimmt nach Leipzig und Berlin die erste Stelle ein. Daneben gibt es bedeutende Verlagshäuser in Tübingen, Heilbronn, Eßlingen, Reutlingen usw. Der berühmteste Vertreter des Verlages war Johann Friedrich Cotta (1764 bis 1832), der Verleger Schillers und Goethes.

Da Württemberg ohne eigene Kohlenerzeugung ist, mußte man auf die Ausnützung der Wasserkräfte zur Kraftgewinnung bedacht sein. In den letzten Jahrzehnten sind denn auch zahlreiche


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

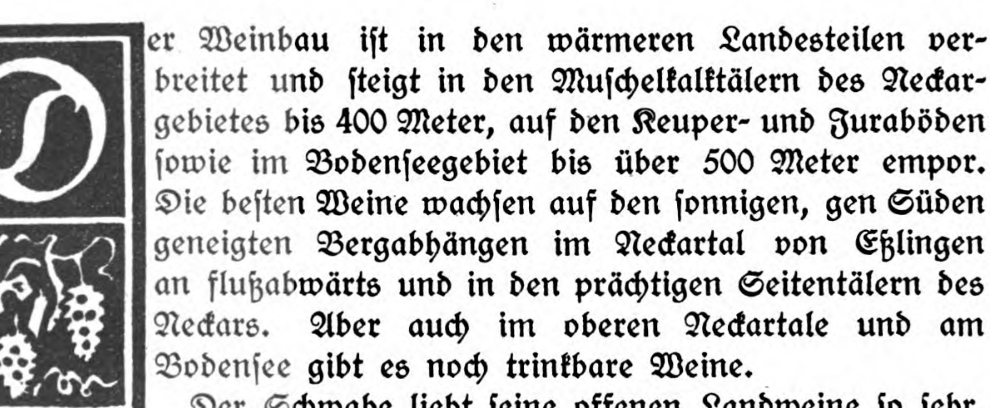
Kraftanlagen für einzelne Städte und ganze Gemeindeverbände entstanden. Neuerdings hat man angeregt, für ganz Württemberg oder sogar für ganz Südwestdeutschland eine „Sammelschiene" zu schaffen, eine große elektrische Hochspannungsstraße, in die alle überflüssigen Kräfte hineingeleitet werden und aus der die Hauptkraftleitungen für die Versorger entspringen.

Auf dem Neckar wird Kettenschleppschiffahrt bis Heilbronn betrieben. Geplant ist die Schiffbarmachung des Neckars von Heilbronn aufwärts bis Eßlingen und die Durchführung großzügiger Kanalpläne, die eine Verbindung des Rheines mit der Donau und dem Bodensee bezwecken.

Der Weinbau in Württemberg.

Am Neckar, am Neckar, do ischt a jedes gern.
Wer d'Heimat hot am Neckar, der sehnt se net in d'Fern.
Am Neckar, am Neckar, do grünt und blüht es fein,
Juchhe, am liebe Neckar, do wächst a guter Wein!

(Volkslied.)



Der Weinbau ist in den wärmeren Landesteilen verbreitet und steigt in den Muschelkalktälern des Neckargebietes bis 400 Meter, auf den Keuper- und Juraböden sowie im Bodenseegebiet bis über 500 Meter empor. Die besten Weine wachsen auf den sonnigen, gen Süden geneigten Bergabhängen im Neckartal von Eßlingen an flußabwärts und in den prächtigen Seitentälern des Neckars. Aber auch im oberen Neckartale und am Bodensee gibt es noch trinkbare Weine.

Der Schwabe liebt seine offenen Landweine so sehr, daß er sie alle selbst trinkt und sogar noch Wein von auswärts einführt.

Im allgemeinen wird angenommen, daß schon unter dem römischen Kaiser Probus (im 3. Jahrhundert n. Chr.) Reben gepflanzt worden seien, und zwar sogar auch in höher gelegenen Gegenden, namentlich am Fuße der Schwäbischen Alb. Die Legende berichtet, der hl. Urban, ein Schüler des hl. Gallus, habe die Kirche Altenburg bei Cannstatt gegründet und die Gläubigen auch gelehrt, den Weinstock zu behandeln und die Trauben zu keltern. Hieran sollen viele Gefallen gefunden haben, und wo ein sonnenreicher Berg sich erhob, seien Reben gepflanzt worden, besonders an den südlichen Höhen von Cannstatt bis Eßlingen. Aber

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erst für die Zeit der Karolinger läßt es sich urkundlich nachweisen, daß der Weinbau sich in Schwaben ausbreitete, und zwar in mehreren Gegenden zugleich. In Urkunden von 766 an wird der Weinbau in verschiedenen Orten des unteren Neckartales erwähnt, im 9. Jahrhundert aber auch in höher gelegenen Orten. Die Hohenstaufen beförderten, wie im übrigen Deutschland, auch in Schwaben den Weinbau, und wahrscheinlich verdankt er um Göppingen herum, am Fuße ihres Stammschlosses, seinen Ursprung diesem Kaisergeschlecht. Der Weinbau dehnte sich nämlich nicht nur an den sonnigen Talgehängen der milderen Gegenden aus, sondern erstreckte sich auch in rauhere Bezirke. Sogar auf der Südseite der Ulmer Alb wurde Wein gebaut. Ebenso wurde bei Herrenberg, im Uracher Tal, bei Böblingen, Balingen usw. Wein gebaut, aber an vielen Orten mußte er später dem dankbareren Obstbau weichen.

Wie sehr der Neckarwein schon frühe auch im Auslande geschätzt wurde, beweist u. a. auch der Umstand, daß der Abt Berchtold von St. Gallen (Zeitgenosse Rudolfs von Habsburg), der Freund der Ritter und Sänger, der den Edlen alljährlich ein großes Fest gab, wobei er den Wein nicht sparte, neben dem Botzener-, Klevner- und Elsässerwein auch Neckarwein bezog. Große Verdienste um die Urbarmachung des Bodens und Verbesserung der Kultur in Schwaben erwarben sich auch die Klöster, besonders Hirsau, Maulbronn und Zwiefalten. Namentlich machte sich der Benediktiner- und Zisterzienserorden um den Weinbau verdienstlich. Die Mönche von Zwiefalten erhielten 1089 von Graf Kuno von Urach den Ort Neuhausen a. d. Erms samt dem nahen Kohlberg; damals war es aber noch wilder Wald. Die Mönche fingen nun an, die Bäume umzuhauen, die Dornhecken auszuroden, die Waldplätze umzugraben, und pflanzten Reben und die verschiedensten Obstbäume an. Der Ertrag ihrer Weinberge war so reichlich, daß auch die Umwohner zu besserem Anbau des Landes ermuntert wurden und der Weinbau unter der Albtraufe allgemeiner wurde.

Wann im Stuttgarter Tal die ersten Reben gepflanzt wurden, ist nicht bekannt. Während jetzt der Wald nur noch die Höhen bedeckt, erstreckte er sich früher bis ins Tal. Erst im 16. Jahrhundert und im Anfang des 17. wurde der Wald auf den Halden, die jetzt die besten Weinbergslagen um Stuttgart bilden, ausgerodet. Im 17. Jahrhundert galt Stuttgart neben Wien und Würzburg als derjenige Ort, „darin der größte Weinwuchs in Deutschland sey."

Der Wein war bei den Süddeutschen des späteren Mittelalters das beliebteste Getränk und wurde in den Weingegenden damals wie noch


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

zu Anfang des 19. Jahrhunderts von allen geistigen Getränken am häufigsten getrunken. Man trank ihn schon unmittelbar nach der Kelterung als süßen Weinmost, dann auch in allen Stadien seiner Gärung, sowie nachher als firnen, d. h. einjährigen Wein. Älter wurde der Wein, soweit er Landeserzeugnis war, nicht getrunken, weil er sich entweder nicht länger hielt oder an Güte verlor. Der gebräuchlichste Name für einheimische Weine war Landwein, und zwar bezeichnet derselbe einen Gegensatz gegen die in anderen deutschen Landen erzeugten, bald aber auch gegen die nichtdeutschen Weine. So schildert der Mönch Felix Faber das Leben und Treiben in Ulm zu seiner Zeit, d. h. am Ende des 15. Jahrhunderts, in folgender Weise: „An den Samstagen ist Wochenmarkt, da ist ein Getöse auf den Plätzen von Verkäufern und Käufern, als wenn es Jahrmarkt wäre, insonders aber auf dem Platze, wo der Weinmarkt ist. Da stehen oft 300 Wagen und Karren mit Wein, und ich achte, daß kein zweiter Weinmarkt in Alemannien sei, wo so viel Wein auf den Wagen feil steht und so schnell verkauft ist. Denn vor Mittag ist alles verkauft.“ Hier ist zu bedenken, daß Faber nur von dem Wein spricht, der vom Lande in die Stadt gebracht wurde. Daneben aber bauten sehr viele Bürger selbst Wein und schenkten ihn im eigenen Hause aus. Wer hierbei ein Faß „anstoßen“ wollte, ließ es durch einen „Weinschreyer“ verkündigen. Da kamen Bürger und Fremde und tranken, bis das Faß leer war. In dem heiteren Ulm bestand noch der weitere Gebrauch, daß die kleinen Wirte, die „Heckenwirte“, wenn sie Samstags ihren Wein vom Markte heimbrachten, einige Fässer vor dem Keller auf der Erde liegen ließen, sie anstachen und den Wein den Vorübergehenden anpriesen. Dann lagerten oft Eltern und Kinder, Männer und Weiber auf offener Straße und zechten. Der Magistrat wollte es zwar verbieten, allein er konnte den Gebrauch nur beschränken, nicht aufheben. Den bedeutendsten Vertrieb auf dem Ulmer Weinmarkt hatten Württemberg und die ehemaligen Reichsstädte Eßlingen und Heilbronn. Aber auch auf dem Neckar und Rhein wurde viel Wein in die Niederlande geführt, daher schon Herzog Christoph den Plan hatte, „den Neckar schiffig zu machen, da der Neckarwein vor anderen Weinen, sonderlich in heißen Zeiten, anmutig und berühmt ist, so könnte derselbe auch unter sich hinab (in die Niederlande) gebracht und verführt werden.“

Im 15., 16. und 17. Jahrhundert war der Neckarwein im In- und Auslande sehr beliebt. Die besten Weine erzeugten zu Anfang des 16. Jahrhunderts Cannstatt, Waiblingen und das Remstal; Stuttgart


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nannte Johannes Thetinger die Wiege des Bacchus, den Wein von Untertürkheim vergleicht er mit dem Nektar; ebenso rühmt er die trefflichen Weine von Besigheim, Weinsberg und dem Zabergau. Ausgezeichnet vor allen aber war der Wein von dem Elfinger Weinberg, der dem Kloster Maulbronn gehörte und mit Traminerreben bepflanzt war. Daß Württemberg damals viel Wein erzeugte, beweist die Geschichte des Feldzuges, den im Jahre 1519 der Schwäbische Bund gegen den Herzog Ulrich führte, und wobei er aus den herrschaftlichen und Privatkellern eine ungeheure Menge Wein mit sich fortnahm. Daß übrigens der dem Gaumen durch seine kühlende, den Durst stillende Kohlensäure angenehme Neckarwein auch in Ländern beliebt war, wo süße Weine erzeugt wurden, beweisen urkundliche Nachrichten, nach welchen Neckarweine unter Herzog Ulrich an den bayrischen Hof und unter Herzog Christoph an das Hoflager in Wien, an Kaiser Maximilian, gesandt wurden. Ebenso war der Neckarwein in Hessen, wo doch Rhein- und Frankenweine näher zu bekommen waren, als Ehrentrunk beliebt. Die Tochter des Herzogs Christoph, die Witwe des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, bat 1597 ihren Vetter, den Herzog Friedrich von Württemberg, um einige Eimer Wein: „Dieweil ich nun allein das alt Mütterlin bin, denn das alt Herz wird bisweilen matt, daß ihm ein gutes Trünklein gar wohl bekommt.“ Bei der Labsal dieses Weines lebte das „alt Mütterlin“ noch volle einundzwanzig Jahre. Württembergs gute Weine lernt man auch durch die poetischen Schilderungen kennen, mit welchen die Dichter jener Zeit die Hoffeste besangen, wie es z. B. Nikodemus Frischlin in einem schönen lateinischen Gedichte tat. In den württembergischen Kanzleien gab es früher Suppen-, Schlaf- und Untertränke, damit die Räte und „Schreibersknechte“ (niedere Kanzleibeamte) nachher wieder um so fleißiger arbeiteten. Als die Prälaten in einem Bedenken gegen Herzog Christoph einst berührten, daß die Hofbecher in den Kellereien etwas abgenommen werden möchten, wodurch ein Merkliches erspart würde, schrieb der Herzog dazu, „daß er sich solches gefallen lasse, aber auch dafür halte, daß mit den Suppen-, Schlaf- und Untertränken bei der Kanzlei eine bessere Ordnung fürgenommen und damit etwas Namhaftes erspart werden möchte.“ In der erneuerten Hofordnung von 1556 verordnete auch Christoph, daß fürderhin in die Kanzlei zum Untertrunk mehr Wein nicht gegeben werde, denn in die Oberratsstube ein Glas (= ein halbes Maß), in die Rentkammer zwei Gläser, in die Kirchengutsverwaltung ein Glas und in die Oberschreibstube gleichfalls ein Glas.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als bei einer anderen Gelegenheit ihm die Kostenzettel zur Genehmigung vorgelegt wurden, schrieb er darunter: „Muß denn immer gefressen und gesoffen seyn?“ Die Vorzüglichkeit des Neckarweines in dieser Zeit hatte ihren Grund in der Bestockung der Weinberge mit wenigen, aber edlen Rebensorten, nämlich Traminer, Gutedel, Muskateller, Veltliner und Klevner. Diese wurden in jener Zeit nicht nur einzeln, sondern in ganzen Halden und Weinbergen angebaut, wobei der Elben und später der Sylvaner allerdings den Grund des Weinbaues bildeten. Zugleich trug die sorgfältige Behandlung des Weines beim Lesen, Keltern und im Faß zur Güte desselben bei. Rote und weiße Trauben wurden auch besonders und sorgfältig ausgelesen und ebenso gekeltert. Dazu kam noch die künstliche Bereitung besonderer Weinsorten, die damals beliebt waren und mit Gewürzen, Kräutern, Beeren oder Honig gekocht, die Stelle unserer heutigen Liköre ersetzten. So sandte Herzog Friedrich von Württemberg 1597 dem Herzog Julius von Braunschweig „zwey Faß rothen Claretweynes uff Burgundii Artt zugerichtet“. Leider fand auch schon in früher Zeit neben der künstlichen Bereitung des Weines die Weinverfälschung statt, obgleich die Kaiser und Fürsten strenge Gesetze dagegen erließen. Im Jahre 1706 gab ein Küfer von Eßlingen, Hans Jakob Erni, vor, eine neue, ganz vorzügliche Weinschöne erfunden zu haben und fand damit auch in Stuttgart viel Absatz. Bald aber zeigte es sich, daß sie aus höchst schädlichen Stoffen bestand; daher wurde Erni enthauptet und aller von ihm geschönte Wein ausgeschüttet.

In der Chronik des Weinbaues gibt es ebenso berühmte wie berüchtigte Jahre. Es gab deren, wo es an Fässern fehlte, all den Reichtum aufzubewahren, und wo man den Wein zum Teil umsonst haben konnte. Die ergiebigsten Jahre für den Weinbauer waren aber die des Weltkrieges und die folgenden Jahre, wo für den Wein unerhörte Wucherpreise gefordert und bezahlt wurden.

Nach: Der Weinbau in Württemberg. Schwäbische Chronik. 1884.

Friedrich List.

Von Ludwig Häußer, Professor der Geschichte.

Das Wirken Lists hat mit dem Lebenslauf unserer bedeutenden literarischen Persönlichkeiten wenig Ähnlichkeit; seine Richtung ist von Anfang an eine praktische und politische gewesen und kündigt sich als 16. J[illegible] schon in den frühesten Entwicklungen seines Lebens an. Seine



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bildung wird ihm von Anfang an nicht auf den gewohnten Wegen zugeführt; seine Erfahrung muß er sich im bittersten Kampfe mit äußeren Verhältnissen erringen und seiner Lebenstätigkeit überall unter entmutigenden Hindernissen und Opfern neue Bahnen zu brechen suchen. Es ist ein bitteres, vielbewegtes Leben, das ihn von Anfang an in die harte Zucht nimmt und seinen Geist und Charakter zu jenem seltenen Grade von Selbständigkeit und schöpferischer Rührigkeit heranbildet, die Lists hervorragendes Verdienst, aber auch die Quelle seiner Verkennungen war.

Friedrich List war 1789 in der schwäbischen Reichsstadt Reutlingen geboren. In den alten Reichsstädten war immer ein reges, öffentliches Leben gewesen; der Gemeingeist und die Selbsttätigkeit des Bürgertums hatte sich seit dem Verfalle Deutschlands in diesen kleinen, aber rührigen Kreisen noch am längsten erhalten. Reutlingen hatte unter den deutschen Städten einen besonders guten Klang; regsam, wohlhabend und auf seine Freiheit eifersüchtig, hatte es seit den Zeiten, wo es einen Gegenkönig der Hohenstaufen von seinen Toren abgewehrt, wo es mit Fürsten und Rittern tapfere und glückliche Kämpfe bestanden, einen gewissen Ruhm unter den schwäbischen Städten erlangt. Die Zeit der alten Kraft war zwar dahin, aber es lebte noch in den Nachgeborenen die Erinnerung an die frühere Macht und Unabhängigkeit, ein gewisses patriotisches Selbstgefühl und die unverwischte Abneigung gegen die Gewalt der Fürsten und ihrer Beamten, der diese reichsfreien Körperschaften allmählich anheimfielen. Unter diesen Eindrücken wuchs List heran; er sog dies reichsstädtische Selbstgefühl, die Vorliebe für freie bürgerliche und korporative Verhältnisse, die Abneigung gegen Beamtentum und Schreiberwesen gleichsam mit der Muttermilch ein. Er war kein Altwürttemberger, sondern ein „Reichsstädter", wie er oft später mit zufriedenem Nachdruck sagte; er brachte durchaus keine Pietät für das herkömmliche württembergische Schreiberregiment mit, wohl aber den Sinn für Unabhängigkeit und bürgerliche Selbstregierung, den unternehmenden und aufstrebenden Geist, wie er in diesen städtischen Kreisen sich noch so lange erhalten hatte.

Die Eltern Lists waren ehrbare Bürgersleute, die in der Reichsstadt in verdienter Achtung standen und sich bei einem schönen Häuflein Kinder eines gesegneten Wohlstandes erfreuten. Der Vater war Weißgerber und betrieb das Geschäft in bedeutendem Umfang. Die Mutter, eine zartfühlende, vortreffliche Frau, leitete das ausgedehnte Hauswesen tüchtig und verständig.



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der junge List besuchte die lateinische Schule, aber er hatte wenig Freude an den alten Sprachen; er las lieber Länder- und Reisebeschreibungen, unterhaltende und belehrende Bücher. Nach dem Willen des Vaters sollte er ebenfalls Weißgerber werden, und der ältere Bruder sollte ihn dazu anweisen. Der junge Fritz ward mit vierzehn Jahren in die Werkstatt eingeführt, aber er war ein nachlässiger Arbeiter. Man entschloß sich deshalb, er solle „Schreiber" werden. Bei den Stadtschreibern in Blaubeuren und in Ulm machte er tüchtige Fortschritte und bestand das Substitutenexamen.

Er begann, etwas über zwanzig Jahre alt, seine amtliche Laufbahn als Steuer- und Güterkommissar in Schelklingen bei Ulm und setzte sie auf dem Oberamt in Tübingen fort, aber es erwachte auch in ihm die Neigung, sich vielseitiger auszubilden und sich aus dem mechanischen Beruf der Schreibstube herauszuarbeiten. Die freien Stunden benutzte er zum Besuch von Vorlesungen und bestand eine höhere Prüfung im Verwaltungsdienst. Er wurde Oberrevisor mit dem Titel Rechnungsrat.

Minister von Wangenheim ließ in Tübingen einen Lehrstuhl für Staatskunde und Staatspraxis errichten, um den künftigen Einfluß des Schreiberwesens zu brechen. Er übertrug List die Professur für Staatspraxis. Es war ein sehr ausgebreitetes Feld, das List in seiner akademischen Tätigkeit bearbeiten sollte. Außer der Verwaltung und Staatspraxis waren es besonders die württembergischen Verfassungsverhältnisse, denen er seine Aufmerksamkeit zuwandte, um für die Begründung des neuen Repräsentativstaates Propaganda zu machen. Was List damals verlangte, eine wahre und wirkliche Volksvertretung, öffentliche Kontrolle des Staatswesens, Selbständigkeit der Gemeinden, Preßfreiheit, Geschworene, das alles sind Forderungen, die die gegenwärtige Zeit einstimmig zu ihrem politischen Programm gemacht hat, die aber damals nach einer langen Periode politischer Erschlaffung als kühne und gewaltsame Neuerungen erscheinen oder als Losungswort einer Revolution verdächtigt werden konnten. Als nun List es übernommen hatte, die Geschäfte des Vereins deutscher Kaufleute und Fabrikanten für Beförderung des Handels zu führen, ging er der Schwierigkeiten, die ihm seit der Entfernung von Wangenheims (Ende 1817) von der Regierung bereitet wurden, dadurch aus dem Wege, daß er am 1. Mai 1819 von seinem Lehramt zurücktrat. Die Stadt Reutlingen wählte ihn zum Abgeordneten in die Ständeversammlung, aber die Regierung genehmigte seine Wahl nicht.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Deutschland hatte sich das ganz widersinnige Verhältnis herausgebildet, daß in den Handelsbeziehungen zum nichtdeutschen Ausland das Prinzip der Handelsfreiheit überwog, unter den deutschen Staaten selbst aber die Lehre vom Zollschutze und das Prohibitivsystem ihre praktische Anwendung fanden. Die Kaufleute traten zwar für die Wegräumung der inneren Zollschranken in Deutschland ein, aber List war es, der die Dinge im großen Stil aufgriff, sie zur Aufgabe seines Lebens machte und die große Angelegenheit aus den kleinen Kreisen von Privatleuten auf die Höhe des allgemeinen nationalen Interesses erhob. In diesem Sinne faßte er 1819 die Schöpfung des Handelsvereins ins Auge, und in diesem Sinne wirkte er von der Zeit an volle siebenundzwanzig Jahre unermüdlich.

Von Reutlingen wieder in die Ständeversammlung gewählt, trat er Ende 1820 in diese ein, wurde aber wegen einer an sie gerichteten Eingabe betreffend allerlei Reformen ausgeschlossen und zu zehn Monaten Festungshaft verurteilt. Dieser ungerechten Strafe entzog er sich durch die Flucht nach dem Elsaß, aber weder dort noch in Baden und in der Schweiz fühlte er sich sicher. Freunde und Verwandte überredeten ihn, nach Württemberg zurückzukehren und sich an die Gnade des Königs zu wenden. So betrat er nach fast dreijähriger Selbstverbannung seine Heimat wieder. Seine Feinde waren unversöhnlich: er wurde nach dem Hohenasperg gebracht und mit ganz unwürdigen Arbeiten beschäftigt. Nachdem er einige Monate dort verbracht, wurde er durch Vermittelung einiger Freunde freigelassen, unter der Bedingung, daß er binnen drei Tagen das Land verließe und auf das Bürgerrecht verzichte.

List ging nun über das Badische ins Elsaß und von dort nach Havre, wo er sich nach Amerika einschiffte (1825). Der „entwichene Sträfling List" mußte sich eine neue Heimat suchen. Er siedelte sich mit seiner Familie zuerst am Susquehanna, dann in dem pennsylvanischen Städtchen Reading an. Seine Kenntnisse und Erfahrungen suchte er nach allen Seiten zu erweitern. Er befaßte sich nicht bloß mit der Landwirtschaft, sondern lernte auch die Natur der Verkehrsmittel und ihre Wirkung auf das geistige und materielle Leben der Völker kennen. Sein Name war unter den Amerikanern durch Lafayettes Empfehlung und durch die Geschichte seiner Verfolgung in Deutschland zu einer Achtung und einem Ansehen gelangt, daß er es versuchen durfte, als Fremder in die damals äußerst belebte und zum Teil leidenschaftliche Debatte, welche Zollgesetzgebung den Vorzug verdiene, mit hinein-


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zureden. Er wies nach, daß es notwendig sei, die bis dahin befolgten Wege des Freihandels zu verlassen. Seine in Zeitungen und in Buchform erschienenen Briefe erregten das größte Aufsehen.

Obschon er durch Entdeckung von Kohlenlagern seine wirtschaftlichen Verhältnisse bedeutend verbessert hatte, empfand er wieder Sehnsucht nach der Heimat. Die Gründe, die ihn zur Rückkehr nach Deutschland veranlaßten, entsprangen aus der eifrigsten und hochsinnigsten Teilnahme an der nationalen Wohlfahrt seines Vaterlandes. Er wollte seine Erfahrungen und seine Talente dem Heimatlande zuwenden. „Der Hintergrund aller meiner Gedanken ist immer Deutschland," so hatte er in Amerika sich ausgesprochen, als seine Tätigkeit dort den erfreulichsten Erfolg fand; in demselben Sinne suchte er jetzt die Rückkehr, unbekümmert um den Undank und die Widerwärtigkeiten, auf die er als Prophet im Vaterlande und zumal im deutschen Vaterlande gefaßt sein mußte. Er kannte die Beengtheit der deutschen Anschauungen, kannte die Sorglosigkeit der Regierungen, kannte den zähen Eigensinn der Bureaukratie und die beschauliche Trägheit des deutschen Volkes, aber dies alles benahm ihm nicht die Hoffnung, die große Umwälzung des Handelsverkehrs, die der Welt bevorstand, für Deutschland auf eine umfassende und heilbringende Weise einzuleiten. Dies war ihm der Hauptzweck seines Wirkens in Hamburg. Während seines zwölfmonatlichen Aufenthaltes wirkte er durch die Presse für die Errichtung neuer Eisenbahnverbindungen und übte einen mittelbaren Einfluß auf die Beschleunigung fast aller größeren Linien aus, die nachher in Bayern, Baden und Mitteldeutschland entworfen und unternommen worden sind. In Hamburg selbst freilich hatte er allen Unternehmungsgeist tot gefunden; man lachte ihm ins Gesicht, wenn er von der Herstellung eines großen deutschen Eisenbahnnetzes sprach. Die Meinung, daß in Sachsen rascher und erfolgreicher gewirkt werden könne, bewog ihn 1833, nach Leipzig überzusiedeln, in einen neuen Lebenskreis, wo er fruchtbare Anknüpfungen zu finden hoffte. Die Tätigkeit für die großen praktischen Unternehmungen der Zeit hinderte ihn nicht, zugleich auf dem literarischen Gebiete anregend und schöpferisch zu wirken und den Anstoß zu vielem zu geben, das ohne seinen kühnen Unternehmungsgeist schwerlich je von deutschen Gelehrten und Buchhändlern versucht worden wäre.

Als List nach Leipzig kam und mit seinen Ideen hervortrat, ging es ihm anfangs wie in Hamburg; man lächelte über die kühnen Pläne; indes bildete sich allmählich ein Kreis von Kaufleuten, Bankherren und Gelehrten, namentlich der jüngeren Generation, die sich mit Lists



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entwürfen befreundeten. Er zögerte nun nicht, nachdem er sich zuvor im Lande genau umgesehen und das Gelände kennen gelernt hatte, mit seinen Vorschlägen öffentlich hervorzutreten, und schrieb eine vortreffliche, eindringliche Broschüre unter dem Titel: „Über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems, und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden.“ Es galt hier, die Vorurteile gegen das Eisenbahnwesen überhaupt zu bekämpfen, ehe man es wagen durfte, den kühnen Gedanken eines deutschen Eisenbahnnetzes geltend zu machen. List konnte sich zwar auf seine Erfahrungen in Nordamerika berufen, aber es war damals noch ein allgemein verbreitetes Vorurteil, daß, was für den Verkehr von England und Amerika passe, nicht auch auf Deutschland anwendbar sei. Er mußte zuerst den Beweis führen, daß nicht die Wohlfeilheit des Bodens die Ursache sei, sondern der Unternehmungsgeist, freies Gewerbe, Wettbewerb, freier Verkehr auf einem weiten Gebiet und bereitwillig eifriges Entgegenkommen der Regierung, wo irgendein Bürger einen Plan zur Verbesserung ihrer Lage entworfen habe. List hatte seiner Schrift ein Kärtchen beigegeben, auf dem die künftigen Linien eines Eisenbahnnetzes verzeichnet waren. Wie viele mochten damals in diesen Entwürfen nichts als Schwindeleien sehen, und wie viele Hindernisse standen in Deutschland entgegen, wo der Unternehmungsgeist erschlafft war, die Regierungen und Bevölkerungen nichts von der unruhigen Rührigkeit der Briten und Nordamerikaner in sich fühlten, wo die Kleinstaaterei und die Kirchturmspolitik hundert Schwierigkeiten bereitete. Und trotz aller dieser Schwierigkeiten ist jenes Netz, wie List es damals entwarf, nach kaum fünfzehn Jahren vollendet gewesen — gewiß die schlagendste Rechtfertigung gegen alle damaligen Neider und Zweifler.

List erntete allerdings keinen Lohn für seine jahrelangen Bemühungen und Arbeiten. „Wir werden nicht wie Yankees handeln,“ hatten ihm die Leipziger gesagt. Es war ein wahres Wort, aber in einem anderen Sinne, als es gesprochen war. Bei den Yankees hatte List die volle und freudige Anerkennung seines Wirkens und den reichlichen Lohn seiner Bemühungen erhalten; die Landsleute fanden ihn mit schlechtem Dank und schlechtem Lohne ab und schoben ihn als lästigen Planmacher beiseite, nachdem sie in den Stand gesetzt waren, von seinem Ideenreichtum die sicheren Prozente zu ziehen.

Das bleibende Erbteil, das List der deutschen Nation hinterließ, war die Erweckung eines neuen Geistes, der die alte Generation noch belebt


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und verjüngt hat und der auf die künftigen Geschlechter als bleibende Errungenschaft übergehen wird. Der Geist, die Wachsamkeit auf die eigenen Interessen, die Eifersucht auf die eigene Macht und Ehre, die Selbsttätigkeit in den eigenen Angelegenheiten, die Teilnahme an allen großen praktischen Dingen, mit einem Worte, alle Tugenden eines vaterländischen Gemeingeistes, die so lange geschlummert hatten, sind durch List in der deutschen Nation zuerst wieder geweckt worden.

Aus: Friedrich Lists Leben. 1. Teil von Friedr. List's gesammelten Schriften, herausgegeben von Ludwig Häußer. Stuttgart 1850, Cotta.

Wie ich Ingenieur wurde.

Von Max Eyth.



eine Kinderjahre verlebte ich in Schöntal, einem kleinen Nestchen von wenigen Häusern in einem waldreichen Winkel an der Jagst, im weltabgeschiedensten Teile Württembergs. Dort steht der stattliche Bau eines früheren Zisterzienserklosters, in welchem heute eines der vier evangelischen Seminare des Landes untergebracht ist, das gegen 40 junge Leute im Alter von 14 bis 18 Jahren beherbergt. Mein Vater war daselbst als Professor tätig, sein Lieblings- und Berufsstudium Griechisch und Geschichte, und ich zunächst sein einziges, nicht allzu hoffnungsvolles Söhnchen. Mein Großvater war Professor am Gymnasium zu Heilbronn, der nächsten, etwa 36 Kilometer entfernten Stadt. Seine Spezialität war Lateinisch und Hebräisch. Bei ihm durfte ich meine Ferien zubringen. Das war die Luft, in der ich aufwuchs; und doch wird es mir schwer, über die Poesie jener grünen Klostereinsamkeit mit Stillschweigen wegzugehen.

Die Zöglinge zu Schöntal sind die heranwachsenden Geistlichen Württembergs. Lange, ehe ich alt genug war, in das Seminar einzutreten, lag es schon aus diesem Grunde in dem Plan meiner Erziehung, daß ich den Weg beschreiten sollte, den Vater und Großvater gegangen waren, und den jede fromme Mutter ihrem Erstlinge wünscht. Die Wahl zwischen Theologie und Philologie stand mir frei. Ich wußte es selbst nicht anders, so sauer es mir fiel, die anfänglich so trockene und steinichte Straße des klassischen Wissens emporzuklettern. Bei diesem Punkte wird mir das Stillschweigen fast zur angenehmen Pflicht.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie alles anders kam, als es die treue Fürsorge meiner Eltern geplant hatte, gehört zu den Geheimnissen von Natur und Leben, die noch kein Forscher zu ergründen vermochte. Auch ich will nicht versuchen, zu erklären, wie der Trieb erwachte, der mich unwiderstehlich auf eine Bahn drängte, von der man in meiner ganzen Umgebung kaum eine Ahnung hatte; noch werde ich erzählen, wie sich eins ans andere fügte, bis ich meinen Weg gefunden hatte. Nur andeuten möchte ich, wo und wie der erste Funke des neuen Feuers, des Geistes unserer Zeit, auf mich fiel, um bald zur hellen Flamme zu werden, die mich durch ein langes, nicht müheloses Leben warm gehalten hat.

Ein schmaler waldiger Bergrücken trennt bei Schöntal das Jagst- vom Kochertal. Das nächste am Kocher gelegene Dörfchen ist Ernsbach, wo seit alter Zeit, von der Wasserkraft des kleinen Flusses getrieben, ein Eisenhammer in Tätigkeit ist: die einzige Spur industriellen Lebens, die weit und breit in jener von allem Verkehr abgeschnittenen Gegend anzutreffen war. Ich mochte neun Jahre zählen, als ich meinen Vater bei einem Besuch des Besitzers jenes bescheidenen Hammerwerks begleiten durfte und mit weitaufgerissenen Augen die Wunder anstarrte, die mir dort zum erstenmal entgegentraten. Der dickköpfige, eifrige Hammer, das sprühende Eisen, das geheimnisvolle, keuchende Zylindergebläse, das ganze Leben und Lärmen in der schwarzen Werkstätte erfüllte mich mit einem wunderlichen Gemisch von Schauder und Entzücken. Ich wußte nicht, was ich mit den wirren Gedanken in meinem kleinen Kopf und mit dem mächtigen, tatendurstigen Gefühl in meinem kleinen Herzen anfangen sollte, und ging an der Seite meines Vaters, dem ich nicht erklären konnte, was ich selbst nicht verstand, schweigend durch den Wald, den wir auf unserem Heimwege zu durchqueren hatten. Er dachte wohl, daß dieser Besuch nicht wiederholt werden dürfe, denn beim Konstruieren von Cornelius Nepos am folgenden Morgen war ich vernagelter — dies war der übliche Kunstausdruck — als je.

Ich allerdings dachte anders. Vierzehn Tage später folgte auf eine häßliche Regenwoche an einem Sonnabend der erste sonnige Frühlingsnachmittag. Diese Nachmittage waren gewöhnlich den Vorbereitungen auf die Lektionen der kommenden Woche gewidmet. Mein guter, für meine körperliche und geistige Entwickelung stets besorgter Vater riet mir, den Cornelius Nepos mit in den Wald zu nehmen und dort, das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, die auf Seite 28—33 unterstrichenen Wörter meinem Gedächtnis einzuprägen. Ich gehorchte mit verdächtiger Bereitwilligkeit, legte den Nepos unter einen mir wohl-

26*


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bekannten flachen Stein am Waldsaum, wo ihm nichts geschehen konnte, und lief gebückt wie ein von Hunden gehetztes Rehböcklein durch das Dickicht den Berg hinan. Es verfolgte mich niemand als das böse Gewissen, und selbst dieses gab die Verfolgung auf, als ich am oberen Bergrande aus dem Gebüsch trat und nun behaglich über Wiesen und Felder schlenderte, ja sogar gelegentlich stillstand, um die schmetternden Lerchen im Blau des Himmels zu suchen. Dann ging's wieder durch Wald, fast eine Stunde lang. Den Weg hatte ich mir genau gemerkt und zögerte keinen Augenblick, wenn mir auch in einer Schlucht, wo der zum Versinken schmutzige Pfad einen rauschenden Bach kreuzte, etwas bange wurde. Der Wald war doch länger, wenn man allein ging, als ich mir in meinem Eifer vorgestellt hatte. Ich rannte zuletzt wieder, aus Besorgnis, das Ende nie zu erreichen. Doch endlich und plötzlich wurde es helle. Ich stand am Rand der mit schlechtgepflegten Weinreben bepflanzten, steil abfallenden Berghalde des Kochertales und dort unten, im Grün fast begraben, lag das Ziel meiner kindlichen Sehnsucht.

Ein liebliches Bild: das Dörfchen mit den braunen Dächern an dem kleinen, da und dort aufblitzenden Flüßchen, die schmale Talsohle in frischem Wiesengrün, jenseits die schroff ansteigenden Hügel, bedeckt von waldumkränzten Feldern, darüber am Horizont die blauen Langenburger Berge, aus unbekannter sonniger Ferne herüberwinkend. In der ganzen idyllischen Landschaft fesselte mich jedoch nichts als dort unten, am Ende des Dorfes, ein trüber, braungrauer Fleck — schmutzig hätten ihn andere wohl genannt —, hinter dem einige größere Gebäude kaum zu erkennen waren. Es war Rauch, der schwer und dick aus zwei plumpen kurzen Schornsteinen quoll, der Rauch meiner Hammerschmiede.

Ringsum lag alles in nachmittäglicher Stille. Man hörte die Grillen zirpen, und zwei Pfauenaugen tanzten am nächsten Steinriegel auf und ab, ohne mich zu reizen. Ich legte mich hinter einem Dornbusch auf die Lauer, ja, ich drückte das Ohr kunstgerecht auf den Boden, wie ich's aus Indianergeschichten gelernt hatte. Doch blieb dieses Verfahren ohne Erfolg.

Plötzlich aber pochte es unten im Tal laut genug: „tapp, tapp, tapp, tapp" hastig, dumpf, zwei Minuten lang. Wie mich's rief und lockte! — Dann kam eine lange Pause, als ob mein Freund auf Antwort wartete. Hätte er hören können, wie mein kleines Herz klopfte, der gutmütige, trutzige, dickköpfige Hammer! — Jetzt rief er wieder: „tapp, tapp, tapp, tapp!" Diesmal nur kurz, wie wenn er vorhin etwas vergessen



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hätte. — Darauf folgte eine schier endlose Stille. War er mit allem fertig? Hatte er mir nichts mehr zu sagen, der arbeitslustige Geselle? — O nein; es ging wieder los: fünf ganze Minuten lang, als könnte er nicht mehr aufhören, wie toll vor Eifer: „tapp, tapp, tapp!"

Er dachte wohl gar nicht an mich; er war zu sehr beschäftigt! — Das war ein anderes Schaffen, als wenn ich Wörtchen aus dem Cornelius Nepos klaubte, um sie wieder zusammenzusetzen wie in einem Geduldspiel. — Tapp, tapp, tapp! — ein wenig einförmig, ja! Aber das Feuer, mit dem der brave Hammer draufklopfte, und das Wasserrad und das Zahngetrieb, die ihm halfen! Wie der rote Eisenklumpen sich dabei dehnen und strecken mochte! Das konnte ich allerdings nur vermuten, aber ich sah es so deutlich wie den Hammerkopf, der vor Eifer so rot wurde wie das spritzende Eisen selbst. — Jetzt wird der runde Klotz viereckig, und der viereckige länger und länger; er wird schon eine Stange, die man zu allem brauchen kann, was das Herz begehrt — zu einer Wagenachse, zu einem Blitzableiter, wer weiß zu was noch! — Das fühlte das Hämmerchen wohl; kein Wunder, es war so eifrig. Wüßte ich, zu was man den Cornelius Nepos brauchen kann, wer weiß, ob ich nicht ebenso eifrig wäre! Aber das konnte ja kein Mensch wissen! — Tapp, tapp! rief ich laut dem Hammer in seiner eigenen Sprache zu. Sie war so viel leichter und lustiger zu erlernen als die des Nepos. Tapp! tapp! tapp!

„Tapp, tapp, tapp", äffte eine rauhe höhnische Stimme über mir und eine schwere Hand legte sich auf meine Schulter. „Was der Kuckuck treibst denn du da, Bub'! Woher bist du? Wem gehörst du? Rede gestanden! Mit tapp tapp ist bei mir nichts zu machen."

Ich war ein kleines erschrockenes Bürschchen von kaum neun Jahren, verschmiert und verspritzt bis über die Ohren, denn in den aufgefahrenen Waldwegen hatte das Wasser fußtief gestanden. Zitternd sah ich an einem „Landjäger" hinauf, der seinen fürchterlichen Schnurrbart drehte und das Gewehr klirrend auf den Boden stieß. Es wollte mir nichts einfallen. Auch fühlte ich, daß der Mann mich nicht verstanden hätte, wenn mir auch alles Erdenkliche eingefallen wäre, selbst wenn ich ihm gesagt hätte, daß von drunten im Tal mein bester Freund heraufsignalisiere und gerade jetzt aufs emsigste drauflos tappe.

„So — aus Schöntal bist du! Dem Professor Eyth gehörst du," schnauzte der Mann. „Dummheiten gemacht! Durchgebrannt! Schon gut! — Auf dem Weg nach Schöntal bin ich selbst. Na, na! gut, daß ich


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dich erwischt habe. Dein Vater wird dir schon die Lust an dem Tapp tapp austreiben. Rechtsum kehrt! Vorwärts marsch!“

Der Unhold hatte kein Erbarmen. Wie ein ausgewachsener Verbrecher marschierte ich auf dem langen Rückweg vor dem Vertreter der Staatsgewalt her, manchmal leise schluchzend, streckenweise in stummem Jammer mein gräßliches Schicksal betrachtend. Als wir in der Abenddämmerung Schöntal unter uns sahen, legte ich mich aufs Bitten: „Lassen Sie mich los, Herr Landjäger! Wenn mich die anderen Buben sähen! Ich gehe ja schon von selbst heim!“

Es half nichts. Höhnisch lächelnd richtete er die Mündung seines Gewehres auf meine gefährdete kleine Rückseite und donnerte sein: „Vorwärts marsch!“ laut genug für drei Raubmörder. Unter dem Tor des Klosterhofes begegneten uns meine sämtlichen Schulfreunde, drei Mann hoch, jeder mit Cornelius Nepos unter dem Arm. Sie schlossen sich staunend, wenn auch etwas verschüchtert, der unerhörten Prozession an. An einem wohlbekannten Fenster des Klosterbaues glaubte ich für einen Augenblick meine Mutter zu sehen, die aber, wie mir schien, mit einer Gebärde unsäglichen Schmerzes sogleich wieder verschwand. Natürlich, dachte ich, verzweifelnd, sie holt den Vater. „Vorwärts, vorwärts!“ brummte mein Henker.

Kein Wunder, daß mich das überwältigende Elend völlig betäubte. Ich lief jetzt, so daß der Landjäger Mühe hatte, mir zu folgen, und sah und hörte nichts mehr. Nur in meinen Ohren summte es lauter als je: tapp, tapp, tapp, tapp! Es war ganz deutlich und tröstlich dazu. Wie wenn mein lieber neuer Freund mich in all diesem Jammer nicht verlassen wollte.

Als mich der Ortsvorsteher, Klostermüller und Bäcker zugleich, unter seiner Backstubentür stehen sah, lachte er hell auf und hieß den Herrn Landjäger zu meinem freudigen Erstaunen ein Rindvieh. Zu mir aber sprach er: „Mach, daß du heimkommst, Büble, und laß dich waschen. Richt auch einen schönen Gruß an deinen Vater aus; er soll dich das nächstemal besser hüten.“

Tapp, tapp, tapp! Wie ich lief! Mein Vater begegnete mir schon auf halbem Wege und ließ mir nicht Zeit, den Gruß auszurichten. Tapp, tapp, tapp! Nur eins freute mich heimlich, selbst in der Bitternis dieser Stunde: Mein Cornelius Nepos mußte heute die ganze kalte Nacht unter einem Stein im Wald zubringen. Tapp, tapp, tapp!

Ob ich auf der Bergkante über dem Kochertal oder erst im weiteren Verlauf jenes Nachmittags Ingenieur würde, weiß ich nicht genau.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber an jenem Tag geschah's, und das Tapp tapp meines fernen eisernen Freundes ist mir eine Art Wahlspruch geworden, der sich in guten und bösen Zeiten leidlich bewährt hat.

Allerdings kam später noch einiges andere dazu.

Zunächst jahrelang das unablässige Bestreben, kleine Eisenhämmer aus Holz zu bauen, die, wenn sie an heimlichen Bächlein aufgestellt waren und zu klopfen anfingen, von anderen bösen Buben entdeckt, bewundert und dann mit Steinwürfen zerstört wurden. Ernster wurde die Sache, als ich, noch etwas zu jung, im Seminar neben den vollwertigen Zöglingen hospitieren durfte und von Cornelius Nepos zu Ovid und Horaz aufgestiegen war. Eine gütige Vorsehung muß es gewollt haben, daß einer der Unterlehrer der Anstalt Mathematiker war und die Wärme einer trockenen Begeisterung für die einzigen Wahrheiten, die nie angezweifelt werden können, fühlbar um sich verbreitete. Diesem Manne verdanke ich mehr als das stille Glück meiner reiferen Knabenjahre. Schon nach den ersten Lektionen war mein Entzücken über das, was sich mir hier auftat, grenzenlos. Freudig-schlaflose Nächte lang schob ich gerade Linien und Kreisbögen und später Ellipsen und Hyperbeln im Kopfe hin und her, um selbsterfundene Probleme zu lösen, und mit jedem Tage mehr versank für mich die klassische Welt in schönem, wesenlosem Scheine. Obgleich Philologe von altem Schrot und Korn war mein lieber Vater ein ungewöhnlich verständiger Mann, dem ich das Beste verdanke, was der Mensch dem Menschen geben kann: meine Freiheit. Er glaubte jetzt zu wissen, was mit mir anzufangen sei, ließ die alten Zügel am Boden schleifen und dem jungen Füllen seinen Lauf.

Darauf folgte das Polytechnikum der fünfziger Jahre: Theorien auf gründlicher mathematischer Unterlage, und ein etwas nebliger Ausblick in die ferne Praxis. Die damals nur halb studentischen Freuden der Jugend zügelte ein ernstes und lebhaftes Gefühl, daß wir jungen Leute einer großen Zukunft entgegengingen, von der die Alten um uns her, die uns im allgemeinen mitleidig belächelten, keine Ahnung hatten.

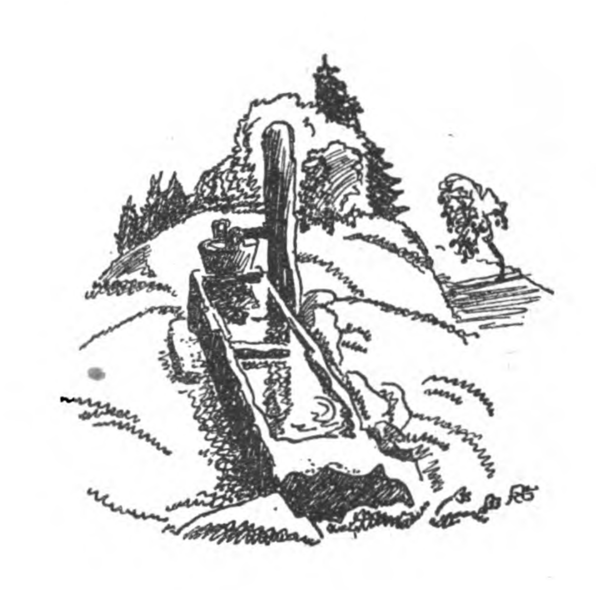
Dann nach der feucht-fröhlichen Studienzeit ging es mit zusammengebissenen Zähnen durch ein herbes Jahr am Schraubstock, unnötig gequält, heilsam verhöhnt, wund an Leib und Seele. Man fühlte sich zu alt für das kleine Elend des Tages und schämte sich dabei, daß es manchmal so groß erschien. Aber man verlor trotz Rauch und Ruß, trotz Schweiß und Schwielen nicht den Ausblick in die unbekannte Zukunft


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit ihrer Arbeit und ihrer Größe und ihren glücklich gelösten Aufgaben, und hielt aus.

Allerdings klang der Ruf ins Zeichenbureau wie eine Erlösung, denn man fühlte zu schmerzlich, daß man doch nie ein tüchtiger Schlosser geworden wäre. Nun aber brachte rascher und rascher jeder Schritt eine kleine Tat, ein Werk, das man sehen und greifen konnte, ein losgelöstes Stück des eigenen Ichs, das fortwirkte, wenn man es selbst schon längst vergessen hatte.

Aus: Max Eyth, Im Strom unserer Zeit. Aus Briefen eines Ingenieurs. 1. Bd.: Lehrjahre. 4. Auflage. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung.



Generated on 2018-09-29 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-09-29 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Generated on 2018-09-29 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

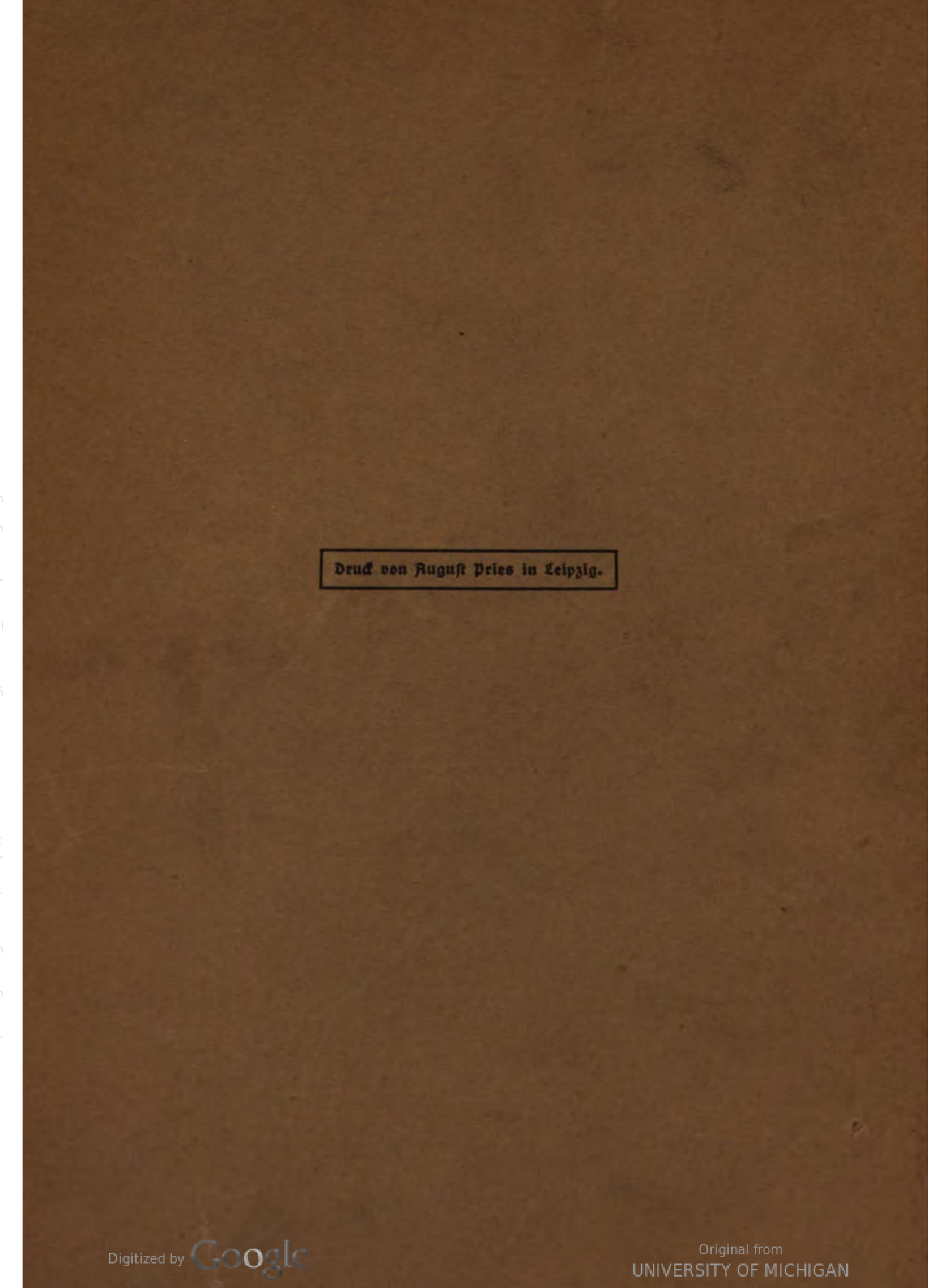




Generated on 2018-09-29 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-09-29 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015029449124
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google